

**Berliner Arbeiten
zur Bibliothekswissenschaft**

Bd. XIV

Ulla Wimmer

**Kultur messen:
Zählen, Vergleichen und Bewerten
im kulturellen Feld**

λογος

Berliner Arbeiten zur Bibliothekswissenschaft

Band 14

Berliner Arbeiten zur Bibliothekswissenschaft

Band 14

**Herausgegeben vom
Institut für Bibliothekswissenschaft
der Humboldt-Universität
zu Berlin**

Ulla Wimmer

Kultur messen

Zählen, Vergleichen und Bewerten
im kulturellen Feld

Logos 2004

Berliner Arbeiten zur Bibliothekswissenschaft

Herausgegeben vom Institut für Bibliothekswissenschaft
der Humboldt-Universität zu Berlin
unter Mitwirkung von
Prof. Dr. Konrad Umlauf

ISSN 1439-6688

Die vorliegende Studie ist die überarbeitete Version einer Masterarbeit am
Kulturwissenschaftlichen Seminar der Humboldt-Universität zu Berlin im
Sommersemester 2003.

Ganz herzlichen Dank an meine Betreuerin Frau PD Dr. Gerlinde Irmscher
(Kulturwissenschaftliches Seminar der HU Berlin) und an Herrn Prof. Dr. Konrad
Umlauf (Institut für Bibliothekswissenschaft der HU Berlin).

Besonderen Dank an Frau Renner (Prüfungsamt der Philosophischen Fakultät III
der HU Berlin) für ihre unschätzbare Unterstützung in allen bürokratischen
Angelegenheiten.

Außerdem vielen Dank an alle KorrekturleserInnen, EssenkocherInnen, (Computer-)
RatgeberInnen sowie an Herrn Prof. Dr. Gerhard Hacker (HTWK Leipzig) für
die Unterstützung in Layout-Fragen

© Logos-Verlag, Berlin 2004

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die
Einspeicherung in elektronische Systeme.

Reihengestaltung und Typographie: Gerhard Hacker

Satz: Ulla Wimmer

Gesetzt aus der Classical Garamond BT

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

Druck und Bindung: Logos Verlag, Berlin

Printed in Germany

ISSN 1439-6688

ISBN 3-8325-0682-9

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Das Messen in seiner Relation zu Kultur	9
2.1	Kurzdefinitionen und Erläuterungen	9
2.2	Messtheorie in den empirischen Wissenschaften	12
2.2.1	Messverfahren für „latente“ Phänomene.....	20
2.3	Messen als sozialer Akt.....	24
2.3.1	Systemtheoretische Betrachtung des Messens	24
2.3.1.1	<i>Komplexitätsreduktion als Ziel des Messens</i>	25
2.3.1.2	<i>Der Messvorgang als Interaktionssystem</i>	27
2.3.2	Der Messvorgang als sozialer Akt.....	29
2.3.2.1	<i>Das Aushandeln von Messinstrumenten</i>	29
2.3.2.2	<i>Konstruktion von Objektivitäten</i>	31
2.3.2.3	<i>Transport von Messergebnissen und „Vergessen der Prämissen“</i>	32
2.4	Messen als Kulturtechnik	36
2.4.1	Die Einwirkung der Kultur auf Messprozesse	41
2.4.1.1	<i>Kulturelle Einflüsse bei der Festlegung der Messmethodik</i>	41
2.4.1.2	<i>Kulturelle Einflüsse bei der Durchführung von Messungen</i>	44
2.4.1.3	<i>Kulturelle Einflüsse auf die Vorstellung von Objektivität</i>	46
2.4.2	Die Einwirkung des Messens auf die Kultur.....	47
2.4.3	Messen als Verschlüsselungs- u. Entschlüsselungsvorgang	49
2.5	Funktionen des Messens in historischer Perspektive.....	52
2.5.1	Grenzen ziehen und Einheiten schaffen.....	52
2.5.2	Normieren und Standardisieren	56
2.5.3	Steuern und Kontrollieren.....	57
2.5.4	Politische Deutungen des Messens	59

3	Kultur in ihrer Relation zum Messen	63
3.1	„Kultur“ und die „Felder kultureller Produktion“	63
3.1.1	Begriffsbestimmung „Kultur“ und weiteres Vorgehen	63
3.1.2	Die Felder kultureller Produktion nach Bourdieu	66
3.2	Der Autonomisierungsprozess der Kultur	70
3.2.1	Autonomisierung der Kultur als gesamtgesellschaftlicher Prozess	72
3.2.2	Autonomisierung der Kultur als feldspezifischer Prozess...	81
3.2.2.1	<i>Die Situation bis zum 19. Jahrhundert</i>	81
3.2.2.2	<i>Der Autonomisierungsprozess von Kunst und Wissenschaft im 19. Jahrhundert</i>	84
3.2.3	Die autonomen Felder kultureller Produktion	93
3.2.4	Zusammenfassung	101
3.3	Zusammenhänge zwischen Autonomie und Messbarkeit von Kultur	105
4	Messprozesse in kulturellen Feldern	113
4.1	Messinstrumente in kulturellen Feldern	113
4.1.1	Das Expertenurteil in Kunst und Wissenschaft	115
4.1.2	Quantitative Instrumente im kulturellen Feld	117
4.1.2.1	<i>Erfassung von Kultur und Bildung in amtlichen Statistiken</i>	118
4.1.2.2	<i>Quantitative Instrumente in den einzelnen kulturellen Feldern</i>	120
4.1.3	Rankings als hochaggregierte Messinstrumente	127
4.1.4	Analysekriterien für Messinstrumente	129
4.2	Der Capital-Kunstkompass	132
4.2.1	Das Messinstrument	132
4.2.2	Die Positionen der beteiligten Akteure im sozialen Raum	139
4.2.3	Die Wirkung der Messergebnisse	140
4.2.4	Thematisierung des Messens	143
4.2.5	Kontext des Messens	145
4.2.6	Zusammenfassung und Auswertung	147
4.3	Szientometrie mit Hilfe des Science Citation Index	150
4.3.1	Die Positionen im sozialen Raum	151
4.3.2	Kooperation/Interaktion der beteiligten Parteien	152
4.3.3	Das Messinstrument	152
4.3.4	Der Kontext des Messvorgangs	154
4.3.5	Die Wirkung der Messergebnisse	156

4.4	BIX - der Bibliotheksindex.....	159
4.4.1	Der Kontext des Messvorgangs	161
4.4.2	Die Positionen im sozialen Raum.....	166
4.4.3	Kooperation und Interaktion der beteiligten Parteien	170
4.4.4	Das Messinstrument.....	173
4.4.5	Die Wirkung der Messergebnisse.....	178
4.4.5.1	<i>Darstellung und Publikation</i>	178
4.4.5.2	<i>Nutzung und Interpretation der Ergebnisse</i>	180
4.4.5.3	<i>Rückkoppelungseffekte</i>	183
4.4.6	Zusammenfassung: Welche Funktionen hat der BIX?	183
4.5	Hochschul-Rankings.....	185
4.5.1	Hochschulrankings im Überblick.....	185
4.5.2	Positionierung der Akteure im Messprozess	187
4.5.3	Die Entwicklung der Messinstrumente	191
4.5.4	Diskussion und Kritik an den Rankings.....	195
4.5.5	Kontext des Messvorgangs	197
4.5.6	Wirkung der Messergebnisse	198
4.6	Das Wirkungsspektrum kultureller Messungen	203
5	Zusammenfassung.....	207
6	Literaturverzeichnis.....	217

1 Einleitung

„Kultur messen“ ist ein Thema, das durch seine vielfältigen Bezüge zu aktuellen Diskussionen Ansatzpunkte für zahlreiche Assoziationen und Interpretationen bietet. Um das Thema genauer zu bestimmen, soll zunächst seine Entstehung beschrieben werden. Drei mögliche Missverständnisse müssen dafür geklärt werden.

Das erste Missverständnis bestünde darin, von der Arbeit eine Art „How-to-do“-Handbuch zu erwarten, wie sie vor allem im Kulturmanagement und in der Kulturverwaltung seit einigen Jahren in großer Zahl erarbeitet wurden: mittlerweile liegen vielfältige Kataloge und Konzepte für Statistik, Qualitätsmanagement, Controlling, Leistungsindikatoren, Evaluationen, Kostenrechnung, Outputgrößen etc. für Kultureinrichtungen aller Art vor. Auch das Interesse der Verfasserin an der Fragestellung ist aus der Beschäftigung mit solchen operativen Aufgaben heraus entstanden, und zwar im Bereich des Bibliothekswesens¹. Dort standen anfangs ganz handfeste Verfahrensfragen im Mittelpunkt: was kostet es, eine Katalogkarte zu digitalisieren, wie zählt man eine Ausleihe, wie definiert man die Nutzer einer Bibliothek. Im Laufe der Zeit stellte sich heraus, dass es über derartige Definitions- und Konventionsfragen in regelmäßigen Abständen immer wieder zur Diskussion kam und dass sie jedes Mal wieder mit großem Engagement und sehr kontrovers debattiert wurden. Messinstrumente waren immer Angelegenheiten von höchster Brisanz. Das war der erste Ansatzpunkt, auf einer nicht ganz so operationalen Ebene darüber nachzudenken, wieso diese Definitionsprozesse nie abgeschlossen waren und was unter der operationalen Oberfläche eigentlich vor sich geht, wenn kulturelle Einrichtungen gemessen werden.

Nach und nach zeigte sich, dass Messinstrumente und ihre Verwendung in ein Geflecht von fachlichen und politischen Beziehungen zwischen EinzelakteurInnen (Personen und Institutionen), den nichtfachlichen AkteurInnen (z.B. den finanziellen oder politischen Trägereinrichtungen), fachlichen Gremien und nationalen Institutionen und Strukturen verwoben waren. Es stellte sich also die Frage, welche Rolle die Messinstrumente in den Auseinandersetzungen zwischen kulturellen Einrichtungen und ihren Geldgebern und den Einrichtungen untereinander spielen, wie sie dabei verwendet und eingesetzt werden können. Aus diesen Beobachtungen heraus entstand das Interesse, das Thema „Kultur messen“ aus einer nicht-

¹ Mitarbeit unter anderem an folgenden Projekten: Kostenrechnung für Retrokonversionsverfahren (1991) – Controlling für Öffentliche Bibliotheken (1993) – KGSt-Arbeitsgruppe „Produktbeschreibung für Öffentliche Bibliotheken (1996) – IFLA-Preconference on Output Measurement and Quality Management (1998) – DBS-Indikatorenraster (2000) – Berichtswesen für kulturelle Einrichtungen (2001)

operationalen, einer „strategischen“ und (kultur-)wissenschaftlichen Perspektive zu untersuchen – und losgelöst vom „bibliothekarischen Feld“. Sowohl im theoretischen als auch im empirischen Teil geht es deshalb um Messvorgänge in allen Bereichen von Kunst und Wissenschaft. Auf diese Weise kann eine größere Vielfalt von Phänomenen aufgezeigt werden als es anhand eines einzelnen Feldes möglich wäre. Gleichzeitig entsteht dadurch die Möglichkeit, potentiell vorhandene Gemeinsamkeiten und Strukturähnlichkeiten über alle kulturellen Bereiche hinweg zu erkennen. Trotzdem wird es durchgehend so sein, dass Beispiele und Fälle aus dem Bibliothekswesen überwiegen, weil der Verfasserin dort das detaillierte Wissen zur Verfügung steht, das notwendig ist, um die strategische Bedeutung mancher scheinbar belangloser Detailinformationen zu verstehen.

Die Ausweitung der Perspektive auf Kunst und Wissenschaft führt jedoch zunächst zum zweiten potentiellen Missverständnis: dass diese Arbeit eine kulturwissenschaftliche Arbeit sei, weil sie sich mit „Kultur“ beschäftigt – genauer gesagt mit den Auseinandersetzungen um den Begriff „Kultur“. Das ist nicht unbedingt so (Kultursoziologie ist *Soziologie* der Kultur, nicht Kulturwissenschaft), und es ist notwendig, hier verschiedene Ebenen zu trennen: Die „Kultur“ (im Sinne eines traditionellen, engen Kulturbegriffs hier verstanden als Wissenschaft und Kunst) steht im Gefüge „Kultur messen“ auf dem Platz des Objekts. Phänomene aus Kunst und Wissenschaft sind also zwar der Betrachtungsgegenstand, das konkrete Beispiel bzw. das Untersuchungsobjekt. Der kulturwissenschaftliche Ansatz der Arbeit ergibt sich jedoch erst daraus, dass sie auf interdisziplinäre Sichtweisen, auf soziologische (Bourdieu), literaturhistorische (Bollenbeck), wissenschaftstheoretische und wissenschaftshistorische (Porter, Desrosières) Arbeiten aufbaut und dass sie diese unter zwei Fragestellungen untersucht, die in der Kulturwissenschaft im Moment diskutiert werden:

- a) die Frage nach der Funktion und Wirkung von Darstellungen und Repräsentationen für unsere Weltsicht und das Handeln in der Welt und
- b) die Frage nach den vielfältigen Machtfeldern und -strukturen, die in einem sozialen Gefüge über die unterschiedlichsten „Medien“ (z.B. über Messprozesse) wirken können.

Diese Positionsbestimmung weist schon auf ein drittes mögliches Missverständnis hin: dass bei dieser Arbeit die gemessenen Phänomene – Kunst und Wissenschaft – im Mittelpunkt stünden. Tatsächlich ist es eher so, dass im Zentrum der Arbeit die Kulturtechniken des Messens und Quantifizierens stehen, die zwei kulturwissenschaftlich höchst bedeutungsvolle Tätigkeiten darstellen: Einige Kernbegriffe

der heutigen Kulturwissenschaft – Kategorisierung und Codierung – sind beispielsweise auch Kernbegriffe des Messens. Messen ist eine kulturelle Praxis, die nicht nur Repräsentationen und Darstellungen der Welt erzeugt, sondern auch Normierungen und Idealvorstellungen, und die damit bestimmte Wahrnehmungsmuster, Normen und Weltsichten herstellt. Diese Muster sind integraler Bestandteil unserer Kultur (im Sinne des weiten Kulturbegriffs verstanden als gemeinsame Symbole, Zeichen, Grundannahmen, Werte, Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster, Lebensformen). Messen *erzeugt* Realität – in dieser Arbeit die Realität von „Kultur“ (im Sinne des engen Kulturbegriffs: von Kunst und Wissenschaft).

„Kultur“ taucht in der Arbeit also an drei Stellen mit unterschiedlichen Bedeutungen und Funktionen auf:

1. die *Kulturwissenschaft* bildet den methodischen Ansatz der Arbeit,
2. „Messen“ als eine *kulturelle Praxis*, die Kultur mitkonstituiert, ist das Thema der Arbeit, und
3. „*die Kultur*“ (Kunst und Wissenschaft) ist ihr Untersuchungsobjekt, das Beispiel, an dem die Funktionsweisen des Messens untersucht werden.

Das heißt in einem Satz zusammengefasst:

- *Kulturwissenschaft*
- untersucht eine *kulturelle Praxis* (Repräsentation durch Messen)
- am Objekt „*Kultur*“.

Die Arbeit ist in drei Teile gegliedert. Die ersten beiden Teile beschäftigen sich jeweils theoretisch mit dem Begriff des Messens (in seiner Relation zu Kultur) und mit dem Begriff der Kultur (in ihrer Relation zum Messen). Der dritte Teil untersucht die Kombination von beidem in Form von empirisch vorliegenden Messinstrumenten.

Teil 1 nähert sich dem Begriff des Messens aus vier unterschiedlichen Perspektiven. Zunächst werden die Grundlagen der axiomatischen Messtheorie – der „Wissenschaft vom Messen“ kurz dargelegt, weil sie den Ausgangspunkt für Messungen in allen Disziplinen darstellt und das Verständnis vom „Messen“ entscheidend geprägt hat. Nicht zuletzt soll die Messtheorie danach befragt werden, ob sich aus ihr Gründe ergeben, warum Objekte aus Kunst und Wissenschaft nicht messbar

sind. Ein Vergleich des Einsatzes von quantitativen Instrumenten in Psychologie und Kultur ist hier hilfreich.

Die zweite Perspektive auf das Messen ist eine soziologische und untersucht Messverfahren als soziale Akte. Was die axiomatische Messtheorie an sozialem Kontext des Messens ignoriert, soll mit dieser Perspektive wieder sichtbar gemacht werden. Dies geschieht insbesondere mit Hilfe einer systemtheoretischen Betrachtung und mit dem wissenschaftssoziologischen Konzept des Aushandelns von Bedeutungen und Methoden.

Nachdem das Messen so in einen sozialen Kontext gestellt wurde, kann es in seiner Eigenschaft als Kulturtechnik untersucht werden – als eine Praxis, die kulturell geprägt ist und ihrerseits wieder unsere Kultur (Wahrnehmungsmuster, Denkweisen etc.) zurückprägt. Hier steht die Frage im Mittelpunkt, auf welche Weise Messvorgänge, die mit dem Anspruch auf weitestgehende Allgemeingültigkeit und Objektivität konzipiert werden, durch kulturelle Wertvorstellungen und Vorprägungen beeinflusst sind. Umgekehrt wird versucht zu beschreiben, was die Praxis des Messens zum spezifischen Entwicklungsverlauf der westlichen Kultur beigetragen hat.

Um zu verstehen, welche Funktionen einzelne Messvorgänge in gesellschaftlichen Prozessen übernehmen können, wird zuletzt eine historische Perspektive eingenommen. Anhand von Beispielen aus der Statistik- und Quantifizierungsgeschichte werden einige Grundfunktionen des Messens dargestellt. Hier wird etwas ausführlicher auf Messvorgänge in anderen als den kulturellen Feldern eingegangen, damit das Funktionsspektrum von Messungen deutlich wird. Aus der historischen Betrachtung ergeben sich zum Schluss Überlegungen zur politischen Verortung von quantitativen Instrumenten.

Teil 2 wendet sich dem Messobjekt „Kultur“ zu. Im Mittelpunkt steht hier die Frage, wie Kunst und Wissenschaft unter dem Oberbegriff „Kultur“ den Nimbus der Unmessbarkeit bekommen konnten, der ihnen bis heute anhaftet, bzw. woraus die Spannungen und Diskussionen resultieren, die bei Messvorgängen kultureller Objekte immer wieder auftauchen. Es wird zunächst einmal nachvollzogen, welche Bedeutung der Kulturbegriff im sozialen Raum „Deutschland“ seit der Aufklärung genommen hat und was das für das Messen von Kultur bedeutet. Dies geschieht auf der Grundlage der Arbeit des Germanisten Georg Bollenbeck zu „Bildung und Kultur“. Aus der weiten historischen Perspektive Bollenbecks heraus wird dann die Entwicklung eines „kulturellen Feldes“ mit autonomen Funktionsregeln, Werten und Hierarchien bis Anfang des 20. Jahrhunderts nachvollzogen. Schon der Begriff des Feldes weist darauf hin, dass dieser Teil dicht an der Arbeit

Pierre Bourdieus entlang führt. Anhand seiner Analyse der spezifischen Charakteristika der kulturellen Felder lässt sich das schwierige Verhältnis der Kultur zum Messen sehr gut erklären.

Auf der Grundlage der theoretischen Erkenntnisse, die in den ersten beiden Kapiteln gewonnen wurden, untersucht *Teil 3* schließlich die Praxis von Messprozessen in kulturellen Feldern. Für diesen empirischen Teil existierten zwei Alternativen: einmal ein Längsschnitt durch einen ausgewählten Bereich (z.B. das Bibliothekswesen, die Theater, die Hochschulen o.ä.), in dem die Messvorgänge, die sich hier abspielen, detailliert und chronologisch dargestellt und zur politischen und fachlichen Entwicklung des Bereichs in Relation gesetzt werden. Der Vorteil dieses Vorgehens besteht darin, dass die Veränderungen, die ein Bereich im Wandel der politischen Anforderungen und Positionierungen von seiner Konstituierung bis heute genommen hat, sehr genau zu den entsprechenden Messsystemen in Bezug gesetzt werden können. Der Nachteil besteht allerdings darin, dass in der Begrenztheit *eines* kulturellen Bereichs zwangsläufig viele Nuancen und Sachverhalte nicht vorkommen.

Deshalb wurde hier die andere Möglichkeit gewählt, nämlich eine Querschnittsbetrachtung über mehrere Kulturbereiche hinweg anhand *eines* Messtyps, dem Ranking. Der Vorteil besteht darin, dass sich die unterschiedlichen fachlichen und strategischen Gegebenheiten, die in den verschiedenen kulturellen Feldern vorliegen, deutlich auf die Modalitäten des jeweiligen Rankings auswirken, bzw. dass die variablen Bedeutungen eines Rankings in unterschiedlichen strategischen Situationen zur Geltung kommen. Es werden drei Rankings und eine Datengrundlage für Rankings genauer analysiert:

- Der Kapital-Kunstkompass (ein Künstler-Ranking)
- Der Science Citation Index (Grundlage für die Bewertung von Forschungsleistungen)
- Der BIX-Bibliotheksindex (ein Ranking Öffentlicher Bibliotheken)
- diverse Hochschulrankings, besonders das Ranking des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE)

Die ersten beiden Rankings messen Personen (Kunstkompass), bzw. bilden die Grundlage von Rankings von Personen und Institutionen (SCI), die letzten beiden messen Institutionen.

Aus der Beschreibung der Vorgehensweise wird zunächst deutlich, dass die Arbeit sich von der operationalen Ebene quantitativer Instrumente weitgehend

fern hält: gut die Hälfte der Arbeit bewegt sich in einem rein theoretischen Rahmen. Das heißt unter anderem, dass auf die vielfältigen Details, die die Wirkung eines Messinstruments mitbestimmen, nicht so ausführlich eingegangen wird, wie das unter einem eher methodenkritischen Ansatz nötig wäre. Bei Messinstrumenten stecken wichtige Einflussfaktoren ganz tief im Detail, also ist eine Detailanalyse unerlässlich – aber nicht Bestandteil dieser Arbeit. Teilweise konnte auf derartige Analysen aufgebaut werden (bei den Hochschulrankings), teilweise fließen sie aus den Erfahrungen der Verfasserin im Bibliothekswesen ein. Analysen, die sich ganz dicht an einem Messinstrument entlang bewegen, laufen nämlich auch Gefahr, den „blinden Fleck“ des Messinstruments mit zu übernehmen. Daraus ergibt sich die Anforderung, für eine „Beobachtung zweiter Ordnung“ die Detailperspektive für eine andere, grobmaschigere, aufzugeben. Ein Effekt dieses Vorgehensweise ist es auch, dass die Erkenntnisse dieser Arbeit keine unmittelbar praktische Anwendbarkeit besitzen; gerade um ein Gegengewicht zu den operativ-praktischen Aspekten des Messens zu schaffen, wurde hier ganz der Luxus der interesselosen Erkenntnis verfolgt.

Das Anliegen, ein breites Spektrum von Aspekten des Messens aufzuzeigen, in Verbindung mit der Entscheidung, Messinstrumente in mehreren kulturellen Feldern zu untersuchen, führt zu einem eher extensiven als intensiven Ansatz der Arbeit. Anstatt an wenigen Stellen in die Tiefe zu gehen, wurde es vorgezogen, eine Vielzahl von Variablen für kulturelle Messungen aufzuzeigen, was dazu führt, dass sie zwar benannt, aber nicht bis ins Detail verfolgt werden können. „Gründlichkeit“ bedeutet für den Ansatz einer kontextbezogenen, „vernetzten“ Betrachtung von Messprozessen zunächst einmal, möglichst viele Einflussfaktoren zu benennen. Weitere Arbeiten können dann die einzelnen Felder mit den gefundenen Variablen im Detail untersuchen.

Wie erwähnt sind Messvorgänge in kulturellen Feldern in der Regel mit Spannungen und Diskussionen verbunden, zu denen auch politische Zuschreibungen gehören. Das Statement „Kultur kann man doch nicht messen!“ beinhaltet beispielsweise eine Selbstbehauptung kultureller Eigenwerte und eine Verortung von Messversuchen als Übergriffe und Usurpationsversuche kulturfremder Sphären, besonders der ökonomischen. Derartige politische Zuschreibungen sind – über das Gegensatzpaar „Kunst–Kommerz“ – integraler Teil des gesamten Problemkomplexes, d.h. sie sind Teil des Machtspiels, das beim Messen von Kultur abläuft. Deshalb kann in einer Arbeit, die gerade dieses Machtspiel betrachten will, keine Positionierung zu dieser Frage stattfinden, denn damit würde die Beobachterposition aufgegeben werden. Wenn die Arbeit die proklamierte „Unmessbarkeit“ von Kunst und Wissenschaft auf ihre Funktionen im Machtspiel hinterfragen

will, kann sie nicht die Position vertreten, Kultur solle nicht gemessen werden. Sie muss jedoch die Abhängigkeiten und Wirkungen von Messprozessen auf die Konstituierung kultureller Felder benennen.

Auch die Praxis des Messens muss ihrerseits in vielfältiger Hinsicht hinterfragt werden; die Quintessenz aus dieser „Dekonstruktion des Messens“ kann und soll jedoch nicht sein, objektive Messungen und quantitative Instrumente zu disqualifizieren – das würde die vielfältigen Funktionen des Messens und seine tiefe Verwurzelung in der westlichen Kultur ignorieren. Es geht lediglich darum, die Kontextabhängigkeit von Messvorgängen aufzuzeigen und die Grenzen und Rahmenbedingungen wieder sichtbar zu machen, in denen ihre Methoden und Ergebnisse entstanden sind. Was Messvorgänge damit an Objektivität – also an „allgemeiner“ und „absoluter“ Aussagekraft – *scheinbar* verlieren, gewinnen sie dadurch an anderer Stelle – durch ihre Aussagekraft über konkrete strategische Situationen – wieder zurück.

2 Das Messen in seiner Relation zu Kultur

Bevor die Anwendung von Messinstrumenten auf kulturelle Objekte analysiert werden kann, muss als erster Schritt die Tätigkeit des Messens selbst untersucht werden. Dabei reicht es nicht aus, die Annahmen der axiomatischen Messtheorie darzustellen. Um bei der dann folgenden Betrachtung der Messinstrumente über die reine Analyse der Messmethoden und statistischen Verfahren hinauszukommen, müssen schon hier die sozialen und kulturellen Bedingtheiten des Messens herausgearbeitet werden. Das Wissen darum, wie Messprozesse ablaufen, wodurch Messungen präformiert werden und welche Funktionen Messungen in sozialen Prozessen übernehmen können, sensibilisiert den Blick für die Vorgänge, die beim Messen von Objekten aus Kunst und Wissenschaft vor sich gehen.

Zwar wird nach einer kurzen Erläuterung der wichtigsten Begriffe des Messens zunächst auf die axiomatische Messtheorie eingegangen, weil ihre Annahmen das Grundverständnis von „Messen“ entscheidend geprägt haben und noch immer prägen. Für ein tieferes Verständnis von Messprozessen ist es dann aber notwendig, die Messtheorie um eine Betrachtung des Messens unter soziologischem, kulturwissenschaftlichem und historischem Blickwinkel zu erweitern. Hierbei wird der Bogen der betrachteten Phänomene sehr weit gespannt und geht über das Messen von Kulturobjekten hinaus. Dies ist deshalb notwendig, um Messprozesse in kulturellen Feldern später mit einem breiten Analysespektrum beurteilen zu können.

2.1 Kurzdefinitionen und Erläuterungen

Messen

Für den Begriff „Messen“ existiert eine Reihe von relativ konsistenten Definitionen. „Eine Messung ist die Zuordnung von Zahlenwerten und numerischen Verfahren zu empirischen Größen und Vorgängen“ definiert die Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie². „Beim Messen werden bestimmten Eigenschaften oder Vorgängen in der Empirie nach bestimmten Regeln Zahlenwerte zugeordnet“³ (Historisches Wörterbuch der Philosophie). Diese und andere, ähnliche Definitionen stimmen in den folgenden Bestandteilen überein:

² Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie, Stichwort „Messung“, Band 2, S. 862

³ Historisches Wörterbuch der Philosophie, Stichwort „Messen“, Band 5, Spalte 1161

- a) dem Verb „zuordnen“ als einer (kognitiven) Tätigkeit, verschiedene, eigentlich distinkte Elemente zu verbinden,
- b) empirischen Phänomenen (Vorgänge und Eigenschaften bzw. Größen) als Ausgangspunkten der Zuordnung und
- c) Zahlenwerten als zuzuordnenden Elementen.

Die Definitionen weisen außerdem darauf hin, dass die Zuordnung regelhaft und nicht willkürlich vonstatten gehen muss.

Messvorgang oder Messprozess

In der klassischen Messtheorie ist der Messvorgang oder Messprozess der Akt des Zuweisens einer Maßzahl zu einer empirischen Größe oder einem Vorgang. Die Skalierung (d.h. die Erstellung des Messinstrumentes) und die Weiterverarbeitung der Messdaten gehören dort nicht zum eigentlichen Messprozess. Beim Messen von sozialen oder psychologischen Phänomenen – also auch beim Messen von Kultur – liegen in der Entwicklung des Messinstrumentes und in der Interpretation der Daten jedoch so viele wesentliche und gestaltbare Einflussfaktoren für die Messung, dass sie nicht vom Kernakt der Zahlenzuweisung getrennt betrachtet werden sollten. Beschränkt man die Betrachtung des Messens auf den Kernakt (die „regelmäßige Zuweisung“) entsteht daraus ein mechanistisches Verständnis des Messens, das den Vorgängen rund um das Messen von Kultur (und anderen sozialen Phänomenen) nicht gerecht wird. Deshalb gilt für diese Arbeit eine weitere Definition des Messvorgangs. Ein Messvorgang (oder auch Messprozess) ist der gesamte Prozess der

- Entwicklung und Veränderung eines Messinstrumentes (Methodenwahl, Skalenentwicklung, Definitionen, Erhebungsmodi)
- Erhebung von Daten (zählen, messen, befragen)
- Weiterverarbeitung der Daten (vergleichen, Relationen herstellen, statistische Instrumente anwenden)
- Interpretation und Bewertung der Daten (Verwendung, Publikation, verbale Interpretation, Argumentation, Planungsgrundlage)

Dieser Prozess kann repetitiv bzw. zyklisch sein. Die Trennung in einzelne Schritte ist nur analytisch, nicht linear oder zeitlich zu sehen, da alle Probleme gleichzeitig in den Messvorgang einfließen. So beeinflussen z.B. Interpretationen bisheriger Messungen und Positionierungen die Definitionen neuer Messinstrumente; die

Weiterverarbeitung von Daten hängt von der Entwicklung des Messinstruments ab usw.

Vergleichen

Vergleichen ist zunächst ein elementarer Bestandteil von vielen Messvorgängen, wenn nämlich das zu Messende mit einem Maßstab bzw. mit Maßeinheiten verglichen wird. Auf dieser grundlegenden Ebene ist Messen eng verknüpft mit Vergleichen und gleichzeitig mit Zählen. Die Tätigkeit des Vergleichs ist also im Messen ganz grundsätzlich angelegt. Darüber hinaus ist der direkte quantitative Vergleich von zwei Objekten selbst als Messvorgang definiert, und zwar als Messung auf einer Ordinalskala (vgl. Kap. 1.1).

Bei der Weiterverarbeitung von Messergebnissen spielt der Vergleich ebenfalls eine große Rolle: hier werden Messergebnisse mit einander verglichen und damit zu einander in Beziehung gesetzt. Diese Art des Vergleichs bildet beispielsweise die Grundlage für Bewertungen.

Bewerten

Reine, numerische Messergebnisse stellen für sich genommen noch keine Aussagen oder Urteile dar. Sie werden erst in der weiteren Verwendung dazu. Die offensichtlichste Form einer Wertung liegt vor, wenn tatsächlich „ein Werturteil“ ausgesprochen wird. Dazu muss es in vielen Fällen nicht kommen. Die gemessenen Objekte erfahren auch schon dadurch eine Bewertung, dass die Messergebnisse in eine bestimmte Richtung interpretiert werden. Eine konkrete Handlung, die aus einem Messergebnis abgeleitet wird, enthält ebenfalls eine Bewertung, auch wenn sie kein explizites Werturteil ausspricht.

2.2 Messtheorie in den empirischen Wissenschaften

Zählen und Messen sind Tätigkeiten, die sich in der menschlichen Entwicklung sehr weit zurückverfolgen lassen. Auf ein Alter von ca. 37.000 Jahren wird der erste Fund eines hilfsmittelgestützten Zählens geschätzt, ein Knochenstück, auf dem eine „Strichliste“ von 29 Kerben eingeritzt ist. Dieser Fund stammt aus Südafrika; in Europa findet sich ein ähnlicher Nachweis, der etwa 32.000 Jahre alt ist; ebenfalls ein Knochen mit einer Kerbenreihe, der 1937 im tschechischen Vestonice gefunden wurde.⁴ Beide Tätigkeiten waren stets eng mit praktisch-konkreten Aufgaben verbunden: mit der Strukturierung von Zeit und Raum, mit der Erfassung von Gegenstandsmengen (z.B. einer Herde), mit der Bestimmung von Tauschäquivalenten. Auf der anderen Seite entstanden dort, wo sich ein abstrakter Zahlenbegriff entwickelte, nämlich in der griechischen Antike, die Grundzüge der Mathematik. Dort entwickelte die Schule der Pythagoräer eine starke Verbindung zwischen Mathematik und dem Metaphysischen bzw. eine Aufladung von Zahlen mit mystischen und religiösen Bedeutungen. Diese setzte sich in christlicher und jüdischer Zahlensymbolik fort.⁵

Erst ab der Renaissance jedoch wurde Mathematik und Geometrie die Fähigkeit zugeschrieben, als Modell für die Erkenntnis der Natur und als allgemein gültige Sprache für Probleme der Philosophie nützen zu können (vgl. Kapitel 2.4.2). Zählen und Messen wurden damit zu einem Grundelement der Naturwissenschaften und einer Welterkenntnis, die auf der Trennung zwischen einem erkennenden „Subjekt“ und einem zu erkennenden „Objekt“ (unabhängig vom Betrachter) basiert. Gleichzeitig blieb das Messen nach wie vor fest in alltäglichen Strukturen und Abläufen verankert: das Messen von Gewichten und Größen war unverzichtbare Voraussetzung für den Handel und die Bemessung von Steuern und Abgaben. Wie eng das Messen mit dem Menschen verbunden ist, zeigt sich an den vormodernen Maßeinheiten, die zum größten Teil anthropomorph waren: in Fuß, Elle, Klafter und Pfund wurden die menschlichen Gliedmaßen zu Maßeinheiten. Neben dem Tauschhandel wurde das Geld immer mehr zu einer universellen Einheit für alle Arten von Gegenständen, ein abstraktes Umrechnungsmittel für die unterschiedlichsten Qualitäten.

Im 18. und 19. Jahrhundert, mit dem Prozess der Industrialisierung, mit der Rationalisierung der Weltansicht und der Entstehung der modernen Naturwissenschaften, bekam die Vermessung der Welt und des Menschen eine zentrale Bedeu-

⁴ Barrow (1999), S. 60-61

⁵ vgl. dazu Barrow (1999), Kapitel 6

tung für Wissenschaft, Wirtschaft, Technik und Staatslehre. Dies führte zu einer Ausdehnung quantitativer Instrumente von den Naturwissenschaften über die Medizin auf die Psychologie, Soziologie und Ökonomie. Es wurden Maßeinheiten und Messsysteme für zahlreiche bislang „maß-lose“ Phänomene entwickelt. Die Anwendung von Mess- und Quantifizierungsinstrumenten erweiterte sich damit innerhalb kurzer Zeit auf fast alle Erkenntnisbereiche. Mit dieser Entwicklung ging die Abstrahierung von den menschenbezogenen Maßen einher, d.h. die Metrisierung von Maßeinheiten. Aufgrund der Relevanz, die den messenden Verfahren im Laufe der Zeit zukam, wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Messen selbst allmählich Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung. Der Vortrag „Zählen und Messen erkenntnistheoretisch betrachtet“ von Hermann von Helmholtz (1887) markiert den Beginn der modernen sogenannten „axiomatischen“⁶ Messtheorie.

Helmholtz betrachtete das Messen als einen additiven Vorgang, dem ein Zählen (von Objekten) bzw. ein Zerlegen und Wiederaufaddieren (eines Merkmals in Einheiten) bzw. ein Vergleichen (eines Maßstabes mit einem zu messenden Gegenstand) zugrunde liegt. Er wies die Anwendbarkeit bestimmter mathematischer Gesetze und Axiome auf Messgrößen nach⁷ bzw. erklärte deren Anwendbarkeit als Voraussetzung für die Messbarkeit von physikalischen Phänomenen. Er formulierte erstmals die intellektuellen Voraussetzungen, die der Tätigkeit des Zählens zugrunde liegen. Außerdem betonte er den selektiven Charakter des Messens, das sich auf *ein* Merkmal des in Betracht stehenden Gegenstandes beschränkt.⁸

Diese von Helmholtz erstmals explizit und allgemein formulierten Regeln waren für physikalische Messungen (besonders der Mechanik) formuliert; sie liegen aber genauso dem ökonomisch-praktischen, also dem nicht-wissenschaftlichen „Alltags“-Messen implizit zugrunde. Einige Regeln der daraus entstehenden Messtheorie sollen deshalb hier mit ihrer weiteren Entwicklung dargelegt werden, denn sie bilden den Ausgangspunkt für die Erweiterung der Theorie auf die Messung komplexerer Phänomene in der Psychologie und den Sozialwissenschaften.

⁶ Kromrey (1991), S. 168

⁷ Helmholtz (1887), S. 105-113

⁸ Helmholtz (1887), S. 117

Messen bildet ein Merkmal des Gemessenen strukturähnlich ab (Repräsentationsproblem)

Beim Messen sollen numerische Werte einem empirischen Vorgang oder einer Eigenschaft nicht zufällig oder mechanisch zugeordnet werden. Es muss vielmehr eine numerische Struktur gefunden werden, die der Struktur des empirischen Phänomens („in Anzahl und Stelligkeit der Relationen und Funktionen“⁹) entspricht. Das heißt: ist die Größe zweier Stühle zu messen, von denen der eine größer als der andere ist, dann soll der Messwert für den kleineren Stuhl auch wirklich kleiner sein als der Messwert für den größeren, und am besten auch noch im entsprechenden Größenverhältnis (doppelt so großer Stuhl – doppelt so großer Messwert). Die Messergebnisse (die numerische Struktur) sollen die Größe der Stühle (die empirische Struktur) so repräsentieren, dass schon eine geringfügige Veränderung verzeichnet wird. Damit das gelingt, ist ein Verfahren bzw. ein Algorithmus notwendig, mit dem die empirische Struktur in ein numerisches Abbild überführt werden kann, das ihr auch wirklich ähnlich ist. Diesen Algorithmus nennt man Homomorphismus oder auch Skala. Einen Homomorphismus finden heißt, einen empirischen Sachverhalt metrisieren oder skalieren. Eine Skala ist ein Messinstrument für eine empirische Größe.¹⁰

Messen hat ein Zählen als Grundlage (Messung additiver Größen)

Messen beruht häufig auf Zählen: entweder auf dem Zählen von distinkten Objekten, oder auf dem Zählen (Addieren) von Maßeinheiten, z.B. dem Zählen („Aneinanderlegen“) von Zentimetern auf einem Zollstock bei der Längenmessung. Aufgrund seiner besonderen Stellung beim Messprozess muss das Zählen kurz erläutert werden.

Dass das Zählen ein so allgegenwärtiger Vorgang ist, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass mit dieser Tätigkeit ein erheblicher Konstruktionsaufwand verbunden ist. Vor einer Zählung müssen zwei Dinge geleistet werden: die äußere und die innere Differenzierung des zu Zählenden¹¹. Diese beiden Differenzierungen sind Akte von hoher strategischer Relevanz.

Durch die äußere Differenzierung wird die Grundgesamtheit des zu Zählenden festgelegt, z.B. „alle Stühle, aber keine Sessel“. Schon an dieser Stelle im Messpro-

⁹ Jäger (1988), S. 235-236

¹⁰ Kromrey (1991) S. 168-173

¹¹ Helmholtz (1887), S. 113

zess wird also eine Grenze gezogen, eine Auswahl getroffen und entschieden, was beachtet und was nicht beachtet wird. Dieser Akt bestimmt den Rahmen der möglichen Ergebnisse vorher.

Die innere Differenzierung ist notwendig, um deutlich abgrenzbare und damit dann erst zählbare Einheiten zu schaffen. Eine in Menschenmenge in Bewegung oder Wasser in einem Eimer sind zunächst unzählbar. Mit Hilfe eines Litermaßes (z.B. durch Umschöpfen) kann das Wasser aber in Einheiten differenziert und damit eine Zählung durchgeführt werden. Das heißt, dass Zählen eine analytische, trennende Tätigkeit ist, die dort, wo sich eine innere Differenzierung nicht im empirischen Relativ anbietet, eine Differenzierung in das Messobjekt hineinlegen muss.

Eine Messung setzt direkt am gemessenen Gegenstand an (fundamentale Messung)

Eine Messung heißt „direkt“ oder „fundamental“, wenn sie direkt am zu messenden Phänomen ansetzt, z.B. die Längen- oder Gewichtsmessung. Als Messung im engeren Sinn galten für die frühe Messtheorie nur direkte Messungen.¹² Eine „indirekte“ oder „abgeleitete“ Messung ergibt sich, wenn fundamentale Messergebnisse weiterverarbeitet werden. Auch in der Physik gibt es zahlreiche abgeleitete Messungen, z.B. ist die Dichte ein abgeleitetes Maß aus den direkten Maßen Masse und Volumen.

Wie bereits erwähnt wurde die Psychologie zum ersten und zentralen nicht-physikalischen Anwendungsgebiet für die Messtheorie. Die Messtheorie wurde von ihr auf Phänomene erweitert, die zunächst als „nicht messbar“ galten:

- Es wurden Regeln und Skalen für die Messung von „intensiven“, das heißt nicht-additiven Größen entwickelt. Diese Größen gibt es, wie erwähnt, auch in der Physik, z.B. Temperaturen. Gustav Theodor Fechner versuchte daraufhin, ausgehend von der Möglichkeit intensiver Skalen, ein Verfahren zu finden, das den subjektiven Empfindungen des Menschen bezüglich der Lichtstärke Messzahlen zuordnet. Das Weber-Fechnersche Gesetz (1834) unternahm erstmals die „Metrisierung von Empfindungen“¹³. Heute gilt es in der Messtheorie als widerlegt, dass nur additive Größen messbar sein sollen. Im Gegenteil gilt es

¹² Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 5, Stichwort „Messen“, Sp. 1162

¹³ Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie, Stichwort „Messtheorie“, Band 2, S. 862

als akzeptiert, dass sich auch die meisten intensiven Größen (Fähigkeiten, Meinungen, Einstellungen usw.) sinnvoll und zuverlässig metrisch skalieren lassen.¹⁴

- Der Messbegriff wurde, ausgehend von zahlreichen nicht-fundamentalen Messungen in der Physik, generell auf abgeleitete Messungen ausgeweitet. Es gilt in der modernen Messtheorie auch als Messung, sich einem empirischen, aber nicht direkt skalierbaren Phänomen (d.h. einem Phänomen, für das (noch) kein Homomorphismus gefunden wurde) über diverse bereits vorliegende Skalen anzunähern. Diese Art der „assoziativen Skalierung“ ist besonders in der Psychologie und Soziologie verbreitet.¹⁵ Abgeleitete Maße liegen auch vor, wenn Verhältniszahlen (Quotienten oder Prozentanteile) oder Indexzahlen (z.B. für die Steigerung der Lebenshaltungskosten) gebildet werden.

Messergebnisse können auf verschiedene Art mathematisch weiterverarbeitet werden (Eindeutigkeitsproblem und Bedeutsamkeitsproblem)

Ein wichtiger Bereich der Messtheorie ist die Beschäftigung mit der Frage, welche Aussagen aufgrund von Messergebnissen möglich sind und wie die Ergebnisse weiterverarbeitet und transformiert werden können. Um diese Eigenschaften besser beschreiben zu können, wurden die so genannten Mess- oder Skalenniveaus definiert. Aus dem Skalenniveau ergibt sich, welche mathematischen Transformationen und Berechnungen für Messergebnisse sinnvoll und zulässig sind¹⁶.

Bei der Messung physikalischer Merkmale liegt in den meisten Fällen ein so genanntes metrisches Skalenniveau vor, eine Ratio- oder Intervallskala. *Ratioskalen* liegen den meisten mechanischen Messvorgängen zugrunde und bestimmen deshalb stark das Alltagsverständnis von Messen: Länge, Gewicht, Dauer und Druck sind ratioskaliert. Mathematisch bedeutet das: es gibt einen absoluten Nullpunkt, und es sind Aussagen über Differenz *und* über Verhältnis der Messwerte möglich (x ist doppelt so groß wie y, x ist um z größer als y). Von den Ratioskalen unterscheiden sich die *Intervallskalen* dadurch, dass sie keinen absoluten Nullpunkt haben. In der Physik ist z.B. die Temperaturmessung intervallskaliert. Die Messwerte lassen sich daher zwar als Differenzen ausdrücken (zwischen 10° C und 20° C liegt eine Differenz von 10° C) aber nicht als Verhältnisse (20° C sind nicht doppelt so viel wie 10° C). In sozialwissenschaftlichen und psychologischen

¹⁴ ebenda

¹⁵ ebenda, S. 863

¹⁶ Jäger (1988), S. 233-236

Messungen gibt es nur wenige Ratioskalen, denn für die Intelligenzmessung oder die Messung von Extrovertiertheit existiert z.B. kein „absoluter Nullpunkt“. Viele statistische Verfahren – das Bilden von Durchschnitts, Varianz- und Regressionsanalysen und diverse multivariate Verfahren – sind jedoch nur auf metrisch skalierte Messwerte anwendbar. Deshalb wird bei der Skalenentwicklung in der Soziologie und Psychologie häufig ein großer Aufwand getrieben, um für Messwerte wenigstens eine Intervallskalierung zu erreichen.

Die spätere Messtheorie erweiterte das traditionelle Verständnis vom Messen, indem sie so genannte nicht-metrische Skalen oder „qualitative“ Skalen einführte. Es werden zwei nicht-metrische Skalen häufig gebraucht: Eine Messung auf *Nominalskalenniveau* ist eine Klassifizierung in numerisch benannte Gruppen, bzw. eine arbiträre Codierung vordefinierter Ausprägungen durch Zahlen (z.B.: „1 = männlich, 2 = weiblich“). Die Definition von Nominalskalen ist deshalb relevant, weil dadurch das Klassifizieren von Objekten zu einem Messprozess erklärt wird, also in die Tätigkeit des Messens integriert wird. Das Messen auf *Ordinalskalen* ist das Herstellen einer Größer-Kleiner-Ordnung der gemessenen Merkmale. Sinnvolle Aussagen über Messwerte sind: „ist kleiner als“, „ist gleich“ und „ist größer als“. Aussagen über den Abstand zwischen den Messwerten sind aber nicht möglich. Auf diese Weise wird die Tätigkeit des direkten Vergleichens von Objekten ebenfalls in die Tätigkeit des Messens integriert.¹⁷

Durch die Definition nicht-metrischer Skalierungen als Messskalen wird der Begriff des Messens auf zusätzliche, so genannte „qualitative“ empirische Merkmale ausgedehnt. Damit bekommen die Tätigkeiten des Klassifizierens und Vergleichens den Status einer objektiven Messung auf „qualitativem Skalenniveau“. Der Begriff der „Qualität“ muss hier näher erläutert werden. Die nicht-metrischen, also qualitativen, Skalen liefern, was logische Aussagen angeht, weniger Informationen als metrische und bieten, was die mathematische Weiterverarbeitung angeht, weniger Möglichkeiten. „Qualitativ“ bedeutet in diesem Sinne die Nicht-Transformierbarkeit, Nicht-Verarbeitbarkeit, Nicht-Analysierbarkeit von Daten und Phänomenen. Die Messtheorie spricht dabei von einem *niedrigeren* Skalenniveau der nicht-metrischen, d.h. qualitativen Skalen. Im Sinne der Messtheorie bedeutet eine „qualitative Messung“ also eine Messung, die weniger sinnvolle Aussagen und statistische Möglichkeiten bietet.

¹⁷ Jäger (1988), S. 236-238

„Wahrer Wert“ und Messfehler

Es wird davon ausgegangen, dass ein zu messendes Merkmal einen bestimmten und stabilen „wahren Wert“ besitzt. Diverse Hinderungsgründe (unzureichendes Messinstrument, Situationsvariablen etc.) führen dazu, dass dieser „wahre Wert“ in der Regel nicht durch die Messung erfasst werden kann. Es gilt daher: Messergebnis = wahrer Wert + Messfehler. Der „wahre Wert“ wird über die Mittelung mehrerer Messergebnisse geschätzt. Die Unsicherheit der Schätzung wird mit Hilfe der Inferenzstatistik (Konfidenzintervall) dargestellt.¹⁸

Infragestellung klassischer messtheoretischer Annahmen im 20. Jahrhundert

Ausgerechnet aus der Physik, dem Ausgangspunkt und völlig unbestrittenen Anwendungsgebiet für „exaktes“ Messen, kamen in den 1920er und 1930er Jahren Forschungserkenntnisse, die grundlegende Annahmen der rationalen (Natur-) Wissenschaften und der Messtheorie erschütterten: Relativitätstheorie und Quantenmechanik (und ab den 1960er Jahren die Chaostheorie) stellten Begriffe wie „Objektivität“, „Genauigkeit“ oder „Kausalität“ grundlegend in Frage.

Schon im 19. Jahrhundert büßte das naturwissenschaftliche Weltbild einen Teil seiner Allgemeingültigkeit ein, denn hier wurden die Grundlagen der nicht-euklidischen Geometrie erforscht. Zur Erinnerung: der axiomatische und widerspruchsfreie Aufbau der euklidischen Geometrie bildete das Grundmodell für die gesamte – auch und eben gerade *nicht*-mathematische – Methodik der westlichen rationalen Wissenschaften. Die *nicht-euklidische Geometrie* benennt dem gegenüber geometrische Räume, in denen diese grundlegenden, konsistenten Axiome *doch* zu Widersprüchen führen. Dadurch wurde das Grundmodell des Denkens in gewisser Weise kontingent und die Annahmen und Methoden der „exakten Wissenschaften“ wurden analog zu einer unter mehreren möglichen.

Aus der *Relativitätstheorie* ergibt sich für das Messen, dass Messwerte für Zeit, für die räumliche Gestalt und das Gewicht von Objekten je nach der Position von Messendem und Gemessenem zueinander unterschiedlich ausfallen. Da diese Eigenschaften nicht mehr als unverrückbar gegeben gelten können, gibt es damit also je nach Kontext unterschiedliche „wahre Werte“.¹⁹

Von besonderem Interesse ist hier die *Quantenmechanik*, da bei ihr das Messen und der Messvorgang als solcher ins Zentrum der Theorie rücken. Die Quan-

¹⁸ Jäger (1988), S. 253-254

¹⁹ Kinnebrock (1999), S: 34-36

tenmechanik machte es notwendig, einige Grundannahmen des Messens in Frage zu stellen. Dies waren

- a) die Unabhängigkeit zwischen Messendem und Gemessenem und
- b) die Determiniertheit des Messergebnisses.

a) die Beziehung zwischen Messendem und Gemessenem

Die klassische Messtheorie ging von der Unabhängigkeitsannahme aus. Das heißt als Prämisse für den Messvorgang wurde angenommen, dass das Gemessene vom Messenden unabhängig sei, die beiden sich also nicht gegenseitig beeinflussen. Dieser Annahme liegt ein dualistisches Modell von Subjekt (Messendem) und Objekt (Gemessenem) zugrunde: Das Objekt existiert unabhängig vom Messprozess und besitzt a priori bestimmte „wahre“ und konstante Eigenschaften, die es zu entdecken gilt. Die Ergebnisse der Quantenmechanik²⁰ bedeuten nun, dass die Messenden und der Messprozess das Gemessene mitnichten nur abbilden, sondern dass sich Messendes und Gemessenes im Messprozess gegenseitig verändern, bzw. dass im Moment des Messens „eine spezifische Realität erst durch den Messvorgang entsteht“²¹. Auf einer nicht ganz so abstrakten physikalischen Ebene lässt sich das z.B. dadurch veranschaulichen, dass ein Thermometer durch seine Eigen-temperatur die Temperatur seiner Umgebung (des zu Messenden) im Moment der Messung verändert.²² Statt der Unabhängigkeitsannahme muss nun also davon ausgegangen werden, dass der/die Messende und das Gemessene ein *gemeinsames System* bilden und sich gegenseitig beeinflussen, und dass der Messprozess seine besondere Form der Realität selber schafft.

b) die Determiniertheit des Messergebnisses

Außerdem impliziert die Quantenmechanik, dass Messergebnisse sich nicht mehr unbedingt, wie bis dahin angenommen, einem „wahren Wert“ möglichst dicht annähern (Messergebnis = „wahrer Wert“ + Messfehler) oder ihn gar erreichen können, sondern dass sie lediglich *Wahrscheinlichkeiten* für das Eintreffen eines bestimmten Messergebnisses liefern. Die Gewissheit und Sicherheit eines Mess-

²⁰ verständlich gemacht durch Kinnebrock (1999), S. 74 - 110

²¹ Kinnebrock (1999), S. 98

²² Ossimitz (2000), S. 1

gebnisses wurde damit verabschiedet, Determiniertheit musste ersetzt werden durch Wahrscheinlichkeit.

2.2.1 Messverfahren für latente Phänomene

Der Vergleich zwischen dem Einsatz von messenden Verfahren in der Psychologie und Soziologie einerseits und in Kunst und Wissenschaft andererseits bringt interessante Unterschiede zutage. Beide Bereiche haben mit dem Problem einer Vielzahl von „latenten“ Merkmalen zu kämpfen. Latente Merkmale sind nicht direkt beobachtbare Merkmale von Messobjekten, auf deren Ausprägung aufgrund von „manifesten“ (d.h. direkt beobachtbaren) Merkmalen geschlossen wird²³. Latente Merkmale sind eigentlich Konstrukte, nach denen über Messungen gesucht wird, die also ins Messobjekt hineinprojiziert werden. In der Psychologie lauten derartige Merkmale z.B. „Intelligenz“, „Extrovertiertheit“, „Emotionalität“, „Gehemmtheit“, in der Soziologie „Gruppenzusammenhalt“, „Religiosität“, „Motivation“ etc. In Kunst und Wissenschaft wären hier z.B. „Schönheit“, „Genialität“, „Originalität“, „Wahrheit“ zu benennen.

In beiden Bereichen ergibt sich also bezüglich der zu messenden Phänomene eine ähnlich ungünstige Ausgangslage: es sind unsichtbare, unzählbare Dinge zu messen. Es wirft ein Schlaglicht auf die strategische Bedeutung von Messprozessen, dass die weitere Entwicklung der Messtechniken in den beiden Bereichen (Psychologie/ Soziologie vs. Kunst/ Wissenschaft) jedoch gänzlich unterschiedlich verlief. Obwohl sich für die Kultur und für die Psychologie bezüglich der Messbarkeit ihrer Objekte ganz ähnliche Situationen ergaben, entwickelte sich das Verhältnis zu quantifizierenden Verfahren in beiden ganz unterschiedlich.

Die Schwierigkeit der Messung psychischer Eigenschaften und die Unzulänglichkeit der vorgefundenen Messtheorie war für die Psychologen kein Grund, psychologische Phänomene als „unmessbar“ zu bezeichnen, sondern ein Ansporn, die Messtheorie so weiterzuentwickeln, dass auch für latente Merkmale Messungen möglich wurden. Schon Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte die Psychologie Messinstrumente für latente Merkmale und Eigenschaften. Die Messtheorie wurde zu einem wichtigen Forschungsgebiet von Psychologen. Einige wichtige Messtheoretiker des 20. Jahrhunderts stammen daher aus der Psychologie (Thurston, Cronbach etc) und entwickelten das psychologische und soziologische Messinstrumentarium weiter.

²³ Jäger, (1988), S. 231

Im Gegensatz dazu blieben Kunst und Wissenschaft weitgehend frei von Messungen; aus den Schwierigkeiten der Messung latenter Merkmale ergab sich ein Rückzug von der Idee der Messbarkeit. Messinstrumente für Kultur entwickelten sich erst zögerlich nach dem zweiten Weltkrieg, bzw. verstärkt erst in den letzten 20 Jahren. Fest etablierte und standardisierte Messverfahren wie etwa das „Freiburger Persönlichkeitsinventar“ in der Psychologie werden für kulturelle Objekte erst seit Ende des 20. Jahrhunderts konzipiert (vgl. den Bibliotheksindex BIX, Kap. 4.4, und die Hochschulrankings, Kap. 4.5).

Die mit einem Messvorgang verbundene Objektivierung des Gemessenen wurde im 19. Jahrhundert also zwar für den Menschen als Messobjekt akzeptiert, nicht aber für Kunst und Wissenschaft. Neben den historischen Gründen hierfür, die in Kapitel 2 ausführlich untersucht werden; bleibt an dieser Stelle als Grund anzudeuten, dass die Objektivierung des Menschen in medizinischen, psychologischen und soziologischen Messungen von einer immanenten Hierarchisierung zwischen Messendem (Subjekt) und Gemessenem (Objekt) geprägt war und ist. Eine derartige soziale Hierarchie war zwar für das Verhältnis zwischen Arzt/Psychologe und Probanden häufig gegeben²⁴, nicht aber für das Verhältnis zwischen beispielsweise einem Physiker und einem Dichter. Solange die Kunst eine vorwiegend bürgerlich dominierte Domäne war und als etwas „Höheres“ betrachtet wurde, blieb sie von messenden Verfahren ausgenommen. Für die Anwendung von Messinstrumenten auf WissenschaftlerInnen wiederum müssen sich Wissenschaftler *selbst* zum Objekt der Betrachtung machen. Dies erfordert es, gedanklich aus der Gruppe herauszutreten, und dem stehen psychische und auch soziale Widerstände entgegen: Während die Messung der Forschungsleistung von WissenschaftlerInnen gerade erst konzipiert wird, ist die Messung der Forschungsleistung von Studierenden schon lange etabliert.

Ein weiterer Grund für die Affinität der Psychologie zum „exakten“ Messen war dessen besondere Bedeutung für die Psychologie als Wissenschaftsdisziplin. Die Psychologie galt bis ins 19. Jahrhundert nicht als eigenständige Wissenschaft, sondern als Teil der Philosophie, als „Pseudo“- oder „Afterwissenschaft“²⁵. Die Autonomisierung und Etablierung der Psychologie als anerkannte Wissenschaft beruht wissenschaftsgeschichtlich darauf, dass die Psychologen mit der experimentellen Psychologie konsequent auf die quantitativen Methoden der exakten Wissenschaften setzten. Die Anwendung messender Verfahren (Experimente,

²⁴ vgl. dazu Hess (1999), S. 274-75 oder die standardisierten Intelligenzmessungen an amerikanischen Rekruten im 1. Weltkrieg bei Gould (1988), S. 212-220

²⁵ Gould (1988), S. 212

Fähigkeits- und Persönlichkeitstests) wurde also zu einem zentralen Bestandteil der Psychologie, damit sich diese ihren Platz inmitten der anerkannten und institutionalisierten (Natur-) Wissenschaften erkämpfen konnte.²⁶ Dem gegenüber entwickelten sich Kunst und Wissenschaft gerade dadurch zu autonomen sozialen Feldern, dass sie *eigene* Wertkriterien und Regeln herausbildeten und sich damit den quantifizierenden Verfahren entzogen.

Ausgerechnet im Bereich der psychologischen Messung, wo einige der Erkenntnisse, die für die Physik revolutionär waren, eigentlich auf der Hand liegen – vor allem die Interaktion von Messendem und Gemessenem – wurden die Umwälzungen der Quantenmechanik demnach nur peripher rezipiert. Der Wissenschaftshistoriker Gerd Gigerenzer führt die mangelhafte Rezeption dieser Erkenntnisse darauf zurück, dass es der psychologischen Disziplin besonders schwer fällt, die Vorstellung eines „objektiven“ und deterministischen Weltbildes aufzugeben, weil sie der „exakten“ quantitativen Methodik ihre eigene Autonomie als Wissenschaft verdankt.²⁷ Die Vorstellung, dass ein gemessenes Merkmal erst durch den Messprozess hervorgerufen wird oder dass Messende und Gemessene im Messprozess interagieren, stellt eine ernsthafte Bedrohung für den gesamten psychologischen Messvorgang dar. Derartiges wird von den psychologischen und soziologischen Methodiken auf der Ebene der Forschungsdesigns abgehandelt oder in Fußnoten und Vorworte und verwiesen.

Sowohl die psychologische Diagnostik als auch die empirische Sozialforschung betrachten heute Einstellungen, Fähigkeiten, Charaktermerkmale, emotionale Zustände, Neigungen etc. als wissenschaftlich fundiert messbar. Latente Eigenschaften werden durch beobachtbare Merkmale (über Fragebogen-Items oder Testaufgaben) operationalisiert und damit – unter Anwendung probabilistischer Verfahren – messbar gemacht²⁸. In jüngerer Zeit wird der von dem Physiker Percy Bridgman formulierte „operationale Ansatz“²⁹ auf die Psychologie übertragen. Mit ihm sind Messungen für praktisch alle latenten und manifesten Phänomene nicht nur möglich, sondern sogar konstitutiv. Der operationale Ansatz besteht darin, ein bestimmtes Merkmal *über einen Messprozess* zu operationalisieren und zu beschreiben, d.h. ein Merkmal wird dadurch definiert, dass und wie man es misst.³⁰

²⁶ Gigerenzer (1990a) S. 7 und Gould (1988), S. 212

²⁷ Gigerenzer (1990b), S. 11-13

²⁸ Jäger (1988), S. 230 f.

²⁹ formuliert in seinem Werk „The logic of modern physics“. - New York: Macmillan, 1927; deutsch: Die Logik der modernen Physik. – München: Hueber, 1932

³⁰ Pand (2002), S. 2

Ein dahinter liegender „wahrer Wert“ oder eine tieferliegende „Essenz“ des Merkmals ist irrelevant. Intelligenz ist demnach, „was ein Intelligenztest misst“ – und verschiedene Intelligenztests verleihen sich gegenseitig dadurch Konstruktvalidität, dass sie zu ähnlichen Ergebnissen kommen.³¹

Für das Messen von latenten Phänomenen in Kunst und Wissenschaft ergeben sich aus dem Vergleich mit Psychologie und Soziologie zwei Konsequenzen:

Erstens ist festzuhalten, dass es keine methodischen oder messtheoretischen Gründe gibt, warum auch schwierig zu fassende kulturelle Phänomene nicht messbar sein sollten. Wenn eine Gemeinschaft einen Konsens darüber bilden kann, wie menschliches Fühlen, Denken und Handeln zu messen seien, dann könnte sie zweifelsohne auch einen Konsens darüber bilden, wie künstlerische und wissenschaftliche Leistungen zu messen sind. Es ist also nicht *unmöglich*, Kultur zu messen, sondern in vielen Fällen aus verschiedenen Gründen *unerwünscht*.

Zweitens sollten jedoch, um nicht immer wieder den selben „blinden Fleck“ zu reproduzieren, bei der Analyse von Messvorgängen in Kunst und Wissenschaft gerade die von der Psychologie vernachlässigten Aspekte des Messens beachtet werden; besonders die Frage, wie Messende und Gemessenes miteinander interagieren und wie die Messung auf das zurückwirkt, was sie eigentlich „nur beobachten“ soll. (Vgl. dazu auch die Erläuterungen zum Science Citation Index, Kap. 4.3, und zu Phänomenen wie Kanones und Bestsellerlisten Kap. 4.1.2.2.)

³¹ Jäger (1988), S. 229

2.3 Messen als sozialer Akt

2.3.1 Systemtheoretische Betrachtung des Messens

Eine von der Messtheorie ganz unterschiedliche Sicht entsteht, wenn man die Methoden der Systemtheorie auf das Messen anwendet. In der Theorie sozialer Systeme (nach Niklas Luhmann³²) entsteht ein System durch Differenzbildung („Abgrenzung“) zu seiner Umwelt. Diese Differenzbildung besteht in der Reduktion von Komplexität, also in einem geringeren Maß von Komplexität *innerhalb* des Systems im Verhältnis zur Komplexität der Umwelt *außerhalb* des Systems. Das System grenzt sich von der Umwelt ab und wird als System überhaupt erst handlungsfähig, indem es systemintern die Vielzahl der Informationen, Alternativen und Anschlussmöglichkeiten der Umwelt reduziert und sie damit handhabbar macht.³³ Das System erzeugt durch die Festlegung auf eine eigene Ordnung bzw. innere Struktur ein „Innen/Außen-Raster“, das direkt seinen Informationsbedarf bestimmt: durch die selbst auferlegte Ordnung entsteht „eine Folie, an der Ereignisse überhaupt erst Informationswert gewinnen, weil sie diese lesbar macht“³⁴ – aus der reduzierten Komplexität entsteht also ein ganz spezifischer Informationsbedarf des Systems. Umgekehrt ergibt sich die Reduktion von Komplexität auch durch die Selektion bestimmter Umweltinformationen, die das System wahrnimmt und anderen Informationen, die es ignoriert.

In der Theorie der sozialen Systeme konstituiert sich ein System also unter anderem dadurch, auf welche Weise es welche Umweltinformationen selektiert. Die Selektion ist unabdingbar für den Bestand des Systems; die Wahrnehmung aller Informationen der Umwelt käme einer 1:1-Entsprechung von System und Umwelt gleich, dies wiederum würde die Auflösung des Systems bedeuten, da damit die Differenz zur Umwelt aufgehoben würde. Selektion impliziert, dass ein (mehr oder weniger umfangreicher) Teil der Umweltinformationen vom System nicht wahrgenommen wird, dem System also „verloren geht“. Ein System erzeugt seine Grenze durch die Reduktion von Information und damit Komplexität.

³² dazu als Grundlagenwerk: Luhmann, Niklas: Soziale Systeme : Grundriss einer allgemeinen Theorie. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1991

³³ vgl. Schreyögg (1999), S. 92 f.

³⁴ Schreyögg (1999), S. 95

2.3.1.1 Komplexitätsreduktion als Ziel des Messens

Die axiomatische Messtheorie kreist an vielen Stellen um die Frage, wie ein zu messendes Merkmal möglichst „ohne Informationsverlust“ durch Messung abgebildet werden kann. Diesem Ansatz liegt die Prämisse zugrunde, dass bei einem Messvorgang ausschließlich das gemessene Merkmal von Interesse ist. Ignoriert man diese Prämisse, wird deutlich, dass es sich beim Messen grundsätzlich um einen Akt enormer Informationsreduktion bzw. –verdichtung handelt. Systemtheoretisch betrachtet ist Messen kein Akt der Informations*gewinnung*, sondern ein Akt der Informations*reduktion*,³⁵ und zwar auf zwei Stufen:

In einer ersten Stufe wird bei jedem Messvorgang entschieden, welches Merkmal gemessen werden soll. Für die Messung wird aus den vielfältigen Eigenschaften eines Messobjektes ein Merkmal isoliert, das dann Gegenstand der Messung ist (in gewisser Weise *konstituiert* das Messinstrument auch erst ein Merkmal beim Messobjekt). Bei komplexeren Messinstrumenten können auch mehrere Merkmale ausgewählt werden; immer aber handelt es sich dabei nur um eine kleine Teilmenge aller möglichen oder denkbaren Merkmale des Objektes. Das heißt: ein, zwei oder zwanzig Merkmale eines Messobjektes werden womöglich „ohne Informationsverlust“ abgebildet – die unendlich vielen anderen Merkmale des Objektes werden systematisch ausgeblendet. Dadurch entsteht Überschaubarkeit.

In einer zweiten Stufe werden durch das Messen die unterschiedlichsten Merkmale (Farbe, Größe, Struktur, Charaktermerkmale, Einstellungen) auf *eine* einheitliche Darstellungsform hin abstrahiert, nämlich auf die numerische. Durch diesen Schritt eröffnen sich zahlreiche und weitgehende Möglichkeiten der Datentransformation und –bearbeitung. Die Abstraktion ist also einer der großen Leistungen des Messens. Gleichzeitig impliziert sie (jedenfalls im Grundsatz) den Verzicht auf zahlreiche andere Darstellungsformen (verbal, visuell, akustisch, etc.). Mit der Entscheidung für ein quantitatives Instrument ist die Wahl der primären Darstellungsform verbunden; die anderen Darstellungsformen erhalten höchstens nachrangigen Status (z.B. durch eine verbale Interpretation der Ergebnisse oder ihre Darstellung als Diagramm).

Aus diesen beiden Erkenntnissen – Systeme müssen Umweltkomplexität reduzieren und Messen reduziert Information – ergibt sich die systemtheoretische Funktion des Messens: Messen ist einer der Akte, mit denen ein System die Informationen selektiert, die es benötigt um seinen Bestand zu sichern und handlungsfähig

³⁵ Ossimitz (2000), S. 2 f.

zu werden bzw. bleiben. Das Messen ist ein sehr effizientes Mittel, um aus unendlich vielen Umweltinformationen diejenigen herauszuselektieren, die für ein System zu einem bestimmten Zeitpunkt handlungs- oder entscheidungsrelevant sind.

Luhmann³⁶ weist darauf hin, dass beim Treffen von Entscheidungen in einem System drei Dimensionen eine Rolle spielen: die verfügbare Zeit, die inhaltliche Komplexität des Gegenstands und das Ausmaß an Konsensbildung, das für die Entscheidung gewünscht wird³⁷. Die drei Dimensionen sind interdependent, was dazu führt, dass sie sich gegenseitig begrenzen und verknappen: Je komplexer der Gegenstand, umso mehr Zeit ist notwendig, um alle Informationen und Entscheidungsalternativen zu erfassen. Je mehr Konsens gewünscht wird, umso mehr Zeit wird für die Entscheidung benötigt. Bei den Systemen, die über Kultureinrichtungen entscheiden, handelt es sich häufig um politische Gremien oder sozial komplexe Öffentliche Institutionen. Diese sind auf einen breiten Konsens bezüglich ihrer Entscheidungen angewiesen, bekommen andererseits von ihrer Umwelt aber nur eine beschränkte Reaktionszeit zugebilligt.³⁸ Dies führt zwangsläufig zu einer Reduktion der inhaltlichen („Sinn“-) Dimension ihrer Entscheidungen. Das heißt, dass sie nur komprimierte und leicht zu verarbeitende Informationen einbeziehen können. Genau diese Anforderungen erfüllen die quantitativen Ergebnisse von Messvorgängen, deshalb ist das Ver-Messen von inhaltlich hochkomplexen kulturellen Institutionen und Objekten für Entscheidungsträger überaus attraktiv bzw. in ihrer Situation notwendig.

In der systemtheoretischen Diktion kann Messen auch als ein Akt des „Beobachtens“ bezeichnet werden. Beobachten heißt hier: eine Unterscheidung machen (eine Grenze ziehen, ein Kriterium einführen etc.) und diese benennen.³⁹ Diese Sichtweise impliziert, dass Messen immer vom konkreten Erkenntnisinteresse eines Systems geleitet wird, dass es also von der konkreten Position des Beobachtenden geprägt ist.⁴⁰ Durch die zahlreichen Definitions- und Konstruktionsakte, die für jedes Messen notwendig sind, unternimmt das beobachtende System eine Selektionsleistung, die auf seinen aktuellen oder kontinuierlichen Wissens-, Handlungs- oder Entscheidungsbedarf hin ausgelegt ist. Messen kann also a) nicht „interesselos“ sein – die Interessen und Anliegen drücken sich in den Eigenschaften des Messinstrumentes aus – und b) mit jedem Messen als Akt der Beobachtung ist ein „blinder Fleck“ verbunden, d.h. ein Messinstrument ist blind für seine im-

³⁶ Luhmann (1971)

³⁷ Luhmann (1971), S. 144

³⁸ Luhmann (1971), S. 145

³⁹ Kneer/Nasehi (1993), S. 110

⁴⁰ Ossimitz (2000), S. 2

pliziten Grundannahmen.⁴¹ Zu einer Betrachtung von Messprozessen⁴² gehört daher immer der Versuch, den blinden Fleck sichtbar zu machen, also die Beobachterpositionen der Messung möglichst präzise darzustellen, weil sich aus ihr die Gegenstände und die Modalitäten der Messung ergeben.

Eine Messung muss darüber hinaus um ihren Zweck zu erfüllen an die beteiligten Systeme anschlussfähig sein, d.h. sie muss a) deren Beobachtungsstandpunkt und Erkenntnisinteresse genügen und b) in deren bestehende Strukturen integrierbar sein. Messinstrumente, die diese Bedingungen nicht erfüllen, können sich nicht durchsetzen⁴³.

2.3.1.2 Der Messvorgang als Interaktionssystem

In Anlehnung an Luhmann lassen sich Messvorgänge *selbst* als Interaktionssysteme betrachten, also als Systeme, in denen „Anwesende handeln“⁴⁴. Für die Dauer des Messvorgangs bilden ein oder mehrere Systeme ein solches Interaktionssystem, das sich mit dem Ende des Messvorgangs wieder auflöst (oder, wenn es zu einer fortlaufenden, institutionalisierten Messung kommt, in ein Organisationssystem verwandelt).

So lange lediglich *ein* am Messprozess beteiligtes System (eine Institution, ein Verband, eine Gruppe) ein Erkenntnisinteresse hat, kann es aus diesem Interesse heraus eigenständig das Messinstrument gestalten – zu zählende Grundgesamtheit, Einheiten, Messmodalitäten etc. festlegen und damit bestimmen, welches Ergebnis der Messprozess erzeugt – kurz: so lange kann es von seinem Beobachterstandpunkt aus *alleine* das Messinstrument – die Beobachtung – bestimmen. Dies ist z.B. bei einem physikalischen Messvorgang der Fall oder wenn eine kulturelle Einrichtung sich mittels Messungen „selbst beobachtet“.

Anders ist es, wenn *mehrere* beteiligte Systeme ein Interesse am Messprozess haben, sei es ein eigenes Erkenntnisinteresse (das mit dem Interesse der anderen beteiligten Systeme mehr oder weniger kollidiert), oder sei es gar ein Interesse an Nicht-Erkenntnis, also daran, sich dem Messprozess zu verschließen oder die

⁴¹ vgl. Kneer/Nasehi (1993), S. 95-110

⁴² die einer „Beobachtung zweiter Ordnung“ entspricht

⁴³ ein Beispiel aus dem Bibliothekswesen: ausgeklügelte Berichtssysteme für Bibliotheken sind an die Zwecke von Kommunalpolitikern nicht anschlussfähig, da zu ausführlich; sie werden nicht wahrgenommen (vgl. Kap. 4.4.2). Immer wieder wurden im Bibliothekswesen Messinstrumente konzipiert, die zwar fachlich für sich überzeugend waren, aber zur gängigen Praxis/Denkstrukturen in den Bibliotheken nicht passten oder zu komplex in der Anwendung waren. Sie wurden daher nicht rezipiert.

⁴⁴ Kneer/Nasehi (1993), S. 42

Ergebnisse zu ignorieren. Für den Fall, dass für die Messung die Kooperation des Messobjektes in irgendeiner Form notwendig ist, gilt dann: das Messinstrument muss den unterschiedlichen Selektions- und Erkenntnisinteressen *aller* beteiligten Systeme genügen. Es muss zwischen den beteiligten Parteien ein grundlegender Konsens über den Messvorgang hergestellt werden. Dies ist eine notwendige Voraussetzung dafür, dass die Messung verwertbare Ergebnisse liefert.

Dies ist zunächst eine Behauptung, die für die weitere Analyse von Messungen an Kultur erhebliche Folgen hat und deshalb näher untersucht werden muss. Hier geht es um die soziale Beziehung der am Messprozess beteiligten Parteien. Immerhin ist es ja denkbar (und durchaus auch möglich), dass die Partei mit dem höheren Machtpotential auf der Seite der Messenden (z.B. der finanzielle und juristische Träger einer kulturellen Einrichtung) der anderen, eindeutig weniger mächtigen Partei (der kulturellen Einrichtung) einfach gegen deren erklärten Willen diktiert, wie eine Messung abzulaufen hat.

Die Probleme, die sich bei solch einem Szenario ergeben, lassen sich aus einer systemtheoretischen Betrachtung des Messvorgangs erklären. Im Interaktionssystem „Messvorgang“ wird ein Messinstrument in Form einer Reihe von Definitionen, Setzungen, Anwendungsregeln etc. gewählt (sowohl ein Messinstrument im ursprünglichen Sinne, also ein Metermaß eine Waage etc. als auch ein sozialwissenschaftliches Instrument in Form eines Fragebogens, einer statistischen Zählung etc.). Diese Messregeln beschreiben, wie mit den vielfältigen (komplexen) Fällen umgegangen werden soll, auf die das Messinstrument angewandt wird. Um überhaupt handhabbar und anwendbar zu sein, müssen diese Regeln jedoch deutlich weniger komplex sein als die Umwelt, die sie beschreiben sollen. Die Umwelt des Messinstruments (d.h. das gemessene System) ist zwangsläufig immer komplexer als das elaborierteste Messinstrument. Dieses kann deshalb nie alle Fälle eindeutig regeln und unverzerrt abbilden, auf die es in seiner Umwelt treffen wird.

Die wichtigste Konsequenz aus dieser Feststellung ist zunächst einmal, dass es (wo komplexe Systeme vorliegen) kein Messinstrument geben kann, das das Vorgehen für alle zu messenden Objekte eindeutig regelt und damit kein Messinstrument, das alle in der Realität vorkommenden Variationsmöglichkeiten des Objektes angemessen abbildet. Jedes Messinstrument erzeugt seine eigene Unschärfe. Es wird also bei allen Messvorgängen

- a) Fälle geben, für die das Messergebnis verzerrt oder nicht aussagekräftig ist. D.h. eine „perfekte Messung“, die allen Eigenheiten aller gemessenen Objekte gerecht wird, ist nicht möglich. Und es wird deshalb

- b) Fälle geben, in denen das Vorgehen im Messprozess *ohne* vorgegebene Regel – also „subjektiv“ ad hoc – bestimmt werden muss.

Bei der Anwendung *jedes* Messinstrumentes ergeben sich unvermeidlicherweise Grauzonen, unregelte Fälle, Unklarheiten bei der Anwendung, Spielräume in der Auslegung der Regeln etc. Dies sind die „Ritzen“, durch die z.B. kulturelle Vorprägungen der Messenden in die Messung einfließen. Die unvermeidlichen Unschärfen, die mit jedem Messprozess verbunden sind, können darüber hinaus jedoch vom machtvolleren System für sich genutzt werden. Auch bei erzwungen kooperativem Verhalten (also z.B. beim obigen Szenario der aufgezwungenen Messung) bleiben ihm immer Möglichkeiten, die Messung in seinem Sinne zu beeinflussen oder gar unbrauchbar zu machen, *ohne* (das ist wichtig) dabei Daten manipulieren oder fälschen zu müssen: durch Regelauslegungen im eigenen Sinne, Nutzung von Gestaltungsspielräumen und mehr oder weniger bewusstes Missverstehen der Regeln. Ohne Minimalkonsens ist eine Messung leicht zum Scheitern verurteilt. Dieses Scheitern kann beispielsweise so aussehen:

- Es können am Ende eines Messvorgangs zwar Ergebnisse vorliegen, die aber so stark divergieren, dass sie für die intendierte Verwendung nicht taugen – ohne dass sich eine konkrete Verweigerung konstatieren ließe (z.B. abgelieferte Ergebnisse, die im Vergleich untereinander nicht plausibel sind).
- Messprozesse müssen häufig längere Zeitabschnitte abdecken und erfordern eine gewisse Konsequenz und Kontinuität in der Durchführung. Ein unzureichend verankerter Messprozess kann einfach irgendwo im Sande verlaufen: verschleppte Erfassung, fehlende Ergebnisse, verzögerte Meldung, Ergebnisse, die nicht interpretierbar sind. Die Messergebnisse verschwinden unkommentiert und bleiben ohne Konsequenz.

Auf der Erkenntnis, dass Messinstrumente und –prozesse von einem Grundkonsens abhängig sind, beruht die weitere Betrachtung.

2.3.2 Der Messvorgang als sozialer Akt

2.3.2.1 Das Aushandeln von Messinstrumenten

Sobald ein zu messendes System (ein Mensch, eine Gruppe, eine Institution) ein eigenes Interesse am Messergebnis hat, muss ein Grundkonsens über die Konditionen und Konventionen des Messens hergestellt werden, wenn die Messung ge-

lingen soll. Das heißt, dass mit jedem Messprozess, bei dem potentiell unterschiedliche Intentionen aufeinandertreffen, ein Prozess des Aushandelns verbunden ist, in dem dieser Grundkonsens über die Messung erzielt werden muss. Dieser Aushandlungsprozess und die Anliegen, die in ihm implizit oder explizit vertreten werden, bestimmen die Form und die Ergebnisse des Messinstrumentes.⁴⁵

Der Aushandlungsprozess muss durchaus nicht zwischen gleichberechtigten Parteien verlaufen; je nach Machtverteilung können die Parteien in unterschiedlich starkem Ausmaß ihre Vorstellungen durchsetzen bzw. der anderen Partei aufzwingen.

Selbst wenn eine messende Akteurin bei der Ausarbeitung des Messinstrumentes weitgehend freie Hand hat (z.B. eine Institution, die nach eigenen Regeln über sich selbst Daten erhebt), muss sie zum einen ein Messinstrument erarbeiten, das von den Personen innerhalb der Institution getragen wird – also einen systeminternen Konsens finden. Zum anderen muss sie die Daten, sollen sie auch nur potentiell nach außen kommunizierbar sein, so erheben, dass sie von Außenstehenden akzeptiert und verstanden werden. Selbst wenn also kein außenstehender Akteur am Aushandlungsprozess teilnimmt, muss trotzdem bei der Erarbeitung des Messinstrumentes die Sicht von potentiellen Rezipienten oder Adressaten mitbedacht werden. Eine Kostenrechnung, die zwar die Informationsbedürfnisse der Institutionsleitung erfüllt, aber von der Methodik her mit keiner anderen Kostenrechnung kompatibel ist, wirkt isolierend und ist für die Kommunikation mit Außenstehenden wertlos.

Auf einer ganz grundlegenden Ebene kann der Aushandlungsprozess schnell und sogar nonverbal ablaufen, wenn z.B. die wissenschaftliche Autorität eines Arztes qua Auftreten als „Fachmann“ die Vorbehalte einer Probandin bezüglich eines medizinischen oder psychologischen Tests zerstreut. Hier ist das Messinstrument selbst zwar bereits vorher auf der Seite der Messenden festgelegt worden. Ein Minimalkonsens über die Messung ist aber trotzdem notwendig, weil die Probandin sonst die Möglichkeit hätte, sich durch falsche Angaben oder Nicht-Antworten der Mitwirkung zu entziehen.

Der Aushandlungsprozess kann auf unterschiedlicher Abstraktionsebene stattfinden. So musste für grundlegende physikalische Messungen *einmal* Einigung über die Maßeinheit (z.B. das Urmeter) und Modalitäten (z.B.: „immer die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten messen“) erzielt werden. Danach konnten

⁴⁵ Zum Prozess des Aushandelns von Bedeutungen, Theorien und Instrumenten in (wissenschaftlichen) „Communities“ vgl. Porter (1995), S. 218 f.

unzählige Messungen ohne weiteres Aushandeln ablaufen. Wenn ein Messverfahren heute nicht mehr von Diskursen und Diskussionen begleitet wird, bedeutet das nicht, dass für sein Zustandekommen kein Konsens notwendig war, sondern dass dieser Konsens so gesichert ist, dass er nicht mehr thematisiert werden muss.

Im Fall eines neu beginnenden Messprozesses zwischen hochgradig institutionalisierten Parteien kann der Aushandlungsprozess dagegen lange Zeit beanspruchen und in Gremien, Sitzungen, Protokollen oder Konferenzen auf diskursive Art entstehen. Er betrifft dann in der Regel sowohl die Gestaltung des Messinstrumentes als auch die Durchführung und Modalitäten der Messung selbst. Beim Messen von Kultur finden häufig derartige Prozesse zwischen unterschiedlich institutionalisierten Akteuren statt, z.B. zwischen der Interessenvertretung eines Kulturbereichs (Deutscher Bühnenverband, Deutscher Bibliotheksverband, Museumsbund) als Gemessenem, einer Institution als Messendem (Centrum für Hochschulentwicklung, Bertelsmann Stiftung, Institut für Museumskunde, Statistisches Landesamt) und ggf. weiteren institutionalisierten Parteien als den Zielgruppen der Messung (Deutscher Städtetag, Kultusministerium, politische Partei, Gemeinderat, Hochschulrektorenkonferenz).

2.3.2.2 Konstruktion von Objektivitäten

Obwohl bisher der Konstruktcharakter des Messens betont wurde, soll das nicht heißen, dass Messungen (besonders sozialen und kulturellen Messungen) die Eigenschaft der Objektivität abgesprochen werden soll. Dass allen Messinstrumenten eine gewisse Unschärfe inhärent ist (s.o.) muss nur in Relation zu der Behauptung hervorgehoben werden, Messergebnisse seien vollständig exakt und objektiv. In einem Messvorgang entstehen durchaus Daten, die objektiv sind, wenn man objektiv im Sinne von „intersubjektiv“ versteht: Die am Messprozess beteiligten Parteien einigen sich auf ein Messinstrument, also auf gemeinsame Regeln, Klassifikationen und Vorgehensweisen. Sie nehmen dadurch mehr oder weniger weitgehend Abstand von dem, was eventuell ihr subjektives Vorgehen gewesen wäre und abstrahieren bis zu einem bestimmten Grad von ihrem Standpunkt und ihrer Weltsicht. Sie machen die Messung damit auch an Nicht-Beteiligte kommunikabel und so weit wie möglich von der konkreten Messsituation unabhängig. Dadurch ist im Rahmen des Messens ein „Lerneffekt“ (ein Erkenntnisgewinn) möglich, der die Wahrnehmung der Beteiligten verändert.

Die Wahrnehmungsgrenzen können zwar *verschoben* und Wahrnehmungsmuster verändert werden, sie können aber nicht *aufgehoben* werden. Die Messenden bestimmen im Aushandlungsprozess nicht eine (wie auch immer

geartete) *absolute*, überzeitliche und allgemein gültige Objektivität, sondern *welche Art von Objektivität* sie herstellen wollen. Weder sind sie bei der Festlegung der Regeln frei von (unbewussten) kulturellen Prägungen und Vorannahmen, noch von (bewussten) strategischen Interessen und Anliegen. Beides beeinflusst grundlegend die Regeln, die für das Messinstrument formuliert werden, und legt damit fest, in welchem Rahmen die jeweilige Objektivität angelegt ist.

Die *Art* der Objektivität bestimmt, welche Merkmale gemessen werden sollen und welches die relevanten Daten und Indikatoren für diese Merkmale sind. *Art* und *Ausmaß* der Objektivität eines Messinstrumentes ergeben sich aus dem Ausmaß der Entscheidungsspielräume, die den beteiligten Parteien bei der Durchführung der Messung bleiben. Die Parteien können sich ein Großteil der Spielräume bei der Messung selber wegnehmen (= höhere Objektivität erzeugen) oder offen lassen (= niedrigere Objektivität erzeugen), indem sie sich zur Einhaltung von Regeln früh oder spät im Messprozess verpflichten oder indem sie sich entweder auf detaillierte oder grobe Regeln festlegen (z.B. in dem sie die Regeln publizieren und damit durch Außenstehende kontrollierbar machen). Eine Messung kann über den einzelnen Messvorgang hinaus objektiviert werden, indem sie an bereits bestehende Regeln und Messungen anschlussfähig gemacht wird, z.B. durch die Übernahme einer ausgearbeiteten Methodik, von Katalogen, Klassifizierungen und Definitionen.

Auch weitgehend autonom handelnde Akteure können sich auf Regeln und Methoden früh im Messprozess festlegen. Werden diese dann publiziert und damit von außen kontrollierbar gemacht, so wird dadurch „Objektivität“ hergestellt.

Auf diese Weise wird zwar der Horizont der konkreten Messsituation verlassen, an ihre Stelle tritt aber nun der andere Horizont der übernommenen Messregeln. Statt von der subjektiven Wahrnehmung der Akteure im konkreten Messprozess wird die Messung jetzt also von einem weiter verbreiteten Wahrnehmungsmuster bestimmt.

2.3.2.3 Transport von Messergebnissen und „Vergessen der Prämissen“

Aus der Betrachtung von Messungen als soziale Prozesse ergibt sich ein weiterer wichtiger Aspekt für die Analyse von Messergebnissen. Er bezieht sich darauf, dass für die wissenschaftliche Messtheorie im Allgemeinen und für jede Messung im Besonderen bestimmte Prämissen festgelegt werden, die den Geltungsbereich und die Interpretationsmöglichkeiten für Messergebnisse bestimmen. Beispielsweise ist es eine Prämisse der Messtheorie, dass in einem Messvorgang *nicht* Objekte in all ihrer Vielfalt gemessen werden, sondern dass eine Messung nur *ein*

Merkmal (oder eine Auswahl von wenigen Merkmalen) der Messobjekte abbildet – es wird also kein Anspruch auf ganzheitliche Repräsentation des Messobjektes erhoben. Eine weitere Prämisse für soziologische oder psychologische Messungen wäre es, dass Ergebnisse aus Stichprobentests und -experimenten nie „sicher“ den erforschten Sachverhalt in der Grundgesamtheit beweisen. Um trotzdem Aussagen möglich zu machen, wurde die Übereinkunft getroffen, dass Ergebnisse als „gültig“ (verlässlich, erwiesen etc.) angesehen werden, wenn für die Grundgesamtheit eine statistische Wahrscheinlichkeit von mindestens 95% berechnet werden kann. Eine Prämisse bei kulturellen Messungen ist es z.B., dass die Qualität von bestimmten kulturellen Objekten und Leistungen nicht quantitativ ermittelt werden kann, und dass man mit quantitativen Instrumenten lediglich versucht, sich der Frage der Qualität *anzunähern* (z.B. mit der Annahme: „wenn eine Leistung viele Besucher/Nutzer/Zuschauer findet, könnte das ein Hinweis darauf sein, dass hier etwas ‚gut‘ gemacht wird“).

Betrachtet man Messen als sozialen Prozess, dann gilt, dass eine Vielzahl von Akteuren an diesem Prozess teilnimmt. Bewegen sich diese Akteure alle innerhalb des selben Feldes mit den selben Regeln - wird z.B. in der Chemie ein Messversuch von hochspezialisierten Experten durchgeführt, dessen Ergebnisse wiederum nur von einer kleinen Gruppe gleichermaßen spezialisierter Chemiker rezipiert werden - dann ist das Problem, die Prämissen der Messung zu berücksichtigen, kein besonders großes: alle Beteiligten sind in derselben Wissenschaft sozialisiert, stehen womöglich in persönlichem Austausch und kennen die Prämissen für den Messvorgang. Bei anderen Messungen sind von der Erarbeitung des Messinstrumentes bis zur Interpretation und Verwendung der Ergebnisse Akteure aus vielen unterschiedlichen Feldern und mit unterschiedlichem Wissenshintergrund beteiligt: bei der Messung von Kultur z.B. die Akteure des kulturellen Feldes, die Messenden aus dem ökonomischen oder mathematischen Feld, die unterschiedlichen Zielgruppen der Messung (Verwaltung, Presse, Öffentlichkeit etc.) aus dem politischen Feld. Das bedeutet, dass beim Transport von Messergebnissen von einem Feld in ein anderes die Prämissen, die den ursprünglichen Kontext für die Messung bildeten, vergessen werden:

- Eine Messung wird plötzlich so betrachtet als würde sie nicht ein Merkmal, sondern das gemessene Objekt insgesamt „ohne Informationsverlust“, also „vollständig“ abbilden
- aus einem ordinalen Skalenniveau, das nur vage Rangfolgen abschätzen kann, wird eine Intervallskala, mit deren Ergebnisse man Durchschnitte, Regressionen, dezimalgenaue Abstände etc. angeben kann.

- das Wahrscheinlichkeitsniveau von 95% verschwindet in einer Fußnote oder im Vorwort, und die Messergebnisse werden von Wahrscheinlichkeiten zu Realitäten
- aus einem Indikator, also einer Umschreibung oder einem *Hinweis* auf die Qualität einer kulturellen Leistung, wird eine *Definition* von Qualität („gut ist, was viele nutzen“)

Das „Vergessen von Prämissen“ hat für die Rezeption von Messergebnissen eine große Wirkung. Ähnliches gilt für das „Vergessen“ der Methodik einer Messung: Ein Grundcharakteristikum von Messprozessen ist es, dass „der Teufel im Detail wohnt“, d.h. dass unzählige sehr spezifische Festlegungen zu differenzierten Fragestellungen auf der Ebene von winzigsten Einzelheiten bestimmen, wie die Ergebnisse aussehen werden (zählt man, um den Bestand einer Bibliothek zu ermitteln, die Bände oder die Titel? Zieht man den Magazinbestand ab? Zählt man den Präsenzbestand dazu? Zählt man Bände, die zum Zeitpunkt der Zählung bestellt aber noch nicht inventarisiert sind? Was ist mit Austauschbeständen und Dauerleihgaben? usw. usw.). Wenn die Messung ihre grundlegende Aufgabe, also die Verdichtung von Information, auch nur annähernd erfüllen soll, dann können diese detaillierten Festlegungen nicht durch alle Phasen eines Messvorgangs mittransportiert werden. Auch sie müssen, obwohl sie das Ergebnis entscheidend bestimmen, im Laufe des Messvorgangs „vergessen“ werden, da sonst die Rezeption des Messinstruments so aufwendig würde wie eine 1:1-Analyse des zu messenden Gegenstandes selbst.

So hat die Offenlegung der Methodik eines Messvorgangs einen doppelten Charakter im sozialen Prozess „Messen“: einerseits ist sie unerlässlich, denn sie macht den Messvorgang grundsätzlich transparent und nachvollziehbar. So wird er allgemein kontrollierbar, kritisierbar und so entsteht die Grundvoraussetzung für Objektivität. Andererseits impliziert das Ziel des Messvorgangs (Informationsreduktion), dass, wer an den *Ergebnissen* der Messung interessiert ist, in der Regel die Methodik *nicht* rezipieren kann, weil das zu viel Zeit kostet. Diesen Aufwand kann sinnvollerweise nur betreiben, wer sich für die Methodik der Messung interessiert, z.B. weil ihm/ihr das Ergebnis der Messung nicht gefällt.

Das „Vergessen der Prämissen“ bezieht sich also darauf, was passiert, wenn ein und derselbe Messvorgang mit unterschiedlichen Wissensbeständen rezipiert wird.⁴⁶ In der Regel schränken die Prämissen einer Messung den Geltungsbereich

⁴⁶ hier zunächst ausschließlich bezogen auf die *Methodik* der Messung – es geht noch nicht darum, dass ein *Ergebnisinhalt* in unterschiedlichen Kontexten eine ganz andere

und die Aussagekraft der Messergebnisse ein. Das „Vergessen der Prämissen“ führt also dazu, dass Messergebnissen eine höhere Absolutheit, eine größere Sicherheit und mehr Aussagekraft zugestanden wird, als sie von der Konzeption des Messinstrumentes her eigentlich beanspruchen können. Durch das „Vergessen der Prämissen“ werden Messergebnisse als objektiv wahrgenommen und dadurch von Konstruktionen zur Realitäten.

Es ist notwendig auf den Vorgang des „Vergessens der Prämissen“ einzugehen, weil ansonsten – besonders nach der eingehenden Dekonstruktion des Messens als System von kontingenten Vereinbarungen und Setzungen – nicht mehr erklärbar ist, wieso Messergebnisse eigentlich überhaupt gefährlich und mächtig sein können bzw. worüber bei der Erstellung eines Messinstrumentes überhaupt gestritten werden muss. Ginge es dabei nur um das Vereinbaren von Konventionen, dann wäre es ausreichend, hinterher diese Konvention genau zu beschreiben und es entstünde genügend Klarheit über das Messergebnis. Dies ist aber, wie eben dargelegt, nicht möglich: die Verselbständigung der Ergebnisse vom Messprozess ist unvermeidlich und absehbar, die Methodik wird im Lauf des Prozesses „unsichtbar“. Die Ergebnisse bekommen dadurch den Charakter von Realitäten und schaffen damit Realität. Deshalb ist das Ringen um die Regeln der Messung für die Beteiligten von größter Wichtigkeit.

Bedeutung haben kann, dass also z.B. „1,5 Besuche pro Einwohner jährlich“ für eine Bibliothek normal sind, für ein Theater jedoch viel.

2.4 Messen als Kulturtechnik

Die Entstehung von Messinstrumenten und Messergebnissen als einen sozialen Prozess zu betrachten hilft dabei, einige Zwecksetzungen und Determinanten des Messens besser zu verstehen. Aber Messen ist nicht nur als ein sozial konstituierter Vorgang zu sehen, sondern auch als eine kulturelle Praxis. An dieser Stelle soll noch einmal darauf hingewiesen werden, dass sich der Begriff „Kultur“ bzw. „kulturell“ in diesem Zusammenhang auf das Konzept von Kultur als Gesamtheit der Werte, Symbole, Normen und Lebensweisen einer Gemeinschaft bezieht, also auf den sogenannten „weiten“ Kulturbegriff, der auch der Kulturwissenschaft zugrunde liegt. Es geht in diesem Kapitel also darum, wie unsere Kultur (weiter Begriff) die Praxen bestimmt, mit denen wir auf „die Kultur“ (enger Begriff) blicken bzw. sie abbilden. „Kultur“ als Messobjekt (Kunst und Wissenschaft) wird, um Missverständnisse zu vermeiden, in den folgenden Abschnitten immer in Anführungszeichen gesetzt.

Zur Beschreibung der kulturellen Funktionen des Messens bietet sich das Konzept der Kulturtechnik an. Der Begriff „Kulturtechniken“ bezeichnet „die Gesamtheit der zur Erreichung kultureller Zwecke notwendigen Kunstfertigkeiten, seien sie maschinengestützt oder nicht“⁴⁷. Nach einer anderen Definition sind Kulturtechniken „Fähigkeiten, Fertigkeiten und Kenntnisse, die zur gesellschaftlichen und kulturellen Teilhabe und zur Erhaltung einer Kultur notwendig sind“⁴⁸. Aus diesen Definitionen lässt sich ableiten, dass Kulturtechniken (klassischerweise Lesen, Schreiben und Rechnen) einerseits aus einer Kultur *hervorgehen*, also Teil einer Kultur und von ihr geprägt sind, andererseits die Voraussetzung darstellen, um zu dieser Kultur etwas *beizutragen* oder sie zu *modifizieren*, also die Kultur ihrerseits beeinflussen.

Eine weitere Definition lautet: „Kulturtechniken sind Methoden, um Inhalte einer Kultur anderen mitteilen und für nachfolgende Generationen überliefern zu können. [...] *Kulturtechniken setzen also eine Methode der Verschlüsselung (z.B. als Schriftzeichen) und Entschlüsselung voraus.*“⁴⁹ Auf das Messen bezogen heißt das, dass man quantitative Methoden als eine Form der kulturspezifischen Verschlüsselung für Informationen über die Welt betrachten kann, die durch den Vorgang des Zählens und Messens verschlüsselt und durch die Interpretation von Messer-

⁴⁷ Brüning (2000), S. 1

⁴⁸ Lexikon Erwachsenenbildung (1998)

⁴⁹ Infoset Medienkompetenz, Hervorhebung der Verfasserin

gebnissen wieder entschlüsselt werden, auch dies im Kontext bestimmter kulturell geprägten „Lesarten“.

Der Begriff *Kulturtechnik* weist auf einen Aspekt hin, der an dieser Stelle leider nur exkursartig angerissen werden kann: die technologische Bedingtheit des Messens. Die konkrete Nutzung von Messungen und Messwerten entsteht in einem Spannungsbogen aus bestimmten Erkenntnisinteressen und den verfügbaren Technologien des Messens. Ein Beispiel soll das verdeutlichen. Seit Mitte der 1990er Jahre erfolgt nach und nach eine Umstellung des primären Indikators für die Nutzung von Bibliotheken: weg von den „eingetragenen Benutzern“ (d.h. den natürlichen Personen, die sich als Nutzer in der Bibliothek angemeldet haben) hin zu den „Besuchern“ (d.h. zu Handlungsakten: zu Besuchen in der Bibliothek). Diese Umstellung resultiert aus drei Entwicklungen:

1. (bibliotheksfachlich-konzeptionell) aus der Veränderung des Selbstbildes der Öffentlichen Bibliothek von einer pädagogischen Einrichtung mit enger „Arbeit am Menschen“ hin zu einem offenen Informationsdienstleistungsbetrieb,
2. (strategisch) aus der besseren Anschlussfähigkeit der Besucherzahl an die Messungen anderer Einrichtungen, z.B. Theater oder Sportstätten, und der dadurch besseren Tauglichkeit für Vergleiche und Wettbewerb, und
3. (technologisch) aus der seit Mitte der 90er Jahre erstmals gegebenen Verfügbarkeit von kostengünstigen Benutzerzählgeräten, welche die aufwändige und fehlerbehaftete manuelle Besucherzählung ersetzen konnten.

Ein ähnlich großer Einfluss der technologischen Möglichkeiten ist beim Science Citation Index zu verzeichnen (vgl. Kap. 4.3), worauf hier nur hingewiesen werden kann.

Anhand von drei Arbeiten soll nun jedoch der reflexive Charakter des Messens als Kulturtechnik verdeutlicht werden.

Nikolow: Messen als Repräsentationsform

Die Wissenschaftshistorikerin Sibylla Nikolow interpretiert das Messen als eine wissenschaftliche Repräsentationsform, die sich dadurch auszeichnet, dass sie gleichzeitig *bildgebend* und *blickbildend* wirkt⁵⁰. „Bildgebend“ heißt: das Messen verleiht kognitiven Modellen, immateriellen Prozessen, Vorstellungen oder For-

⁵⁰ Nikolow (2000), S. 238

schungstheorien eine greifbare und damit handhabbare Form („schafft Fakten“), oft auch eine bildliche Form im Wortsinn, nämlich durch Diagramme und eine graphische Umsetzung der Messergebnisse. „Blickbildend“ heißt: das Messen prägt den „Blick auf die Welt“, indem es bestimmte Deutungsmuster anbietet und die (wissenschaftliche und alltägliche) Wahrnehmung leitet. Gemeinsame Wahrnehmungsmuster sind nicht nur ein konstitutiver Bestandteil einer Kultur, sondern bilden damit auch das Programm für die zukünftige wissenschaftliche Forschung innerhalb dieser Kultur aus. In dieser Konzeption kommt der reflexive Charakter der Kulturtechnik Messen besonders zur Geltung: Messen ist kulturell geformt und prägt seinerseits wiederum die Kultur.

Desrosières: Messen an der Grenze zwischen Erkennen und Handeln

Der Statistikgeschichtler Alain Desrosières arbeitet in seinem Buch „The Politics of Large Numbers“ eine Eigenschaft des Messens heraus, die erklärt, woher ein Teil der Brisanz von Messverfahren, besonders im Hinblick auf das Messen von „Kultur“, kommt: Statistik und quantitative Verfahren entstammen zwei unterschiedlichen Bereichen: Die eine Wurzel der Statistik liegt in der Staatskunde, Verwaltung und Ökonomie – Daten wurden zur Steuerung des Staates benötigt. Deshalb waren Zählungen und Messungen immer von einer *präskriptiven*, handlungsleitenden Motivation geführt. Die andere Wurzel der quantitativen Verfahren liegt in der Physik bzw. der Naturwissenschaft. Aus ihr rührt eine *deskriptive*, erkenntnistheoretische Motivation für das Messen.

Die Tätigkeit des Messens beinhaltet also gleichzeitig Abstraktion vom Konkreten und praktische Anwendung einer Theorie. Dieser Doppelcharakter des Messens – gleichzeitig mit Theorie und Praxis verbunden zu sein – sorgt für ein konstantes Spannungsfeld. Die Spannung ist nicht auflösbar, statt dessen bietet es sich an zu untersuchen

„how the tensions between the claim to objectivity and universality, on the one hand, and the powerful conjunction with the world of action, on the other, is the source of the very dynamics of science [...]”⁵¹.

Messen dient dem Erkenntnisgewinn und der Wissenschaft und ist gleichzeitig nicht trennbar von Handlung und Entscheidung. Vor allem soziale Messungen

⁵¹ Desrosières (1998), S. 7

benötigen und erzeugen einen „link between description and management“⁵². So wurde beispielsweise durch die weiträumige Wettermessung ein enormer Erkenntnisgewinn bezüglich Klima und Wetter möglich –die Voraussetzung für diese Erkenntnisgewinn war jedoch die Schaffung von konkreten, praktischen Handlungsvereinbarungen, die Räume gleichartiger Datenerhebung („spaces of equivalence“⁵³) herstellten. Umgekehrt erlauben es Messdaten, die nach fest vereinbarten Regeln „objektiv“ erzeugt werden, überhaupt erst, Erkenntnisse *interpersonal* von einer bestimmten zeitlichen und räumlichen Situation auf andere Situationen zu übertragen und dadurch die Stabilität und Vergleichbarkeit herzustellen, die für die Herausbildung eines komplexen sozialen Systems notwendig ist⁵⁴. Der präskriptive, handlungsleitende Anteil des Messens wiederum weist darauf hin, dass eine Messung die Grundlage für eine Einflussnahme auf das Gemessene darstellt, wodurch einige Widerstände gegen Messversuche erklärbar werden.

Porter: Messen als „Vertrauenstechnologie“ in differenzierten Sozialsystemen

Der Wissenschaftshistoriker Theodore Porter beschreibt dagegen unter dem Titel „Trust in Numbers“⁵⁵ die Entwicklung von Maßen, Normen und Standards als „Technologies of Trust“ differenzierter, moderner Gesellschaften: In der vorindustriellen Zeit, als Handels- und Verwaltungsbeziehungen auf einen lokalen oder regionalen Raum und sozialen Kreis beschränkt blieben, wurde die Koordination von Arbeiten und der Austausch von Waren durch rein lokale Maßeinheiten bestimmt, die auch noch einen großen Anwendungsspielraum für „gerechte“ Auslegung der Messregeln boten. Eine kleine, eng verbundene soziale Gemeinschaft besaß also nur wenige, schwach definierte Messinstrumente. Messungen waren dadurch, je nach Sichtweise, ungenau oder flexibel. Der Hauptteil der zu leistenden Koordination geschah durch persönliches Verhandeln und Abstimmung im direkten Kontakt, sanktioniert durch direkte soziale Kontrolle.

Mit der räumlichen Ausdehnung und Intensivierung der Verwaltungsstrukturen und Handelsbeziehungen wurden genauere und über größere Strecken gültige Maße und Standards notwendig (z.B. für die Qualität von Getreide oder die Dosierung von Medikamenten). In den entstehenden weitläufigen, differenzierten

⁵² Desrosières (1998), S. 7

⁵³ Desrosières (1998), S. 8

⁵⁴ Desrosières (1998), S. 8-9

⁵⁵ Porter (1995), 49 ff.

und dezentralen Gesellschaften war es nicht mehr möglich, Wirtschafts- und Verwaltungsbeziehungen durch Aushandeln, Vertrauen und direkte soziale Kontrolle zu regulieren. An ihre Stelle traten „Vertrauentechnologien“, die Kontrolle und Abstimmung ersetzen mussten: die persönliche Interaktion wurde durch formalisierte Standards, Maße, Regeln für die Durchführung von Messungen und für wissenschaftliches Vorgehen objektiviert. Porter sieht das Anwachsen von formalisierten Messungen und die Entstehung der Kosten-Leistungsrechnung direkt mit den Strukturen des überaus komplexen demokratischen Staatswesens verbunden, das die USA im 19. Jahrhundert entwickelten. Die differenzierte Demokratie der USA verlangte formalisierte, nachvollziehbare, also „objektive“ Entscheidungen über große staatliche Investitionen mit Hilfe von Messungen und Berechnungen. Direkte persönliche Kontrolle waren nicht mehr möglich, reine Expertenurteile waren aufgrund möglicher Willkür oder Parteilichkeit nicht mehr vertretbar.

Porter weist darauf hin, dass auch heute noch kleine, hochspezialisierte Wissenschaftsdisziplinen (z.B. ausgerechnet in der Teilchenphysik oder Biophysik), die aus nur wenigen hundert Wissenschaftlern weltweit bestehen, in ihrer internen Kommunikation eher auf Vertrauen, persönliche Bekanntschaften und Expertenurteile bauen, wenn es um die Bewertung von wissenschaftlichen Ergebnissen geht. (In der Außenkommunikation werden freilich die „offiziellen“ Regeln der Objektivität eingehalten⁵⁶). Er schließt daraus, dass das Ausmaß an Bedeutung, die objektivierten, statistische Methoden in einem Berufsstand oder einer Disziplin einnehmen, davon abhängt, wie stabil diese Disziplin in ihrem inneren Zusammenhalt, ihren gemeinsamen Werten und ihrem Selbstbild ist.⁵⁷ Dieser Ansatz ist im Hinblick darauf relevant, dass in vielen kulturellen Feldern nach wie vor Expertenurteile und nicht Messergebnisse die etablierten Urteilsformen sind, was ggf. Rückschlüsse auf den Zusammenhalt der jeweiligen Felder zulässt. (vgl. Kap. 4.1.1)

Soweit die Ansätze von Nikolow, Desrosières und Porter, auf die im Verlauf der Arbeit bei Bedarf zurückgegriffen wird. Für die weitere Betrachtung des Messens als Kulturtechnik ergeben sich aus dem reflexiven Charakter von Kulturtechniken drei Fragen:

- a) wie wirken kulturelle Einflüsse auf das Messen (Kap. 2.4.1),
- b) wie beeinflusst das Messen die Kultur (Kap. 2.4.2) und

⁵⁶ Porter (1995), S. 222-223

⁵⁷ Porter (1995), S. 210-213

c) was geschieht im Verlauf des Verschlüsselungs- und Entschlüsselungsprozesses (Kap. 2.4.3).

2.4.1 Die Einwirkung der Kultur auf Messprozesse

2.4.1.1 Kulturelle Einflüsse bei der Festlegung der Messmethodik

Zunächst wurde oben festgestellt, dass ein Messprozess zwar durchaus intersubjektiv-objektiv ist, dass seine Objektivität aber durch ein Aushandeln von Messregeln erreicht wird. Auch wenn es umfangreiche und etablierte Regelwerke für die Erstellung eines Messinstrumentes gibt (Kriterien zur Skalenentwicklung in der empirischen Sozialforschung, Validitäts- und Reliabilitätsprüfungen, festgelegte Methodik der Kostenrechnung etc.), bietet die Erarbeitung der Methodik für eine Messung zahlreiche Ansätze, in denen kulturelle Prägungen der beteiligten Parteien und Akteure wirksam werden können, angefangen bei der Auswahl der zu messenden Merkmale über die Definition von Zählkriterien bis hin zu der Klassifikation von Merkmalsausprägungen.

Es bieten sich folgende Ansatzpunkte für kulturelle Einflüsse auf die Konstruktionen und Konventionen im Rahmen eines Messprozesses:

A. Beim „Messbar-Machen“ von empirischen Größen und Vorgängen

- In den benutzten Klassifikationen, Kategorien und Ordnungen: Michel Foucault hat ausführlich dargelegt⁵⁸, dass in Klassifikationssystemen oder Vercodungsschlüsseln immer ein implizites Programm oder Weltbild angelegt ist; die Information – das Wissen über die Welt – wird nach dieser „Episteme“ geordnet und organisiert; und dadurch wiederum entsteht aus der Klassifikation heraus ein bestimmtes Weltbild. Schon während der Erhebung von Daten, noch vor jeglicher Weiterverarbeitung oder Interpretation, findet durch die Einordnung in ein Klassifikationssystem eine Vorstrukturierung des erst noch zu sammelnden Wissens im Rahmen einer vorgefassten Denkweise statt⁵⁹.

⁵⁸ vgl. Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge, 1974

⁵⁹ Ein Beispiel wäre die in jedem Fragebogen übliche Codierung des Geschlechts in der Form 1=Mann, 2=Frau. Sie behandelt einmal, durch die Setzung des männlichen Geschlechts als „1“ dies als den „Normalfall“, die weibliche Codierung als den Zusatz- oder „Sonderfall“. Zum anderen impliziert sie, dass sich alle Untersuchungsobjekte ausnahmslos und zweifelsfrei in eine dieser beiden Kategorien einordnen lassen. Und drittens zwingt sie damit den/die Messende/n, alle untersuchten Fälle in eine dieser beiden Kategorien einzuordnen, selbst wenn es doch einmal Zweifel geben sollte.

- Beim Finden des Homomorphismus bzw. bei der Skalenentwicklung für latente Merkmale: Die Skalenentwicklung ist ein Prozess, der eine Menge Kreativität erfordert. Besonders bei der Messung von latenten Merkmalen beruht das Generieren von Items auf der Intuition der ForscherInnen und auf ihrer Vorstellung von dem zu messenden Merkmal. Die Items entstehen also weitgehend aus bereits vorhandenen Vorstellungen und Auffassungen über das, was erforscht werden soll. Dieser Aspekt der Skalenbildung wird in der Theorie der Skalenentwicklung kaum hinterfragt; die entstandenen Items werden jedoch strengen formalen Prüfungen auf Reliabilität und Validität unterzogen.
- Bei der Kombination von Messwerten zu abgeleiteten Messungen: Dies ist besonders dann relevant, wenn Größen gemessen werden sollen, für die keine Skala gefunden werden kann. In diesem Fall muss versucht werden, sich an diese Größen über die Kombination von anderen Messwerten „heranzutasten“. Der subjektiven Beurteilung unterliegt es dann, welche Skalen dafür tauglich sind und wie „nahe“ die Messung der empirischen Größe kommt.
- Grundsätzlich gibt es an vielen Stellen im Messprozess Festlegungen von „sinnhaft und sinnlos“ - bei Skalenniveaus, Plausibilität, möglichen Transformationen etc. Für diese Festlegungen muss das Theoriegefüge der Messtheorie verlassen werden; sie ergeben sich aus der kulturell geprägten Beobachtung des empirischen Relativs.

B. Bei den Verfahrensmodi des Messens

- Bei der inneren und äußeren Differenzierung des Zählens: Da das Zählen die Grundlage des Messens darstellt, kann die Relevanz der Konstruktionsprozesse, die mit der inneren und äußeren Differenzierung verbunden sind, gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die äußere Differenzierung bedeutet eine Grenzziehung zwischen dem, was „dazugehört“, was beachtet wird, und dem was als *nicht* dazugehörig definiert und damit ignoriert wird. Die innere Differenzierung konstruiert zu zählende Einheiten, wo zunächst undifferenzierte Mengen vorliegen. Zur äußeren Differenzierung gehört auch die Festlegung der betrachteten Zeiträume, da Messen immer zeitbezogen ist.
- Beim Festlegen von Einheiten: Für fast alle Maßeinheiten gilt, dass sie per Konvention vereinbart wurden. Welche Einheit – welche Konvention – sich in welchem sozialen, geographischen oder historischen Raum durchgesetzt hat, hängt ausschließlich von den jeweiligen sozialen, politischen und administrativen Strukturen ab. Über die Maßeinheiten und ihren Geltungsbereich werden

Anschlussmöglichkeiten (Austausch-, Kommunikations- und Vergleichsmöglichkeiten) und Abgrenzungen (z.B. nationale Grenzen) bestimmt.

- Bei der Festlegung von Skalenniveaus: Die Skalenniveaus sind über die zulässigen Transformationsmöglichkeiten zwar mathematisch eindeutig definiert, aber die Zuordnung einer Messung zu einem Skalenniveau ist mitnichten eindeutig und unzweifelhaft. Sie wird vielmehr über den Begriff der „sinnhaften/sinnlosen“ Aussage gesteuert. Bezüglich einer der Skalen, die in der empirischen Sozialwissenschaft am häufigsten verwendet wird, der Likert-Skala, besteht bis heute kein Konsens, ob sie als Ordinal- oder als Intervallskala zu behandeln ist. Die Anforderungen der Praxis verselbständigen sich hier: da die metrische Intervallskala so viel größere statistische Möglichkeiten bietet als die Ordinalskala, wird die Likert-Skala häufig als Intervallskala definiert, obwohl das Skalenniveau nicht eindeutig ist.

An dieser Stelle zeigt sich auch, wie die wissenschaftlich korrekten „offiziellen“ Konventionen der Messtheorie durch das „Vergessen von Prämissen“ in der Messpraxis verloren gehen können. Dass die Repräsentation eines Gegenstandes durch Zahlen erfolgt, macht diverse mathematische Transformationen möglich aber nicht unbedingt sinnvoll. Ein Beispiel bezüglich des Skalenniveaus ist die Einordnung von Schulnoten, mit denen die „Bildungsleistung“ (eine intensive Größe) gemessen wird. Sie sind institutionell-offiziell definiert als Ordinalskala, also als eine „qualitative“, „weiche“ Rangfolge mit undefinierten Distanzen: „sehr gut“ – „gut“ – „befriedigend“ usw. Aus den Messergebnissen einer derartigen Skala kann kein Durchschnitt gebildet und kein konkreter Leistungsabstand zwischen Bildungsleistungen abgelesen werden, das ist als „nicht sinnvoll“ definiert (der adäquate Mittelwert wäre der Median). Durch die gleichzeitige Bezeichnung der Leistungen mit Zahlen, sogar mit Dezimalzahlen, entsteht in der nicht-wissenschaftlichen Praxis jedoch eine de-facto-Intervallskala, mit der nicht nur Durchschnitte der Noten eines/r SchülerIn gebildet werden, sondern auch Durchschnitte aus mehreren SchülerInnen. Durch diese Praxis werden Unterschiede zwischen den Schülerleistungen zu „harten“ Daten metrisiert und damit präzisiert bzw. verdinglicht. Die Zurückverwandlung im Zeugnis in eine ordinale Klassifizierung („befriedigend“) bemäntelt diesen Umstand lediglich. Durch die Bildung eines Durchschnitts wird darüber hinaus aus den individuellen Einzelleistungen eine Gesamtbildungsleistung der Klasse oder Schule konstruiert (Durchschnitte werden verglichen), so dass darüber nicht nur ein Vergleich von individuellen, sondern auch kollektiven Bildungsleistungen möglich wird.

2.4.1.2 Kulturelle Einflüsse bei der Durchführung von Messungen

Unabhängig von den Konventionen beim Regelwerk für einen Messvorgang wird jeder Messprozess, auch wenn die Methodik für seine Durchführung mit dem höchstmöglichen Ausmaß an Präzision und Detailliertheit festgelegt ist, immer noch eine undefinierte „Grauzone“ übrigbehalten (siehe Kap. 2.3.1.2). In dieser Grauzone der nicht-eindeutigen Regelung müssen die Messenden spontan-intuitiv Entscheidungen, Zuordnungen und Verfahrensweisen vornehmen, die später vielleicht begründet und protokolliert werden, häufig jedoch unbewusst ablaufen und nicht explizit werden. Diese Wesensart des Messens ergibt sich außerdem aus der oben beschriebenen Stellung des Messens auf der Grenze zwischen Theorie und Praxis: der Messprozess ist einer der Punkte, an dem sich eine Theorie „materialisiert“, das heißt, dass sich hier die Theorie an den materiellen Gegebenheiten reibt. Genau die spontan-intuitiven Entscheidungen, die in den Zwischenräumen des Messregelwerks durch den „Eigensinn“ der materiellen Welt zwangsläufig anfallen, sind dann die Punkte, in denen kulturelle Prägungen, Werte oder Urteile ihren (unbewussten) Niederschlag finden. Das heißt, dass vorgefasste Urteile und die kulturelle Weltsicht der Messenden die Messergebnisse mitbestimmen, ohne dass im geringsten von einer „Täuschung“ oder „Fälschung“ die Rede sein kann.

Plastische Illustrationen zu den Auswirkungen, die sich daraus ergeben, liefert Stephen Gould in seiner Analyse „Der falsch vermessene Mensch“⁶⁰. Gould weist an verschiedenen Stellen nach, wie sich die fest in der westlichen Kultur verankerten Vorstellungen von Ungleichheitsrelationen zwischen Menschen in den Messergebnissen der Kraniologie und Intelligenzmessung im 19. und frühen 20. Jahrhundert niederschlugen. Die grundsätzliche Überlegenheit der Oberschicht gegenüber den Unterschichten, der Männer gegenüber den Frauen und vor allem der weißen Rasse gegenüber der schwarzen wurde in unzähligen Messakten „objektiv“ und wissenschaftlich nachgewiesen. Dabei betont Gould immer wieder, dass die Forscher, um derartige Ergebnisse zu erzielen, keineswegs fälschten, manipulierten oder sonstige Tricks anwendeten. Das wäre mit ihrem Forscherethos unvereinbar gewesen und auch schnell entdeckt und durch „Exkommunikation“ der Forscher bereinigt worden⁶¹. Vielmehr summierten sich beispielsweise bei der Vermessung von Schädelvolumina durch den Arzt und Anatomen Samuel Morton (1799-1851) verschiedene kleinere Ungenauigkeiten in der Ausführung der Mes-

⁶⁰ Gould (1988)

⁶¹ Gould (1988), S. 22, 54 und 69

sung so, dass am Ende die Unterlegenheit der weißen über die schwarze Rasse zweifelsfrei, objektiv und durch wissenschaftlich fundierte Zahlen nachgewiesen war. So „passierten“ Rundungsfehler und Stichprobenfehler (ungleich große und ungleich zusammengesetzte Stichproben wurden verglichen). Morton führte seine Messungen z.B. zuerst mit einer einfachen Technologie durch (Füllen der Schädel mit Senfkörnern), die relativ großen Spielraum bei der Durchführung ließ. Später wurden die selben Messungen mit einer überlegeneren Technologie wiederholt (Füllen der Schädel mit Bleischrot), die wesentlich genauere und eindeutige Messungen ermöglichte. Es stellte sich heraus, dass die Messfehler aus der technologisch unterlegenen Messung immer in Richtung der impliziten Erwartungshaltung des Messenden gingen, also bei den Schädeln von „Kauasiern“ nach oben und bei denen von „Afrikanern“ nach unten⁶². Gould beschreibt, wie subtil dieser Prozess verläuft:

„Man kann sich leicht vorstellen, wie das abgelaufen sein mag. Morton, mit Senfkörnern messend, nimmt sich einen bedrohlich großen schwarzen Schädel, füllt ihn lose und schüttelt ihn flüchtig. Dann nimmt er einen beunruhigend kleinen kaukasischen Schädel, schüttelt ihn heftig und drückt am *foramen magnum* kräftig mit dem Daumen nach. Das ist schnell geschehen, ohne bewusstes Motiv; die Erwartung ist eine mächtige Triebfeder des Handelns.“⁶³

Dass die Vorstellung dessen „was nicht sein kann“ die Wahrnehmung dessen prägt „was ist“, lässt sich beispielhaft an der Auswahl von zu messenden Merkmalen ablesen. So wurden – neben der Kraniologie – von dem französischen Arzt Paul Broca weitere Körpermerkmale gesucht, an denen sich Unterschiede zwischen den Rassen durch Messung feststellen lassen sollten. Einige der getesteten Merkmale (z.B. das Verhältnis vom Unterarmknochen zum Oberarmknochen) lieferten Daten, die die Rangfolge „Weiß – Mongolisch – Schwarz“ entweder umdrehten, oder „sinnlose“ Ergebnisse lieferten. Da die Schlussfolgerung, die Rangfolge sei umgekehrt (oder es gäbe womöglich gar keine Rangfolge) innerhalb von Brocas Denkraum selbst sinnlos schien, war also die einzig rationale Schlussfolgerung für Broca, dass dieses Merkmal für die Vermessung der menschlichen Rassen nicht relevant sein könne⁶⁴.

⁶² Gould (1988), S. 64-69.

⁶³ Gould (1988), S. 65

⁶⁴ Gould (1988), S. 88

Im weiteren Verlauf der modernen Wissenschaft wurden die diversen Formen des Erwartungseffektes freilich immer stärker berücksichtigt und diverse Strategien und Forschungsdesigns zu seiner Eliminierung entwickelt (z.B. verdecktes Messen ohne die Herkunft der Messobjekte zu kennen). Trotzdem weist Gould darauf hin, dass die kraniologischen Messungen in der Regel keine vorwissenschaftlichen Skurilitäten waren, sondern nach den damals modernsten wissenschaftlichen Methoden und Technologien von renommierten Wissenschaftlern durchgeführt wurden. Die Vorstellung, *sie* seien kulturell befangen gewesen, die heutige Wissenschaft sei dagegen von jeglicher kulturellen Bindung frei, erscheint in diesem Zusammenhang naiv oder vermessen.

2.4.1.3 Kulturelle Einflüsse auf die Vorstellung von Objektivität

Aber es ist nicht nur so, dass die Arbeit zur Erreichung von „objektiven“ Messergebnissen durch kulturelle Einflussfaktoren geprägt wird. Die Wissenschaftshistorikerin Lorraine Daston beschreibt, inwiefern das gesamte Konzept von Objektivität – also das Modell oder der „Blueprint“ für die Durchführung von Messungen – als ein Produkt kultureller Faktoren und Entwicklungen analysiert werden kann.

Zum Einen lässt sich die heutige Vorstellung von „der“ Objektivität nach Dastons Erkenntnissen in mindestens drei konstitutive Bestandteile aufgliedern, die aus unterschiedlichen kulturellen oder philosophischen Ursprüngen zusammengewachsen sind und jeweils unterschiedliche Wertkriterien beinhalten:

- die „metaphysische Objektivität“, die in der Objektivität eine reine und absolute Wahrheit sucht,
- die „aperspektivische (perspektivlose) Objektivität“, die durch Objektivität jeglicher personenbezogenen Einzelperspektive zu entkommen sucht, oder die
- „mechanische Objektivität“, die auf die Überwindung menschlicher Fehlwahrnehmungen und Fehlinterpretationen angelegt ist und der es um Authentizität durch Apparate ohne jedes menschliche Eingreifen ankommt.⁶⁵

Zum Anderen weist Daston nach, dass das Ringen um (mechanische) Objektivität in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von den Wissenschaftlern als ein Akt gesehen wurde, der zutiefst durch Moralvorstellungen geprägt war, nämlich durch *Askese* (Forschen als disziplinierte Beobachtungsarbeit, Entsagen vorgefasster Theorien), durch *Selbstbeherrschung und Selbstentsagung* (gegenüber den Versu-

⁶⁵ Daston/Galison (1992), S. 119-121 und 123

chungen spontaner, intuitiver Interpretation und des Anthropomorphismus) und durch *Demut* (vor den Phänomenen der Natur). Diese Wert- und Moralvorstellungen waren nicht nur zutiefst in der christlichen Lehre und Denkweise verankert, sie entsprachen auch in vielen Punkten weitgehend den Moralvorstellungen des viktorianischen Zeitalters⁶⁶. Das heißt, dass die Regeln für „reine, allgemeine und überzeitlich gültige“ objektive Wissenschaft durch die spezifischen Moralvorstellungen ihrer Entstehungszeit geprägt wurden. Dies wiederum bedeutet nicht, dass diese Objektivität nicht „gültig“ ist, sondern einfach, dass sie historisiert werden kann – und damit können also auch die Regeln für die Durchführung von „exakten“ Messungen historisiert werden.

2.4.2 Die Einwirkung des Messens auf die Kultur

Wie stark umgekehrt die wissenschaftlichen und erkenntnistheoretischen Grundannahmen der europäischen Kultur auf die Anwendung von Mathematik und Messung basieren, lässt sich anhand eines Gedankens von Edmund Husserl nachzeichnen. In seinem Spätwerk „Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie“ erklärt Husserl die Genese der „exakten“ Wissenschaften und des westlichen Geist-Körper-Dualismus folgendermaßen:

Mit Beginn der Neuzeit, in der Renaissance, unternimmt der europäische Mensch eine grundlegende Um- und Neubildung seiner Lebensform: Er will sich die Regeln und Modalitäten seines Lebens nicht mehr von Mythos und Tradition (besonders auch Religion) vorgeben lassen, sondern sich diese „aus reiner Vernunft, aus der Philosophie“ frei und selbstständig selber geben. Vorbild in dieser Hinsicht ist für ihn die Bedeutung der Philosophie in der Antike. Der erste Schritt besteht in der Betrachtung der Welt nicht in den überlieferten Deutungs- und Sinnstrukturen, sondern in einer neuartigen, überlegenen, „universalen Welt- und Menschenerkenntnis in absoluter Vorurteilslosigkeit“.⁶⁷ In dieser Unternehmung kommt zunächst der Euklidischen Geometrie und der griechischen Mathematik eine besondere Bedeutung zu. Sie ist der Prototyp eines schon im Altertum entwickelten Systems, das aus wenigen Axiomen durch Schlussfolgerungen ein geschlossenes, widerspruchsfreies Gebäude von Aussagen ermöglicht. Allerdings wurde die Gültigkeit dieses Systems bei den Griechen als *endlich* wahrgenommen; im Rahmen seiner Renaissance wurde dem logischen System der Geometrie dage-

⁶⁶ Daston/Galison (1992), S. 118

⁶⁷ Husserl (1936/1982), S. 6

gen eine universelle und *unendliche* Gültigkeit zugesprochen.⁶⁸ In der Renaissance formierte sich die Grundlage einer neuen Idee: „dass die unendliche Allheit des überhaupt Seienden in sich eine rationale Allheit sei, die korrelativ durch eine universale Wissenschaft, und zwar restlos, zu beherrschen sei.“⁶⁹ Husserl sieht den Beginn dieser Entwicklung in der Mathematisierung der Natur durch Galilei und durch die Konzeption einer Philosophie „*de more geometrico*“ nach Descartes.

In der Euklidischen Geometrie war, wie gesagt, ein System von widerspruchsfreien „reinen Idealitäten“ (Ebenen, Strecken, Geraden etc.) gegeben. Dem gegenüber standen die empirisch wahrgenommenen Objekte der Welt in ihrer Vielgestaltigkeit, Unregelmäßigkeit und Variationsbreite. Wie konnte daraus die Vorstellung entstehen, dass die wenigen Gesetze und Regeln der Geometrie auf die unendlich vielfältige Welt in ihrer Gesamtheit anwendbar seien? Genau für diesen Schritt war das Messen, genauer gesagt das Ver-Messen der Welt, von Bedeutung. Denn in der allgegenwärtigen Tätigkeit des Messens existierte – ohne dass dies so benannt worden wäre – bereits lange *vor* der Entstehung der neuen Naturwissenschaften eine Praxis, die, z.B. in der Raum- und Feldvermessung, tatsächlich geometrische Figuren in die Welt projizierte und sie damit beschreiben konnte oder die durch einfache, abstrakte Grundgestalten (ein Hohlmaß, ein Längenmaß) die vielgestaltigsten Gegenstände eindeutig bestimmte. Damit wurden sie intersubjektiv auch für nicht Anwesende erkennbar – also überörtlich, überzeitlich, unabhängig von der Situation und der „sinnlichen Fülle“ der gemessenen Gegenstände⁷⁰. In der alten und erprobten Technik der Messkunst fand sich also der entscheidende Beleg für das neu entstehende Denken in reinen geometrischen Gestalten und die ebenfalls neue Methodik der „Einschreibung“ dieser Gestalten in die empirischen Objekte, kurz: für die Anwendbarkeit des reinen Denkens auf die anscheinend unüberschaubare Vielfalt der Welt. Die Messkunst wurde so zum Musterbeispiel und zum entscheidenden Bestandteil der neuen Naturphilosophie bzw. der entstehenden Naturwissenschaft.

Durch die Messkunst war es also möglich, vielfältige Objekte exakt und eindeutig zu beschreiben. Doch nicht nur die gegebenen, auch alle *denkbaren* Objekte konnten so beschrieben werden, nämlich durch ihre Zerlegung in geometrische Formen (wie es beispielsweise bei Computergrafik noch heute geschieht). Auf diese Weise konnte Schritt für Schritt von den vielfältigen empirischen Objekten

⁶⁸ Husserl (1936/1982), S. 21

⁶⁹ ebenda

⁷⁰ Husserl (1936/1982), S. 27

auf das „reine Denken im Reiche reiner Limesgestalten“ übergegangen werden. „Limesgestalten“ waren die geometrischen Objekte, denen man die empirischen Objekte in Anschauung und Ausführung annäherte. Die Gegenstände der Welt konnten durch eine immer weiter fortschreitende Vervollkommenung der Technik immer perfekter den idealen Gestalten angepasst werden: ein „quadratischer“ Tisch konnte immer quadratischer, eine Glaskugel immer kugelförmiger, ein Giebel immer gleichschenkliger werden.⁷¹

Da das neue naturwissenschaftliche Denken so enorme praktische Erfolge und Fortschritte mit sich brachte, wurde in der Folge das Denken in „reinen Idealitäten“ oder „reinen Limesgestalten“ und die damit verbundene Vorstellung von Exaktheit auf alle Merkmale der empirischen Gegenstände ausgedehnt. Nicht nur Form, Lage und Größe, sondern auch Farbe, stoffliche Qualität, Temperatur etc. wurden auf diese Weise objektiv beschrieben. Der Universalitäts- und Absolutheitsanspruch der reinen Geometrie wurde zum Paradigma für die rationale Wissenschaft und ihre Methoden und damit zur Grundlage der westlichen Weltanschauung.

2.4.3 Messen als Verschlüsselungs- und Entschlüsselungsvorgang

Betrachtet man Messen als Kulturtechnik, die aus einem Ver- und Entschlüsseln von Information über ein Messobjekt besteht, dann verlagert sich dadurch das Augenmerk weg vom reinen Messvorgang auf die Phasen, die ihm vor- bzw. nachgelagert sind. Es stellt sich dann die Frage, wie die Phasen der Verschlüsselung und Entschlüsselung ablaufen.

Die Verschlüsselungsfunktion entspricht der Phase der Erarbeitung des Messinstrumentes. In Kapitel 2.3.2 wurde ausführlich erläutert, dass dieser Vorgang als Aushandlungsprozess aller am Messprozess Beteiligten analysiert werden kann. In diesem Zusammenhang wurden auch einige Mechanismen angesprochen, die bei diesem Vorgang wirken. Auf die Entschlüsselungsfunktion muss jedoch noch eingegangen werden.

Das „Entschlüsseln“ eines Messergebnisses kann mit seiner Interpretation durch die Messparteien gleichgesetzt werden. Der Interpretationsprozess ist genauso wichtig wie der Prozess der Erstellung des Messinstrumentes. Er läuft ebenfalls als ein Aushandlungsprozess ab. Dafür lassen sich folgenden Gründe nennen.

Dadurch, dass das Messen ein hochgradig abstraktes Ergebnis hervorbringt, nämlich eine Zahl in Verbindung mit einer Maßeinheit, sind so viele Informationen des Gemessenen zurückgelassen worden, dass eine Beurteilung des Messer-

⁷¹ Husserl (1936/1982), S. 24-26

gebnisses ohne Interpretation zunächst gar nicht mehr möglich ist. Ein Messwert an sich ist zu abstrakt um eine Bedeutung zu haben. Um zu einer (Be-)Deutung zu gelangen, ist eine Weiterverarbeitung und „Wiederanreicherung“ des Einzelwertes mit Information notwendig. Diese geschieht im Interpretationsprozess beispielsweise über das In-Relation-Setzen mehrerer Messwerte untereinander. Dafür gibt es unterschiedliche Möglichkeiten:

- Relationen zu synchronen Istwerten: zu einzelnen Messergebnissen (Betriebsvergleiche, Verteilungskurven) oder zu statistisch kumulierten Messwerten (Durchschnitt u.a. Lagewerte, Abweichungen)
- Relationen zu diachronen Istwerten (Zeitreihen, Indexe)
- Relationen zu Soll- oder Normwerten, die entweder willkürlich („politisch“) gesetzt oder aus anderen Messwerten statistisch errechnet werden (Sollwerte, Normbereiche, Minima, Maxima)
- Relationen zu nicht numerisch vorliegenden Erkenntnissen (Zielsetzungen, Aufgaben, Prioritäten)

Wieviel Spielraum bei der Interpretation von Messergebnissen bleibt, hängt davon ab, wieviel Konsens zwischen den Beteiligten bereits vorliegt. Besteht ein hohes Maß an Konsens, kann die Interpretation relativ eindeutig sein. Fehlt dieser Konsens jedoch, können die Interpretationen eines Messergebnisses weit auseinanderlaufen. Das liegt daran, dass die Erzeugung von Bedeutungen verbal-kommunikativ geschieht, Messergebnisse jedoch numerisch vorliegen und damit für „Sinnggebung“ in alle Richtungen offen sind. Ein Beispiel sei wiederum Gould (1988) entnommen: Bei Massentests der Intelligenz an amerikanischen Rekruten wurde eine hohe Korrelation zwischen Intelligenzmaßen und der sozialen Herkunft der Getesteten festgestellt. Der heutige Konsens (und die Interpretation) würde lauten: wer in Armut aufwächst, hat weniger Möglichkeiten, seine intellektuellen Fähigkeiten zu entwickeln. Die damalige Interpretation verlief genau umgekehrt: die Messwerte galten als Beleg dafür, dass, wer weniger intelligent ist, nicht fähig ist, sich Wohlstand und gute Lebensbedingungen zu erarbeiten.⁷²

In Bereichen wie Kunst und Wissenschaft besteht häufig ein sehr geringes Ausmaß an Konsens – z.B. darüber, was eigentlich „Kunst“ ist, was „gute“ Wissenschaft darstellt, was die Aufgaben einer kulturellen Einrichtungen sind etc. Deshalb können hier ebenfalls die Interpretationen weit auseinander laufen. Wenn ein Theater nur halb so viele Besucher hat wie ein anderes, heißt das a) dass

⁷² Gould (1988), S. 238-240

es Vorstellungen schlechterer Qualität bietet? oder b) dass es sich nicht am Publikumsgeschmack orientiert, sondern an hohen künstlerischen Ansprüchen? Betreut ein Professor nur wenige Abschlussarbeiten, heißt das a), dass er sich besonders intensiv um die wenigen kümmert oder b), dass die Betreuung von Arbeiten nicht zu seinen Prioritäten zählt oder c) dass die Studierenden nicht von ihm betreut werden möchten? Die Zahlenwerte sind hier inhaltlich völlig offen und müssen erst mit Sinn versehen werden. Der Interpretationsprozess ist hier also von besonderer Relevanz. Die Messparteien versuchen dabei, jeweils ihre Interpretation als die gültige durchzusetzen, indem sie ein Messergebnis in unterschiedliche Kontexte setzen und es dadurch mit zusätzlichen Informationen und unterschiedlichen Bedeutungen anreichern.

2.5 Funktionen des Messens in historischer Perspektive

Neben der soziologischen und kulturellen Betrachtung des Messens sollen auf der Basis der vorliegenden Literatur zur Quantifizierungs- und Statistikgeschichte einige grundlegende Funktionen des Messens im Überblick herausgearbeitet werden. Daraus ergibt sich, welche Relevanz Messprozesse und Quantifizierungen für die beteiligten Akteure gewinnen können. Die drei Funktionen, die hier getrennt behandelt werden – Grenzen ziehen und Einheiten schaffen, Normieren und Standardisieren, Steuern und Kontrollieren – stehen in einem engen Zusammenhang: Standardisierung und Normierung führen zur Grenzziehung und Einheitenbildung. Dadurch entstehen neuartige „Objekte“, die mit Hilfe von Messungen gesteuert und kontrolliert werden können.

2.5.1 Grenzen ziehen und Einheiten schaffen

Eine der Funktionen, die das Messen historisch immer wieder erfüllt hat, ist das Ziehen von Grenzen, also die Herstellung einer Differenz und die damit verbundene Erzeugung von „Einheiten“, die das „Innen“ und „Außen“ und die Weltwahrnehmung und –interpretation entscheidend prägen. Diese Grenzen können auf der Makroebene eine ganze Nation konstituieren, sie können aber auch ein gesellschaftliches Feld oder Subfeld beschreiben. Auf immer kleineren Betrachtungsebenen kann man die Grenzziehung verfolgen bis hin zur Ebene des Individuums, das mit Hilfe von Messungen z.B. diesseits oder jenseits einer Grenze als „krank“ oder „gesund“ kategorisiert wird. Diese Funktion lässt sich an unterschiedlichen Beispielen aufzeigen.

Die Geschichte der Statistik, wenn sie sich nicht als eine Geschichte der mathematischen Methoden versteht, ist die Geschichte des engen Zusammenhangs zwischen Statistik und Staat. Der Begriff „Statistik“ selbst ist auf diesen Bezug zurückzuführen: er entstand im Deutschland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und bezeichnete eine systematische Sammlung von Information über den Staat zum Zwecke der besseren Führung und Steuerung desselben durch den Fürsten⁷³.

Statistische Zählungen oder Messungen und gesellschaftliche Entscheidungsstrukturen bedingen sich gegenseitig. Einerseits ist für die Durchführung von statistischen Zählungen und Erhebungen seitens des Staates immer eine entsprechende Verwaltungsstruktur und ein ausgebauter Apparat notwendig. Ohne diese

⁷³ Desrosières (1998), S. 19

Infrastruktur sind statistische Erhebungen nicht möglich. In gewisser Weise ist daher die Verfügbarkeit und der Umfang statistischer Daten eine direkte Funktion des Ausmaßes der Institutionalisierung und der Leistungsfähigkeit des Verwaltungs- und Staatsapparates. In diesem Sinn ist der Staat die Voraussetzung für Statistik, und die Staatsgrenzen bestimmen die Reichweite statistischer Erhebungen⁷⁴.

Andererseits sind zur Ausbildung eines differenzierten Staatsapparates und einer komplexen Wirtschaftsstruktur umfangreiche Datenmengen notwendig. Volkszählungen oder die quantitative Erfassung von Finanz- und Warenflüssen müssen vorhanden sein, um die Weiterentwicklung des Wirtschaftssystems zu ermöglichen. In diesem Sinn ist die Statistik die Voraussetzung für die Entwicklung eines modernen Staats- und eines stark arbeitsteiligen Wirtschaftssystems.⁷⁵ Es lässt sich eine Korrespondenz zwischen Entwicklung und Struktur der statistischen Datenerhebung und der Konstitution und dem Aufbau des jeweiligen Staates für Deutschland, England, Frankreich und die USA nachverfolgen.⁷⁶ Was auf der Ebene des Staates gilt, ist für die darunter liegenden Ebenen kleinerer sozialer Systeme gleichermaßen relevant, z.B. für berufliche Professionen oder soziale Felder: Auch sie müssen für die Erhebung von Daten in ihrem Feld über eine entsprechende Institutionalisierung und Infrastruktur verfügen.

So wird beispielsweise mit der Berufsgruppenstatistik eines Landes seine soziale Schichtung abgebildet, gleichzeitig tragen deren Kategorien, wenn sie über längere Zeit hinweg konstant und öffentlich eingesetzt werden, zur Formierung sozialer Klassen und einer entsprechenden Klassenidentität selbst bei. „Public statistics are able to describe social reality partly because they help to define it.“⁷⁷ – Statistiken können soziale Gemeinschaften abbilden, sie ggf. aber auch konstruieren – und sie damit zur Realität werden lassen.

Nicht nur die Organisation der Datenerhebung, auch bestimmte statistische Verfahren fassen disparate Elemente zu einer Einheit zusammen. Das wichtigste Beispiel hierfür ist der Durchschnitt, der erst Mitte des 19. Jahrhunderts von dem belgischen Mathematiker Alphonse Quetelet (1796-1874) als statistische Größe etabliert wurde. Nicht der mathematische Rechenweg, sondern die mit dem Durchschnitt verbundene *Denkweise* stellten die Innovation dar: Quetelet stellte fest, dass die Verteilungskurve, die sich aus den Messungen vieler *verschiedener*

⁷⁴ Köhler (1994), S. 101

⁷⁵ Köhler (1994), S. 105

⁷⁶ Desrosières (1998), S. 147-151

⁷⁷ Porter (1995), S. 43

Elemente ergab⁷⁸, die selbe glockenförmige Gestalt aufwies wie eine Verteilungskurve, die sich aus vielen Messungen *eines* Elements ergab. Daraus schloss er, dass sich hinter den vielen unterschiedlichen Gestalten, die sich an Menschen messen ließen, ein „Modell“ verbarg: der „Mittlere Mensch“, die Gestalt des Menschen, die vom göttlichen Schöpfer als Ideal gedacht war. Dieses Idealmodell konnte durch die Berechnung von Durchschnitten für alle möglichen Messungen erkundet werden⁷⁹. Durch diesen Denkschritt wurde das Aggregieren von Daten vieler unterschiedlicher Objekte zu einem „idealen“ Objekt denkbar und üblich. Dies war die Grundlage für die mathematische Konstruktion von sozialen Kollektiven unterschiedlichen Zuschnitts.

Die Statistik schafft aber nicht nur Einheiten, indem sie disparate Elemente rechnerisch zu einem Ganzen aggregiert. Systemtheoretisch formuliert: als Akt der Beobachtung stellt ein Messvorgang eine Differenz her. Herstellen heißt, dass die Differenz nicht im gemessenen Gegenstand ihren Ursprung hat, sondern im Blick des Messenden. Das Klassifizieren und Codieren von Informationen aufgrund eines bestimmten Selektionskriteriums ist beispielsweise eine Grundoperation des Messens mit nicht-metrischen Skalen. Eine andere Methodik, die statistische Diskriminanzanalyse, ermöglicht es, Untersuchungsobjekte auch nach „latenten“ Merkmalen zu klassifizieren, also nach Merkmalen, die nicht direkt am Objekt ablesbar sind, sondern als Wahrscheinlichkeit berechnet werden: so können z.B. die Kunden einer Bank aufgrund von konkreten, abfragbaren Merkmalen in die nur *wahrscheinlichen* Kategorien „kreditwürdig“ und „nicht kreditwürdig“ eingeteilt werden.

Was für die große Einheit „Nation“ erarbeitet wurde, ist auch auf die Statistik einzelner Kulturbereiche übertragbar, exemplarisch hier für das Bibliothekswesen. Einerseits wirkt die Erstellung und Publikation von Statistiken einigend und professionsbildend. So wurde im „Zentralblatt für Bibliothekswesen“ 1884 die Sammlung und Publikation von statistischen Berichten als eine Maßnahme propagiert, die den Erfahrungsaustausch, die fachliche Kommunikation und die Kenntnis der Bibliothekare über die anderen deutschen Bibliotheken fördern sollte⁸⁰. Statistische Daten wurden also als Grundlage und Voraussetzung einer Vergemeinschaftung von Bibliothekaren angesehen und als ein Mittel, um gemeinsame Handlungsstrukturen und Wahrnehmungen – professionelle Standards – zu erlangen.

⁷⁸ in Quetelets Fall der Messung der Körpergröße von 3000 schottischen Soldaten

⁷⁹ vgl. Desrosières (1998), S. 74-76

⁸⁰ Klempin (1996), S. 29

Andererseits ist die kontinuierliche und umfassende Erhebung von Statistiken auf das Vorhandensein einer institutionalisierten Basis angewiesen. Im Bibliothekswesen zeigt sich dies z.B. daran, dass der Beginn einer regelmäßigen quantitativen Statistik für wissenschaftliche Bibliotheken mit der Professionalisierung des Berufsstandes einhergeht. Der neu gegründete „Verein deutscher Bibliothekare“ (VDB) (der Berufsverband der leitenden Bibliothekare an wissenschaftlichen Bibliotheken) rief auf seiner ersten Versammlung im Jahr 1900 als erstes Arbeitsgremium eine Statistikkommission ins Leben⁸¹. Die Kommunikations- und Arbeitsstrukturen, die mit der Verbandsgründung geschaffen worden waren, ermöglichten eine „deutsche Bibliotheksstatistik nach einheitlichen Grundsätzen“, die erstmals im Jahrbuch des Vereins von 1902 publiziert und in der erarbeiteten Form über Jahrzehnte hinweg weitergeführt wurde.⁸²

Während frühere Ansätze, das Bibliothekswesen zu erfassen, noch einen übergreifenden Anspruch gehabt hatten (das Bibliotheksadressbuch Petzholds von 1853 z.B. erfasst auch die damals neuartige „Bürgerbibliothek“ in Grossenhain⁸³), geht mit der Formalisierung der Statistik auch eine Grenzziehung zu den Volksbüchereien und Spezialbibliotheken einher. Sie ist einerseits eine Konsequenz aus der fortschreitenden internen Ausdifferenzierung des Bibliothekswesens, andererseits aber auch Manifestation des Standesbewusstseins der Bibliothekare mit akademischer Ausbildung.

Die Volksbibliotheken hatten dagegen keine gemeinsame fachliche und administrative Basis. Sie wurden nicht nur von vielen einzelnen, sondern weltanschaulich auch sehr unterschiedlich orientierten Trägern unterhalten (Vereine und Parteien, Kirchen, Kommunen). Es herrschte daher eine „starke Zerklüftung konfessioneller, parteipolitischer und bildungspädagogischer Art“⁸⁴. Folglich entstand erst wesentlich später eine Basis, die eine gemeinsame Statistik im Grundsatz ermöglichte. 1922 organisierten sich die Volksbibliothekare in einem eigenen Berufsverband, und ab 1926 wurde kontinuierlich ein entsprechendes „Jahrbuch der deutschen Volksbüchereien“ mit statistischen Daten herausgeben⁸⁵.

⁸¹ Wickert (1986), S. 79

⁸² Klempin (1996), S. 43

⁸³ Petzhold (1853), S. 159

⁸⁴ Klempin (1996), S. 54

⁸⁵ Klempin (1996), S. 54 Davor gab es lediglich vereinzelte Zählungen des Städtetags und aus privater Initiative.

2.5.2 Normieren und Standardisieren

Die Vermessung des Menschen galt zunächst der Erforschung eines Ideals – Quetelets „Mittlerer Mensch“ stellte dafür den Prototyp dar. Ausgehend von der Körpergröße wurde dieses Ideal auch auf moralische und politische Eigenschaften des Menschen ausgedehnt⁸⁶. In der Folge bekamen Vermessungen des Menschen nicht idealisierenden, sondern vor allem normierenden Charakter. Schon allein die Zusammenfassung von quantitativen Messwerten, die an qualitativ ganz unterschiedlichen Objekten abgenommen werden, hat einen vereinheitlichenden Effekt. Durch die Verselbständigung einzelner Messwerte wurde er noch verstärkt.

Auf der physiologischen Ebene wurde die normierte Körperwärme von 37°, ermittelt durch das Fiebermessen, zur Trennlinie zwischen „gesund“ und „krank“ – und zwar nicht nur als Trennungsmerkmal für Ärzte und Wissenschaftler, sondern – aufgrund der weitläufigen Verfügbarkeit von Fieberthermometern – als eine Praxis, die fast alle sozialen Schichten in ihren Alltag integrierten.⁸⁷

Die Normierung des Menschen ist im Zusammenhang mit der schrittweisen Normierung aller Lebensbereiche im 19. Jahrhundert zu sehen. Diese ist einerseits eine Voraussetzung für die industrielle Produktionsweise – was nicht mehr einzelnen Abnehmern persönlich angemessen wird, muss auf eine möglichst große Zahl von Abnehmern passen. Auch die zunehmende Arbeitsteilung und Spezialisierung erforderten eine genauere Standardisierung, damit die an unterschiedlichen Orten fabrizierten Teile am Schluss zusammenpassten. Andererseits trug die industrielle Produktion damit ihrerseits zur Normierung von nicht-industrialisierten Lebensbereichen bei.

Ein Qualitätsanspruch an kulturelle und wissenschaftliche Objekte ist es dagegen, dass in ihnen etwas Außergewöhnliches entstehen soll. Normierung und Standardisierung sind Funktionen, denen sich Kunst und Wissenschaft ganz grundsätzlich entziehen müssen, um als solche anerkannt zu werden. Die normierende Funktion von Messungen scheint deshalb genau einer der Gründe zu sein, warum Kultur und Messen nicht zusammenpassen. Strategisch gesehen ist die nicht-normierbare Besonderheit von Kulturarbeit ein Argument, um sich (z.B. der zeitlichen) Standardisierung von Tätigkeiten zu entziehen – und damit auch der Kontrolle durch Außenstehende⁸⁸. Es sollte aber auch darauf hingewiesen werden,

⁸⁶ vgl. Quetelet (1835), viertes Buch (Of the Average Man considered with respect to Philosophy and Morals) und Hess (1999), S. 271-272

⁸⁷ vgl. Hess (1997), S. 171-173

⁸⁸ Im Bibliothekswesen waren z.B. bis Mitte der 1990er Jahre praktisch keine Richtwerte über die Dauer von – durchaus repetitiven – bibliothekarischen Tätigkeiten publiziert.

dass im Bereich der institutionalisierten Kultur Normen und Standards durchaus auch positiv wahrgenommen werden: der unsichere Status der Kultur als „freiwillige Leistung“ Öffentlicher Träger könnte durch Normen und Standards (z.B. für Ausstattungsniveaus) höhere Sicherheit bzw. Verbindlichkeit erlangen. Eine Norm (für Hochschulen: „auf X StudentInnen muss 1 Lehrkraft kommen“, für Bibliotheken: „2 Medien pro Einwohner bereitstellen“) wirkt handlungsleitend und – verpflichtend nicht nur für die Kultureinrichtung, sondern auch für ihre Geldgeber

2.5.3 Steuern und Kontrollieren

Messdaten sind nicht nur notwendig, um organisatorische Einheiten zu konstituieren, sondern vor allem auch, um sie zu steuern. Die Kenntnis von Istzuständen, die Formulierung von Sollzuständen und die Erfolgskontrolle von Maßnahmen gehören zu dieser Steuerung. Die „Staatsbeschreibungen“, aus denen die heutige Statistik hervorgegangen ist, dienten ursprünglich der politischen Beratung der Fürsten und der merkantilistischen, also stark dirigistischen, Steuerung der absolutistischen Fürstentümer des 17. und 18. Jahrhunderts⁸⁹.

Die unterschiedliche Relevanz von Kultur und Bildung für den Staat zeigt sich aus dieser Perspektive auch in ihrer Verortung in der nationalen Statistik. Weil die Bildung der Bürger relevant für die Entwicklung und den Wohlstand des Staates und der Wirtschaft war, enthielten umfassende amtliche Statistiken von Beginn an immer eine Bildungsstatistik (Zahl der Schüler, Schulen, Verteilung der Bildungsabschlüsse usw.). Diese Statistikdaten wurde von Beginn an vom Verwaltungsapparat selber erhoben, weil ihnen eine hohe Relevanz zukam und sie staatlicherseits steuerbar und kontrollierbar sein sollten. Die Autonomie von Forschung und Lehre zeigt(e) sich daran, dass die Erhebung von Daten an den Grenzen der Hochschulen halt machten; was innerhalb der Institutionen vor sich geht, ist bis in neuester Zeit nicht gemessen worden; erst seit Mitte der 90er Jahre wird diese Schwelle durch Evaluationen im Hochschulbereich überschritten.

Im Gegensatz dazu entstanden statistische Daten zum Kulturbereich erst spät. Außerdem werden sie bis heute *nicht* direkt von statistischen Ämtern etc. erhoben, sondern der Staat überlässt die Erhebung kulturstatistischer Daten den Akteuren der Felder selber: Statistiken zu Theater, Museen, Bibliotheken, Film, Rundfunk, Literatur und Buchhandel entstehen durch Fachverbände oder (öffent-

Dieses Tabu brachen erst Umlauf (1997), S. 252-258, Umlauf (1998), S. 28-34 und die Bertelsmann-Stiftung (1994) und (1997)

⁸⁹ Köhler (1994), S. 102-104

lich finanzierte aber unabhängige) Fachinstitute. Um Aussagen über mehrere Kulturbereiche zu machen, muss eine große Zahl von verstreuten und nicht kompatiblen Datenquellen genutzt werden. Die disparaten Statistiken zur Kultur sind jedoch auch darauf zurückzuführen, dass Kultur in die Zuständigkeit der Länder und vor allem auch der Kommunen fällt (vgl. Kap. 4.1.2.1).

Aber nicht nur der Staat steuert, sondern ein Verwaltungsapparat und sein Handeln werden unter anderem *selbst* durch quantitative Instrumente gesteuert und kontrolliert. Diese Steuerung wird durch die politischen Gesetzgeber (Legislative) ausgeübt, die Kontrolle findet durch institutionalisierte Kontrollinstanzen wie Rechnungshöfe, Ausschüsse etc statt. Sowohl Steuerung als auch Kontrolle erfolgen in nicht-persönlichen Relationen und erfordern dadurch eine grundlegende Objektivierung und Formalisierung der Handlungsgrundlagen und Entscheidungen. Die Analyse von Porter macht deutlich, dass vor allem in großen Bürokratien dieser Aspekt zu einem weitläufigen Ausbau quantitativer Informationssysteme beigetragen hat.⁹⁰ Eine Kontrolle staatlich finanzierter Einrichtungen erfolgt aber auch durch die Öffentlichkeit, durch Bürgervereinigungen⁹¹ oder die Presse; in der Transparenz des Verwaltungshandelns liegt ein zentrales Kriterium von Demokratie. Die Entscheidungen des Verwaltungsapparates sollen nachvollziehbar sein, und der Staat ist den Bürgern Rechenschaft über sein Handeln schuldig. In diesem Sinn sind Statistikdaten ein zentraler Bestandteil demokratischer Kontrolle über den Staat.⁹²

Quantitative Instrumente, die steuernd und kontrollierend auf staatliche kulturelle Einrichtungen wirken, sind in den 1990er Jahren verstärkt entstanden. Es handelt sich um Kostenrechnungs- und Controllingsysteme für die kommunalen Kulturämter, Volkshochschulen, Museen, Bibliotheken etc. Besonders zu erwähnen ist die Definition der Leistung kultureller Einrichtungen in Form von „Produkten“, also Maßeinheiten für ihren „Output“. Diese Maßeinheiten sollten eine Steuerung der Einrichtungen über Zielsetzungen anstatt der bisherigen Steuerung über Ressourcenzuteilung möglich machen. Es wurden für alle öffentlichen Kultureinrichtungen so genannte „Modell-Produktpläne“ erarbeitet⁹³, und zwar von der KGSt mit InteressenvertreterInnen des jeweiligen kulturellen Feldes⁹⁴. In die-

⁹⁰ Porter (1995), S. 229-230

⁹¹ neuerdings z.B. um Qualitätsstandards für Schulen zu formulieren, vgl. Harmsen (2002)

⁹² vgl. dazu Elsner (2000/2001)

⁹³ vgl. KGSt-Bericht 3/1997

⁹⁴ vgl. KGSt-Bericht 3/1997, S. 122-126; die Verfasserin war Mitglied der Arbeitsgruppe „Bibliotheken“.

sen Aushandlungsprozessen formierten sich durchaus unterschiedliche Ansätze, wie dem Steuerungsansinnen der politischen Gremien auf kulturelle Einrichtungen zu begegnen wäre:

- auf der einen Seite durch Abgrenzung und Abschottung: VertreterInnen dieser Ansicht präferierten die Definition weniger, grobstrukturierter Produkte, die wenig Information und damit keinen steuernden Zugriff auf einzelne Leistungen der Einrichtung zuließen,
- auf der anderen Seite durch Öffnung und Selbstdarstellung: VertreterInnen dieser Ansicht plädierten für einen umfangreichen, differenzierten Produktkatalog, der durch Offenlegung vielfältigster Daten und Informationen von der Leistungsfähigkeit der Einrichtung überzeugen und damit Steuerung möglich, aber wohlwollend machen sollte.⁹⁵

2.5.4 Politische Deutungen des Messens

Während das Messen in der Wissenschaftstheorie normativ bis Mitte des 20. Jahrhunderts als eine Tätigkeit höchster Objektivität betrachtete wurde, die von persönlichen Anliegen unberührt bleibt und von strategischen und politischen Überlegungen völlig frei ist, arbeiten die Forschungsansätze zum Messen der letzten ca. 30 Jahre häufig *gerade* die Funktion von Messen und Statistik als Machtinstrument heraus,⁹⁶ quasi um den „blinden Fleck“ der objektiven Methoden, ihre Verbindung zu Machtprozessen, sichtbar zu machen. Gerade im Zusammenhang mit dem Messen von Kunst und Wissenschaft werden Messungen in der Regel als Übergriff rationalistischer und ökonomischer Wertsysteme auf diese Bereiche gewertet, die an sich von derartigen Ansprüchen frei sind und es auch bleiben sollten.

Es scheint mir deshalb notwendig, zum Schluss die politische Ambivalenz von Messungen an einigen Beispielen aufzuzeigen. Es ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass der Einsatz von Messinstrumenten *sowohl* als ein Akt der Dominanz *als auch* als ein Akt der Emanzipation interpretiert werden kann. Umgekehrt kann die Ablehnung von quantitativen Instrumenten ebenfalls in beide Richtungen gedeutet werden. Beide Elemente sind jedem Messprozess inhärent und nicht von einander zu trennen. Welche Interpretation vorherrscht, hängt oft mit dem jewei-

⁹⁵ vgl. dazu Wimmer (1996), S. 1686 f.

⁹⁶ z.B. Köhler (1994), S. 12-13; Foucault, Michel: Überwachen und Strafen (1991), Sexualität und Wahrheit (1992), Gould, 1988

lig geltenden weltanschaulichen Paradigma eines Zeitraums und des/der BetrachterIn zusammen.

Die heute vorherrschende Zuordnung von Objektivität und quantitativen Methoden zu Anliegen politischer und ökonomischer Dominanz (Messen als ein Instrument des Kapitalismus und der weiß-männlich-bürgerlich dominierten Wissenschaft) verlief beispielsweise im 19. Jahrhundert ganz anders: Der Historiker George Levine zeigt, dass die Verortung von rationaler Erkenntnis (via Statistik und Messen) als eher konservativ und dominant gerade in der Hochzeit quantitativen Denkens nicht zutraf, sondern dass dort die politische Zuordnung eher umgekehrt verlief: Der Statistiker Pearson verstand sich als entschiedener Sozialist, Befürworter der Frauenrechtsbewegung und war politisch und sozial engagiert, während der Konservative und spätere Vorsitzende der Tory-Partei Arthur Balfour die wissenschaftliche Methode als „theoretisch unzusammenhängend“ bezeichnete und die Bedeutung von Autorität, Tradition und Glauben für „Rationalität“ hervorhob⁹⁷. Levine fasst zusammen: „If these categories are not anachronistic, science stood to the left; art, culture, and religion stood to the right“⁹⁸.

Auf der Ebene des Individuums kann beispielsweise die Vermessung des Menschen durch die Medizin als eine „Kolonialisierung“ durch quantitative Methoden gedeutet werden, die im 19. Jahrhundert in die Medizin eingeführt wurde und zu einer Entfremdung des Menschen von seinem Körper führte⁹⁹. Dem gegenüber stehen jedoch Untersuchungen des Stellenwertes von Maßen und Messungen in der Volkskunde, besonders in der Volksmedizin¹⁰⁰. Hier gab es Praktiken, in denen einem Messvorgang (mit Schnüren o.ä. Hilfsmitteln) diagnostische, heilende, aber auch unglückbringende Wirkung zugeschrieben wurde, oder in denen Messungen einen religiösen oder mythischen Zweck erfüllten (z.B. ein Pergamentstreifen mit der „wahren Körperlänge Christi“ als Amulett)¹⁰¹. Dies verweist auf eine Verankerung des Messens in der Kultur und im Verhältnis zum Körper, die dem Ver-Messen durch die rationale Wissenschaft weit vorausging.¹⁰²

Auf der gesellschaftlichen Ebene gibt es ähnlich changierende Deutungen für den Einsatz quantitativer Verfahren. Die Einrichtung Statistischer Büros oder die Durchführung von Volkszählungen kann als die Institutionalisierung einer bürokratischen Kontrollinstanz über die Bevölkerung gedeutet werden - oder aber als

⁹⁷ Levine (2000/2001), S. 4

⁹⁸ Levine (2000/2001), S. 5

⁹⁹ vgl. Stollberg, Gunnar (1997), der Aufsatz schließt sich dieser Auffassung nicht an.

¹⁰⁰ Pieske (1973), S. 93-97

¹⁰¹ Pieske (1973), S. 99-104

¹⁰² vgl. dazu Wolff (1997), S. 138-142

eine Grundlage für eine rationale, planvolle, der Willkür eines einzelnen Herrschers entzogenen Staatsführung. Beides ist letztlich jedoch nicht von einander zu trennen.

Die folgende Tabelle zeigt einige der Zuschreibungen, die mit den jeweiligen Zuordnungen verknüpft sind:

	Nutzung quantitativer Instrumente	Ablehnung quantitativer Instrumente
für dominante/ restaurative Anliegen	<i>Zuschreibungen:</i> Messen wirkt vereinheitlichend, abgrenzend, anpassend, gleichmachend, übergriffig, kapitalistisch, verwertbar machend	<i>Zuschreibungen:</i> Ablehnung des Messens ist anti-aufklärerisch, elitär, autokratisch, paternalistisch, ideologisch, traditionalistisch, schwärmerisch, intransparent, blockiert Erkenntnis
für emanzipative/ innovative Anliegen	<i>Zuschreibungen:</i> Messen ist aufgeklärt und aufklärend, vernunftbasiert, überprüfbar, transparent, demokratisch, sorgt für Offenheit, verhindert Willkür, ermöglicht Kontrolle	<i>Zuschreibungen:</i> Ablehnung des Messens sichert Autonomie, Eigenständigkeit, Unverwertbarkeit, bedeutet die Ablehnung „reiner“, destruktiver Rationalität, wirkt antikapitalistisch, bietet Schutz vor Ausnutzung/ Instrumentalisierung

Übertragen auf das Messen von „Kultur“ – besonders von institutionalisierten und öffentlich finanzierten Kultureinrichtungen – kann der Einsatz messender Verfahren als ein Versuch gelten, Kunst und Wissenschaft ökonomische Effizienzkriterien aufzuoktroyieren, sie inhaltlich zu kontrollieren oder sie für ein politisches Anliegen zu instrumentalisieren. Er kann aber auch als eine Möglichkeit gewertet werden, wie sich eine kulturelle Einrichtung ein Feedback ihrer Umwelt über ihre Arbeit einholen kann (und ein Indiz dafür, ob sie daran interessiert ist).

Für die Analyse von Messvorgängen ist es wichtig, dass (fast) jedes Deutungsmuster auf (fast) jeden Messvorgang anwendbar ist: Ein Hochschulranking kann z.B. als ein Eingriff in die Autonomie der Hochschulen und der Hochschullehrer interpretiert werden, als die Instrumentalisierung von Wissenschaft für die Wirtschaft oder als Teil der Unterordnung von Wissenschaft unter marktwirtschaftliche Regeln. Es kann andererseits auch als ein Instrument gewertet werden, das

versucht, autokratische Lehr- und Wissenschaftsstrukturen kontrollierbar zu machen, und das den Hochschulen Rechenschaft gegenüber der Öffentlichkeit abverlangt.

Wenn diese Deutungsmuster bekannt sind, dann wird es möglich, sich bei der Beurteilung eines Messvorgangs freier zu bewegen. Ein politisches Urteil über einen konkreten Messvorgang kann zwar kaum außerhalb einer dieser Kategorien stattfinden, aber das obige Schema hilft dabei, den Raum der möglichen Bewertungen genauer zu erkennen und sich den ambivalenten Charakter eines Urteils über einen Messprozess bewusst zu machen. Da in den folgenden Kapiteln politische Funktionen von Messprozessen im Vordergrund stehen werden, ist die Kenntnis dieser politischen Verortungsmöglichkeiten hilfreich für die Orientierung.

3 Kultur in ihrer Relation zum Messen

3.1 „Kultur“ und die „Felder kultureller Produktion“

3.1.1 Begriffsbestimmung „Kultur“ und weiteres Vorgehen

Im ersten Kapitel ging es um den Einfluss, den Kultur - die Gesamtheit spezifischer Wahrnehmungsformen vorgeprägter Grundannahmen, Wertvorstellungen, Symbole und praktischer Lebensformen – auf den Vorgang und die Instrumente des Messens ausübt, also um die kulturelle Bestimmtheit von Messprozessen. Dieses Kapitel wendet sich nun dem Begriff der „Kultur“ als Zielobjekt von Messvorgängen zu. Obwohl es für den „weiten“ Kulturbegriff, der im ersten Kapitel verwendet wurde, durchaus auch Messinstrumente gibt¹⁰³, wähle ich als Messobjekt für die weitere Betrachtung „Kultur“ in einem anderen Zuschnitt. Der gewählte Begriff und die Begründung für meine Wahl sollen im folgenden erläutert werden.

Die Grundlage für die Begriffsbestimmung der „kulturellen“ Messobjekte ist Jürgen Habermas'¹⁰⁴ Arbeit über Max Webers Konzeption der „okzidentalischen Rationalisierung“. Habermas strukturiert die Erscheinungen, anhand denen Weber die Rationalisierung demonstriert, in einer dreiteiligen Klassifikation, die auf Talcott Parsons zurückgeht. „Kultur“ ist hier eine Kategorie neben den Bereichen „Gesellschaft“ und „Individuum“. Der Bereich „Kultur“ ist in sich wiederum in drei „Wertsphären“ gegliedert: 1. Wissenschaft und Technik, 2. (autonome) Kunst und 3. prinzipiengeleitete Ethik/Moral, die in der Religion wurzelt¹⁰⁵. Jede Wertsphäre ist realisiert in einem „Handlungssystem“, d.h. einem gesellschaftlichen Aktionsfeld. Zwei dieser drei Handlungssysteme (Kunst und Wissenschaft) werden im Folgenden als Messobjekte behandelt. Der dritte Bereich (Mo-

¹⁰³ Der niederländische Wirtschaftswissenschaftler Geert Hofstede hat verschiedene Studien zum interkulturellen Management publiziert, d.h. zum Management von multinationalen Unternehmen, die in ganz unterschiedlichen Kulturkreisen tätig sind. Um die Unterschiede zwischen Kulturen besser beschreiben zu können, entwickelte er aus einer groß angelegten Studie von IBM in 40 Ländern mit IBM-Niederlassungen ein Messinstrument, das die „Verortung“ einer Kultur auf fünf kulturellen Dimensionen misst: 1. Machtgefälle (groß/klein), 2. Unsicherheitsvermeidung (viel/wenig), 3. Individualismus vs. Kollektivismus, 4. Maskulinität vs. Feminität, 5. Zeitorientierung (langfristig vs. kurzfristig). Aus umfangreichen Messungen ergaben sich lt. Hofstede nationale Cluster (also Nationalkulturen); ähnliche Instrumente werden heute zur Messung von Organisations- und Mikrostrukturen eingesetzt. Vgl. Hofstede (1997) und Hofstede (1990).

¹⁰⁴ Habermas (1988)

¹⁰⁵ Habermas (1988), S. 228

ral/Religion, realisiert in den Handlungssystemen Rechtslehre und Religion) wird ausgeklammert.

Die Erfassung moralischer Merkmale und Phänomene in quantitativer Form ist im Lauf der Geschichte durchaus Teil von Messkonzepten gewesen. Einer der Begründer der modernen Statistik, Alphonse Quetelet, errechnete mit Hilfe des Durchschnitts aus vielen einzelnen Messungen nicht nur die körperlichen Eigenschaften des idealen „mittleren Menschen“, sondern er untersuchte mit diesen Instrumenten auch den Einfluss von Moral und Religion auf die Entwicklung dieses Menschen (besonders am Beispiel der unehelichen Geburten)¹⁰⁶. Hingewiesen werden muss in diesem Zusammenhang auch auf Emile Durkheims Untersuchung zum Selbstmord, bei der zahlreiche soziologische Messinstrumente zum Einsatz kamen (wobei allerdings der „moralische“ Aspekt nicht unbedingt im Vordergrund stand).¹⁰⁷ Auch die Verankerung von Religion und Moral als Teil von „Kultur“ ist an einigen Stellen nachzuvollziehen: ein Grundlagenwerk zur Statistik behandelt noch 1928 unter „Kulturstatistik“ ein Kapitel „Moralstatistik“, zu der beispielsweise Erhebungen über Verbrechen, Heiraten und Akte der Wohltätigkeit zählen¹⁰⁸. Bis 1989 wurden im Statistischen Jahrbuch der Bundesrepublik Deutschland „Kirchliche Verhältnisse, Unterricht, Bildung und Kultur“ in einem Kapitel zusammengefasst (vgl. Kap. 4.1).

Weite Teile der unter dem Begriff „Moralstatistik“ abgehandelten Phänomene haben heute ihren festen Platz in der Soziologie gefunden. Die Beschäftigung mit Verbrechenstatistiken oder die unzähligen Messinstrumente für Werte und Einstellungen zu Ehe, Kinderwunsch, Stellenwert von Arbeit etc. ist dort ein eigener, umfangreicher Forschungszweig geworden. Dieser Teil des Habermas/ Weberischen Kulturbegriffs soll hier ausgeklammert werden, weil sich dieses Messobjekt von den anderen beiden Bestandteilen von „Kultur“ unterscheidet. Messinstrumente zu Ethik, Religion und Moral zielen nicht auf klar konturierte soziale Felder, sondern nehmen gesamtgesellschaftliche Phänomene ins Visier. Dasselbe gilt für die oben angesprochenen Messinstrumente für den „weiten“ Kulturbegriff. Diese Bereiche sind daher nicht in der selben Form als „Feld“ zu fassen, wie das bei Wissenschaft und Kunst der Fall ist. Das Verhältnis von Messprozessen zu ihren jeweiligen Zielfeldern ließe sich hier also weniger gut untersuchen. Die Analyse von Messprozessen als Machtspiele im sozialen Raum und die Untersuchung

¹⁰⁶ vgl. Quetelet (1835), Erstes Buch, Kapitel 3

¹⁰⁷ Durkheim, Emile: Der Selbstmord. - Neuwied und Berlin 1973

¹⁰⁸ Müller (1928)

der gesamtulturellen Wahrnehmung von „Kultur“ wäre für diese Bereiche nicht möglich.

Es bleiben für die Bestimmung des Begriffs „Kultur“ im vorliegenden Zusammenhang also zwei Bereiche übrig: Als erste Wertsphäre die moderne Wissenschaft mit ihrem Handlungssystem „Wissenschaftsbetrieb“ in Form von Universitäten, Hochschulen, Akademien und Forschungseinrichtungen und als zweite Wertsphäre die Kunst mit dem Handlungssystem des Kunstbetriebs: Produktion, Handel und Rezeption von Kunstwerken sowie die Kunstkritik.¹⁰⁹ Auf diese beiden Bereiche konzentriert sich die Arbeit im Folgenden. Es geht also um Messvorgänge und Messinstrumente, die Objekte aus den Bereichen Kunst und Wissenschaft messen.

Ein Grund, warum sich die Betrachtung auf diese beiden Bereiche als Messobjekte beschränkt, ist also, dass mit ihnen ein Handlungssystem verbunden ist. Diese Handlungssysteme können mit Hilfe der Arbeiten Pierre Bourdieus als „Felder kultureller Produktion“ sehr gut beschrieben werden. Sie haben sich im Lauf der Jahrhunderte zu sozialen Feldern mit hoher Autonomie, also sehr eigenständigem Wert- und Regelsystem entwickelt. Sie sind also vom übrigen sozialen Raum deutlich abgegrenzt und damit für das übergeordnete Wertsystem (und seine Mess- und Bewertungsinstrumente) ungreifbar geworden. „Kultur messen“, d.h. Kunst und Wissenschaft zu Messobjekten zu machen, ist nach wie vor ein Tabubruch, ein „Akt der Häresie“¹¹⁰. Messprozesse in diesen beiden Handlungssystemen rufen stets starke Reaktionen und heftige Diskussionen hervor. Das macht das Thema so spannend. Der Entstehung und Wirkungsweise der in unserem Kulturkreis tief verankerten Vorstellung von Kultur als „dem Unmessbaren“ soll im Folgenden besonders nachgegangen werden.

Das folgende Kapitel skizziert zunächst einmal die mit Kunst und Wissenschaft verbundenen Handlungssysteme, nach Bourdieu also die „Felder kultureller Produktion“. Dann wird anhand verschiedener Entwicklungen nachgezeichnet, wie Kunst und Wissenschaft zu ihrem autonomen Status gelangen konnten. Denn dass diese Felder nicht mit den Wertmaßstäben der ökonomischen und politischen Welt kompatibel sind, dass Kunst und Wissenschaft also „unmessbar“ sind, ist keineswegs eine in irgendeiner Form essentielle Eigenschaft, sondern eine, die eng mit dem gesellschaftlichen Prozess ihrer Autonomisierung zusammenhängt – und somit eine historisch entstandene und historisierbare Zuschreibung. Im Gegensatz

¹⁰⁹ Habermas (1988), S. 237

¹¹⁰ wie es Bourdieu für die soziologische Analyse des Wissenschaftsbetriebs in „Homo Academicus“ beschreibt; Bourdieu (1992), S. 31

zu Wissenschaft und Kunst ist beispielsweise der Mensch als Individuum und als Teil einer Gesellschaft, obwohl sicherlich genauso unendlich komplex, einzigartig und vielfältig, durchaus nicht als „heilig“ und „unmessbar“ dem Messen entzogen worden; er wurde und wird im Gegenteil nach allen Regeln der Messkunst in jeder Hinsicht körperlich, seelisch und geistig vermessen. Durch das Herausarbeiten der Funktionen, die demgegenüber die proklamierte „Unmessbarkeit“ von Kunst und Wissenschaft erfüllt, ergeben sich wichtige Hinweise für die Analyse der einzelnen, konkreten Messinstrumente (Kapitel 3).

3.1.2 Die Felder kultureller Produktion nach Bourdieu

Der Begriff des Feldes ist einer der Grundbegriffe Pierre Bourdieus zur Strukturierung von sozialen Räumen.

Ein Feld umfasst nach Bourdieu viele verschiedenartige soziale „Akteure“, die miteinander um Positionen („positions“) ringen, welche mit unterschiedlichen Machtvolumina ausgestattet sind. Diese Positionen im Feld besitzen unterschiedliche (absolute) Kapitalvolumina und eine unterschiedliche (relative) Kapitalzusammensetzung. Aus der Gesamtheit der Positionen ergibt sich die Struktur eines Feldes.¹¹¹ Bourdieu weitet den Begriff des Kapitals vom rein ökonomischen Sinngehalt auf andere Kapital“sorten“ aus. Neben dem ökonomischen Kapital (Geld, Grund, Produktionsmittel etc.) definiert er noch kulturelles, soziales und ökonomisches Kapital. Kulturelles Kapital besteht aus a) institutionalisiertem Kulturkapital (formellen Bildungstiteln, Zertifikaten etc.), b) objektiviertem Kulturkapital (Kunstgegenständen) und c) inkorporiertem Kulturkapital (künstlerische und wissenschaftliche Fähigkeiten, ästhetische Bildung, Manieren und Geschmack). Zum sozialen Kapital gehört z.B. die Zugehörigkeit zu einer formellen oder informellen Gruppe (Familie, Partei, Verein, Clique) oder Bekanntschaft, Beziehungen und soziale Kontakte zu Personen, die in einem Feld einflussreich sind. Symbolisches Kapital beruht auf Ansehen, Ruhm oder positivem „Image“ innerhalb eines sozialen Raums.¹¹²

Bei den Akteuren in einem Feld kann es sich um Einzelpersonen, Gruppierungen oder Institutionen handeln¹¹³. Dass sie miteinander um die selben Positionen kämpfen, ergibt sich daraus, dass sie ein gemeinsames Interesse an einem gesellschaftlichen Bereich haben. Das literarische Feld beispielsweise besteht demnach

¹¹¹ Bourdieu (1983), S. 312

¹¹² Für eine Zusammenfassung der Bourdieuschen Grundbegriffe vgl. Fröhlich (1994)

¹¹³ Bourdieu (1983), S. 312

aus allen Personen, Gruppen und Institutionen, die im Kräftefeld der literarischen Produktion tätig oder ambitioniert sind: arrivierte und unbekannte Schriftsteller, die in unterschiedlichen Genres arbeiten und unterschiedliche Ambitionen (avantgardistisch oder populär) verfolgen, aber auch Verleger, Kritiker, Verbände/Akademien, Fachzeitschriften, die staatliche Literaturförderung etc. Dass die „vermittelnden“ Akteure gleichermaßen zu einem Feld gehören wie die „erzeugenden“, spielt für Bourdieus Kulturkonzeption eine wichtige Rolle; *beide* Gruppen von Akteuren tragen zur Produktion von Kultur bei: die einen, indem sie kulturelle Objekte erzeugen, die anderen, indem sie den Rahmen dafür bilden, was „Kultur“ sein kann. Auf diese Weise werden Kulturschaffende (KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen) in ein Geflecht sozialer Beziehungen eingebunden; das Bild vom isolierten, aus sich heraus Originales gestaltenden „ungeschaffenen Schöpfer“ wird dadurch dekonstruiert.¹¹⁴

Die Positionen, um die gerungen wird, sind nicht absolut definiert, sondern „relational“, d.h. ihr Stellenwert ergibt sich aus ihrem Verhältnis zu allen anderen Positionen im selben Feld. Auch wenn sich an einer Position nominal nichts ändert, kann sich ihre Wertigkeit im Feld verändern, wenn sich andere Positionen verschieben. So kann z.B. ein Akteur die Leitung einer bestimmten Institution über lange Zeit hinweg innehaben; trotzdem ändert sich die Wertigkeit dieser Position im Laufe der Zeit, wenn z.B. andere Institutionen neu im Feld auftreten (neu gegründet werden) oder wenn ein renommierter Konkurrent die Leitung einer bis dato unbedeutenden Institution übernimmt und sie damit aufwertet. Besonders im kulturellen Bereich besteht eins der zentralen Anliegen der Mitglieder eines Feldes darin, die Grenzen des Feldes zu definieren, d.h. mitzubestimmen, wer Zugang zum Feld hat – wer also beispielsweise „Künstler“ sein darf, und wer nicht. Die Zugehörigkeit zum Feld ergibt sich für eine Person im wesentlichen daraus, ob sie am Ringen um Positionen teilnehmen kann oder nicht.¹¹⁵

Der Handlungsspielraum der Akteure in einem Feld besteht darin, in Übereinstimmung mit ihrem Habitus bestimmte Positionierungen („prises de position“) für sich vorzunehmen. Beim Habitus handelt es sich um ein „System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen zu praktischem Handeln“, das gleichzeitig als „Ordnungsgrundlage für Wahrnehmung, Denken und Vorstellungen“ fungiert.¹¹⁶ Er wird im Laufe der Primärsozialisierung aus den Regeln des Herkunftsmilieus inkorporiert.

¹¹⁴ vgl. Bourdieu (1993a)

¹¹⁵ Bourdieu (1983), S. 316

¹¹⁶ Fröhlich (1994), S. 38 f.

Eine Positionierung kann

- über Objekte (Kunstwerke, Forschungsergebnisse oder andere Arbeiten) erfolgen,
- auf einer diskursiven Ebene (Stellungnahmen in feldspezifischen Publikationen, Polemiken, Rezensionen),
- oder auf der Handlungsebene (Allianzen, Teilnahme an mikropolitischen Prozessen, Mitgliedschaft in Verbänden und Gremien etc.)¹¹⁷

Die verschiedenen Felder überlagern einander und sind in sich gegliedert. So gibt es im Bereich von Kunst und Wissenschaft zahlreiche Felder: das literarische Feld, das Feld der bildenden Kunst, das Feld der Wissenschaft, das Feld der Medien, das Feld der Bibliotheken, das Museums-Feld etc. Das Feld der Wissenschaft (bei Bourdieu auch „das intellektuelle Feld“) seinerseits ist wiederum nach Wissenschaftsdisziplinen gegliedert, das literarische Feld z.B. nach Genres, das bibliothekarische nach Bibliothekstypen, das Museumsfeld ebenfalls nach Einrichtungstypen. Ein Feld bzw. Subfeld ist gegen die anderen Felder abzugrenzen, wenn das spezifische Kapital eines Feldes (symbolisches, kulturelles und soziales Kapital) nicht auf ein anderes Feld übertragbar ist, d.h. wenn beispielsweise ein gewisses fachliches Ansehen (Auszeichnungen, „Ruhm“) auf einem Gebiet auf einem anderen nichts wert ist, weil die dort handelnden Akteure um andere Positionen kämpfen *und* sich in einem anderen Diskurs- und Informationsraum bewegen und damit über das Positionsgefüge im anderen Feld gar nicht Bescheid wissen.

Es gibt also zahlreiche Felder in den Bereichen Kunst und Wissenschaft, die jeweils eigenständig sind. Bourdieu spricht übergreifend von den „Feldern kultureller Produktion“. Die Felder müssen zwar je nach Fachrichtung getrennt betrachtet werden, es lassen sich jedoch gemeinsame Strukturen und Regeln feststellen, nach denen die Machtspiele in den unterschiedlichen kulturellen Feldern ablaufen (vgl. Kapitel 3.2.3). Daraus ergibt sich die Möglichkeit von den vielen Feldern auf ein „kulturelles Feld“ zu abstrahieren. Bourdieu weist an mehreren Stellen darauf hin, dass die z.B. für das literarische Feld erforschten Strukturen und Mechanismen auch auf andere kulturelle Felder übertragbar sind, z.B. auf die Philosophie, die bildende Kunst etc.¹¹⁸ Bourdieus Arbeiten beschäftigen sich in „Die Regeln der Kunst“ (deutsch 1999) mit dem literarischen Feld sowie den Feldern der bildenden Kunst und Musik, in „Homo Academicus“ (deutsch 1992)

¹¹⁷ Bourdieu (1983), S. 312

¹¹⁸ Vgl. z.B. Bourdieu (1983), S. 323, Fußnote 7: „Throughout this passage, “writer“ can be replaced by „artist“, „philosopher“, „intellectual“ etc.“

und den „Meditationen“ (deutsch 2001) mit dem Feld der Intellektuellen und Wissenschaftler.

Diese Skizzierung der kulturellen Felder soll zunächst der Orientierung darüber dienen, welche Messobjekte beim Messen von Kultur potentiell zur Verfügung stehen und wie sie miteinander und mit der Feld-Umwelt in Beziehung stehen. Gemessen werden könnten also Merkmale folgender Messobjekte:

- „erzeugende“ Akteure (meist Personen (KünstlerInnen, WissenschaftlerInnen), aber auch Institutionen, z.B. Forschungsinstitute oder Theater),
- „vermittelnde“ Akteure (meist Institutionen, aber auch Gruppen und Personen),
- Kulturobjekte (einzelne Werke oder summativ Leistungen, z.B. die „Qualität“ einer Hochschule),
- Positionen im Feld („Ruhm“, „Ansehen“, „Reputation“).

An verschiedenen Stellen wurde schon das autonome Wertsystem angesprochen, das die kulturellen Felder von ihrer Umwelt abgrenzt und die „Kultur“ anscheinend unmessbar macht. Die Entstehung und Funktion dieses Wertsystems soll im nächsten Kapitel erläutert werden.

3.2 Der Autonomisierungsprozess der Kultur

„Das Deutungsmuster leitet Wahrnehmungen, interpretiert Erfahrenes und motiviert Verhalten. [...] Deutungsmuster meint von außen angeeignete, vorgefertigte Relevanzstrukturen, die man nicht auswählt, sondern eher übernimmt“¹¹⁹. (Bollenbeck)

„Alles, einschließlich der gemeinsamen kognitiven Dispositionen [...], die diese Welt spontan erfahrbar machen, ist geschichtlich. Dies in Erinnerung rufen [...] heißt, der Geschichte und der Gesellschaft zurückgeben, was man einer Transzendenz oder einem transzendentalen Subjekt zugeschrieben hat. Es heißt, genauer gesagt, auf die Mythologie vom ungeschaffenen Schöpfer verzichten [...]“¹²⁰ (Bourdieu)

Das, was wir heute „Kultur“ nennen, hat Eigenschaften und Attribute, die für uns schlecht hintergebar sind und uns selbstverständlich erscheinen: „wahre“ Wissenschaft ist „Selbstzweck“, nicht an Verwertbarkeit orientiert, entspringt „reinem“ Wissensdurst. Kunst ist „etwas Eigenes“, nicht mit alltäglichen Maßstäben zu beurteilen, Kunst und Kommerz bilden unüberbrückbare Gegensätze, Kunst ist nicht rational verstehbar. Kunst und Wissenschaft sind deshalb nicht messbar. Diese Eigenschaften betrachten wir als essentiell: was als „wahre“ Kunst oder Wissenschaft gelten will, muss sie aufweisen, sie scheinen völlig selbstverständlich und von einem „ungeschaffenen Schöpfer“ geschaffen. So ist „der Gegensatz zwischen Kunst und Geld, zwischen Kultur und Wirtschaft, eines der fundamentalsten Wahrnehmungs- und Bewertungsschema [...]“¹²¹. Aus diesem Grund sorgt die Idee, Kunst oder Wissenschaft messen zu wollen, regelmäßig für Aufregung und Erstaunen, ist „undenkbar“.

Dass diese Eigenschaften nichts mit einer Essenz von Kultur zu tun haben oder womöglich sogar transzendent sind, sondern unter bestimmten historischen/ gesellschaftlichen Umständen entstanden und dann nach und nach zu einer kognitiven Disposition wurden, kann nur durch eine Untersuchung der Entstehungsgeschichte des modernen Begriffs von „Kultur“ klar werden.

Für das Verständnis der Frage „wie wurde die Kultur unmessbar – und was geht vor sich, wenn Kultur *doch* gemessen wird?“ werden im Folgenden zwei Erklärungsansätze herangezogen: einmal die Entwicklung des Kulturbegriffs in Deutschland seit dem Ende des 17. Jahrhunderts (dargestellt anhand der Arbeit

¹¹⁹ Bollenbeck, (1994), S. 19

¹²⁰ Bourdieu (2001), S. 147

¹²¹ Bourdieu (1999), S. 151, Fußnote 81

des Germanisten Georg Bollenbeck) und zum anderen die spezifischen Produktions-, Wirkungs- und Dominanzgesetze des kulturellen Feldes im westlichen Kapitalismus seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (dargestellt anhand Bourdieus Arbeiten „Die Regeln der Kunst“ und „Meditationen“).

Diese Arbeiten verschränken und ergänzen sich in mehrfacher Hinsicht: Beide Betrachtungsweisen stellen „Kultur“ in einen eindeutig sozialen Kontext. Es liegt ihrer Arbeit also nicht vorwiegend ein philosophisches oder ästhetisches Erkenntnismotiv zugrunde, sondern die Frage nach der Stellung und Funktion von Kultur im sozialen Gefüge und nach dem wechselseitigen Zusammenwirken von Gesellschaft und Kultur. Allerdings sind die betrachteten zeitlichen und räumlichen Ausschnitte und vor allem die Blickwinkel der Untersuchungen unterschiedlich:

Bollenbeck betrachtet, wie erwähnt, die Begriffsgeschichte von „Bildung“ und „Kultur“ von der Antike bis heute, wobei der Schwerpunkt im 18. und 19. Jahrhundert liegt. Dabei geht es immer um die Geschichte im sozialen Raum Deutschlands (in seinen variablen Formen). Die zentrale Fragestellung ist dabei, inwiefern die verschiedenen Begriffswandlungen von „Bildung“ und „Kultur“ mit der Ausformung des modernen sozialen Gefüges „Deutschland“ zusammenhängen. Es geht darum, wie „Bildung“ und „Kultur“ für die *Akteure im Machtfeld* (um mit Bourdieu zu sprechen), insbesondere für das deutsche Bürgertum, zu wichtigen Faktoren für ihre Positionierung im Machtfeld wurden. Der Blickwinkel ist also a) der einer historischen Makroperspektive und stellt b) prinzipiell eine Perspektive von *außen* (vom Feld der politischen und ökonomischen Macht) auf die Begriffe von Bildung und Kultur dar, und auf die sozialen und politischen Möglichkeiten, die mit ihnen, historisch variierend, verbunden waren. Bei Bollenbeck steht das Machtfeld im Mittelpunkt der Betrachtung, d.h. die Funktionen und Anliegen, die eine „autonome“ Kultur für dieses Feld erfüllen sollte.

Bourdieu dagegen nimmt einen kleineren Zeitraum als Brennpunkt. Im Zentrum des historischen Teils der „Regeln der Kunst“ steht die Autonomisierung der modernen Kunst vom Bürgertum gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Frankreich. (Dieser Prozess wird von Bollenbeck auf fünf Seiten abgehandelt.) Die Perspektive ist dabei eine von *innen* (von den Akteuren im Feld kultureller Produktion – Literaten, Maler, Musiker) nach außen (auf das Machtfeld): es geht darum, wie sich die *Akteure im kulturellen Feld*, durch die Autonomisierung der Kultur eine eigenständige Position im sozialen Raum erkämpfen konnten. Aus den detaillierten Einzelfallstudien von Flaubert und Baudelaire abstrahiert Bourdieu dann eine Reihe von Regeln und Mechanismen, die danach lange konstituierend für die Felder kultureller Produktion nicht nur in Frankreich waren. Bei Bourdieu steht das kulturelle Feld im Mittelpunkt der Betrachtung.

Für diese Arbeit ist wichtig, was beide Autoren unabhängig von einander betonen: es handelt sich bei ihren Arbeiten zwar um Studien von historischen Gegebenheiten und Prozessen, die heute längst Geschichte sind. Im Zuge der untersuchten Zeiträume entwickelten sich aber bestimmte Vorstellungen von „Kultur“, ganz bestimmte Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, die im Prinzip bis heute nachwirken, und die den Umgang mit „Kultur“, z.B. bei einem Messvorgang, entscheidend mitbestimmen. Auch wenn zwischenzeitlich der Kulturbegriff im wissenschaftlichen Diskurs erweitert und modernisiert wurde, dauern die Deutungsmuster des späten 19. Jahrhunderts vor allem in kulturferneren Bereichen (die häufig Zielgruppe von Messvorgängen sind) teilweise noch an, denn je weniger aktuelle Auseinandersetzung mit einem Thema stattfindet, umso eher halten sich alte, „mumifizierte“ Wissensbestände.

3.2.1 Autonomisierung als gesamtgesellschaftlicher Prozess

Eine Perspektive auf die Entstehung der Vorstellung von „unmessbarer“ Kultur erschließt sich aus der Arbeit des Germanisten Georg Bollenbeck. In seinem Buch „Bildung und Kultur – Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters“ (1994) zeichnet er die Begriffsgeschichte der Wörter „Bildung“ und „Kultur“ nach, und zwar von der Antike bis heute und speziell für den geographischen und politischen Raum, der im Lauf der Jahrhunderte Deutschland wurde. Hinter Begriffsgeschichte verbirgt sich de facto eine Diskursanalyse der Begriffe „Bildung“ und „Kultur“ über mehrere Jahrhunderte hinweg.¹²²

Bollenbeck beschreibt zunächst den Weg des Begriffes „Kultur“ seit der Antike. Dies soll hier in aller Kürze nachskizziert werden, da es für die Fragestellung dieser Arbeit relevant ist, inwiefern der Kulturbegriff in unterschiedlichen Entwicklungsstufen jeweils auch materielle Komponenten einschloss, die einer Messung ganz andere Anknüpfungsmöglichkeiten bieten als ein Bedeutungsspektrum von Kultur, das sich rein auf geistige, „innerliche“ (d.h. latente) Komponenten beschränkt. Darüber hinaus ist es für die Arbeit wichtig, wo im staatlichen Machtgefüge jeweils das Definitions- und Nutzungsprimat für den Begriff „Kultur“ angesiedelt war und wie das Verhältnis von Kultur und Staat definiert wurde. In der Entwicklung ab ca. 1800 finden sich dann die Bedeutungsmuster, die für das Messen von Kunst und Wissenschaft bis heute relevant sind.

¹²² vgl. Bollenbeck (1994), S. 18

Dass das Altgriechische keinen Begriff kennt, der „das zusammen[fasst], was die Menschen mit der Natur und über sie hinaus machen“¹²³, begründet Bollenbeck sozialgeschichtlich damit, dass die griechische Polis alle Tätigkeiten, die auf Reproduktion und körperliche Arbeit hinauslaufen, auf Sklavenarbeit verschiebt (verdrängt), bzw. dass produzierende Handwerker oder Bauern nicht als vollwertige Bürger gelten, da ihnen die Muße für die Teilnahme an den Geschicken der Polis fehlt. („Die Bemühung um das Überleben schließt offenbar die Verwirklichung des vollkommenen Lebens aus.“¹²⁴). Im Lateinischen dagegen, das aus einer agrarischen Gesellschaft entstanden ist, in der Grundbesitz und Landwirtschaft durchaus zu Ansehen und vollwertiger Mitgliedschaft in der Gesellschaft führen können, entsteht aus dem Verb „colere“ (wohnen, pflegen, bebauen) das Substantiv *cultus* bzw. *cultura*. Ursprünglich auf die „Pflege“ der Landwirtschaft bezogen (*cultura agrorum*), weitet sich der Begriff auf die „Pflege des Menschen“ aus (Erziehung), auf die Pflege der Wissenschaft und Kunst und die Pflege des Religiösen. Dafür steht der Ausdruck „*cultus animi*“ (Pflege der Seele), aus dem sich in der frühen Neuzeit als „*cultura animi*“ (Cicero) der Kern des modernen Kulturbegriffs entwickelt. „*Cultura*“ kann dabei sowohl einen Prozess (den Prozess der Pflege, Erziehung usw.) bezeichnen, als auch ein Resultat, nämlich den Zustand einer Landwirtschaft bzw. den Gesamtzustand eines Landes und seiner Bewohner.

Als Bestandteil der Gelehrtensprache Latein halten sich diese Begriffe ohne geographische Differenzierung bis ins Mittelalter, allerdings mit eingeschränktem Bedeutungsumfang. In der frühen Neuzeit wird wieder auf die lateinische Begriffserweiterung zurückgegriffen mit dem Begriff „*cultura animi*“, also „Pflege von Tugenden, Anlagen und Fähigkeiten bei sich selbst und an anderen“¹²⁵, der besonders im Humanismus eine zentrale Position einnimmt. Hier kommt der Aspekt der Ausweitung und Vermehrung des menschlichen Wissens dazu, so dass der Begriff einerseits einen Aspekt der Vervollkommenung der menschlichen Anlagen beinhaltet, andererseits auch erstmals den Aspekt der nützlichen Anwendung von Wissen (nützlich für Staat, Gesellschaft und Handel).¹²⁶ Mit dem Ende der Renaissance beginnt auch die Publikation von Schriften in „Volkssprachen“, und damit eine geographische Ausdifferenzierung bzw. ein Auseinanderdriften der Bedeutungen in unterschiedlichen europäischen Sprach- und Sozialräumen.

¹²³ Bollenbeck (1994), S. 36

¹²⁴ Bollenbeck (1994), S. 37

¹²⁵ Bollenbeck (1994), S. 41

¹²⁶ Bollenbeck (1994), S. 45 ff.

Relevant ist in diesem Zusammenhang die Entstehung des Begriffs „Civilisation“, da er später, im Licht des spezifisch deutschen Kulturbegriffs, als Gegenpol zur „Kultur“ konstruiert werden wird. Der ursprüngliche lateinische Begriff „civitas“ bezieht sich auf die Stadt, die Bürgerschaft und deren soziales Zusammenleben. Sie markiert damit die Grenze zu der Nicht-Civitas, also zu den „Wilden“. In der Neuzeit bezeichnet „civitas“ einen verfeinerten sozialen Umgang, Höflichkeit und gute Manieren. Das gute Benehmen wiederum erfuhr im 18. Jahrhundert, mit Ausprägung der höfischen Lebensform, eine Aufwertung – die aber schon bald mit einer Kritik verbunden war: nämlich dem Vorwurf der „Maskenhaftigkeit“, des Heuchlerischen und Unechten. Erst jetzt, im 18. Jahrhundert und nicht mehr im Lateinischen, sondern in den Volkssprachen Englisch und Französisch, wird die Neuschöpfung „civilisation/civilization“ verwendet, und zwar aufbauend auf die schon existierenden Verben „civiliser“ und „to civilize“.¹²⁷

Das Deutsche kennt ein entsprechendes Verb nicht. Dies wird von Bollenbeck, grob gesagt, auf zwei Gründe zurückgeführt: zunächst auf die politische Zersplitterung Deutschlands, auf das Fehlen eines zentralen Ortes der Macht und der Bildung, und damit auf die verzögerte Herausbildung einer anerkannten Nationalsprache. Die Sprache der absolutistischen deutschen Höfe ist Französisch, und in deutlicher Abgrenzung zur französischen „civilisation“ (die mit der Machtsphäre der Höfe verbunden ist) entwickelt sich z.B. die deutschsprachige Nationalliteratur. Der zweite Grund besteht in der Abkoppelung Deutschlands von der wirtschaftlichen und territorialen Expansion der benachbarten Zentralstaaten. Dadurch bleiben bestimmte weltgewandte – praktische, ökonomische oder soziale – Kenntnisse unterentwickelt. Gleichzeitig kann sich gerade *aufgrund* der separierten Staatenlandschaft und der ganz unterschiedlichen weltanschaulichen Ausrichtungen ihrer jeweiligen Herrscher eine große Vielfalt an intellektuellen Lehr- und Denkströmen entwickeln (was in einem Staat unterdrückt wird, kann zwei Staaten weiter gelehrt werden) – während der große ökonomische und politische Aufschwung an Deutschland eher vorbeigeht.¹²⁸

Während das lateinische Wort „cultura“ von Gelehrten häufig verwendet wird, existiert bis zum Ende des 17. Jahrhunderts kein entsprechender deutscher Begriff. Das Wort „Kultur“ wird erst ab ca. 1700 verwendet. Es ist für die weitere Entwicklung besonders relevant, dass seine weitere Verbreitung in Deutschland eng mit dem Aufkommen des Merkantilismus zusammenhängt, und besonders mit seiner deutschen Ausprägung, dem Kameralismus. „Mit dem Kameralismus be-

¹²⁷ Bollenbeck (1994), S. 47-52

¹²⁸ Bollenbeck (1994), S. 52-55

ginnt sich ‚Cultur‘ in der entstehenden Nationalsprache festzusetzen!“¹²⁹ „Cultura“ als „Pflege des Bodens“ und „Pflege der Menschen“ bekommt im Kameralismus die Bedeutung, einzelne Bereiche des Staates zu pflegen, um damit den Wohlstand des Staates, d.h. auch des absolutistischen Monarchen, zu mehren. Auf der einen Seite ist damit also die Entstehung eines planvollen, empirisch fundierten und rationalen Verwaltungshandelns verbunden, das sich stark auf die Macht des Obrigkeitsstaates bezieht. Der Wohlstand des Monarchen ist auf der anderen Seite nur möglich, wenn ihm zahlreiche gleichfalls wohlhabende Untertanen gegenüberstehen. Auch ihre Gesundheit, ihr Wissen und Wohlstand müssen daher gepflegt und „gebildet“ werden, sie werden dabei jedoch immer *instrumentalistisch* betrachtet, als Beitrag zum Fortschritt des Ganzen. Das Bild vom kameralistisch geführten Staat ist dabei das einer Maschine, deren Einzelteile die Untertanen darstellen, die durch eine rationale und zentrale Steuerung gelenkt werden. „Cultur“ bezieht sich in diesem Zusammenhang auf eine große Bandbreite von Aufgaben: von der Pflege des Bodens, über die Förderung von Verwaltung, Handel und Industrie, über die Wissenschaften und Künste, bis hin zur Verbesserung der Sitten und Moral der Bürger. Um gut planen zu können, braucht man Daten: Es entstehen also die ersten staatlichen Statistiken als Basis für die Pflege – „Cultur“ – des allgemeinen Wohlstands: „Im Kameralismus bleibt der Wortgebrauch dem Nutzen des absolutistischen Territorialstaats verpflichtet.“¹³⁰

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erfährt das Wort „Kultur“ letztendlich eine weite Verbreitung, weil es zu einem der zentralen Schlagwörter der Aufklärung wird. Mit ihm ist die Hoffnung auf stetige Verbesserung des gesamten Menschengeschlechts verbunden, durch Fortschritt, Bildung und Wohlstand. „Kultur“ umfasst jetzt im Deutschen eine große Bandbreite von Bedeutungen, die individuelle und gesellschaftliche Tätigkeit, Ökonomie und soziale Verhaltensweisen enthalten. Der Begriff „Kultur“ bezeichnet also sowohl materielle und soziale als auch individuelle Fähigkeiten und Besitzstände und ist in dieser Phase kurzzeitig weitgehend deckungsgleich mit dem Begriff „civilisation“ in den anderen westeuropäischen Sprachen. Dies ist jedoch nur von kurzer Dauer, denn durch ihren Glauben an die rationale Gestaltbarkeit der Welt (und damit des Staates) geht die Spätaufklärung an vielen Stellen Allianzen mit dem Absolutismus ein: An den absolutistischen Herrscher wird um „vernünftige“ Staatsführung und die Förderung von Kultur und Wissenschaft appelliert. Der weite, aufklärerische Sinngehalt des Begriffs „Kultur“ (der soziale und handwerkliche Fähigkeiten einschließt)

¹²⁹ Bollenbeck (1994), S. 65

¹³⁰ Bollenbeck (1994), S. 66

verbindet sich in der Wahrnehmung des nun entstehenden Bürgertums also mit der (repressiven) politischen Herrschaft. An dieser Stelle setzt der „semantische Sonderweg“ des Wortes „Kultur“ im deutschen Sprachraum ein.

Die ökonomischen, wissenschaftlichen Veränderungen, die sich im Lauf des 18. Jahrhunderts im Rahmen der Aufklärung etablieren, fordern eine entsprechende Modernisierung auf der sozialen Ebene, die endgültige Ablösung der feudalen Gesellschaft durch eine bürgerliche. In Frankreich und England geschieht dieser Prozess mit großer Radikalität und Geschwindigkeit durch die Revolution von 1789 bzw. die industrielle Revolution in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In Deutschland findet ein derartiger „Paukenschlag“ nicht statt. Hier wird unter dem Druck der Veränderungen, die sich in Frankreich und England ereignen, lediglich eine „Modernisierung von oben“ verfolgt: Reformen *innerhalb* der absolutistischen deutschen Staaten sollen den stärksten Veränderungsdruck abfangen, ohne zu viel am Machtgefüge zu ändern. Der Obrigkeitsstaat bleibt erhalten und bietet dem neu entstandenen Bürgertum weder die Möglichkeit, politisch Einfluss zu nehmen (wie in Frankreich) noch ökonomische Macht zu erlangen (wie in England).

Das Bürgertum hat durch die Aufklärung eine enorme intellektuelle Entwicklung erfahren, kann diese aber nicht gesellschaftlich wirksam werden lassen („beengte Lebenslage, hochgesteigerte Wert- und Idealvorstellungen“¹³¹). An dieser Stelle wirkt es sich aus, dass alle Bedeutungen von „Kultur“, die eher zum breiteren, weltzugewandten Begriff „Civilisation“ gehören, für das Bürgertum diskreditiert sind: die Bedeutungsaspekte, die sich auf soziale und politische Kompetenzen beziehen – Höflichkeit, Umgangsformen und Verhandlungsgeschick –, werden mit der Äußerlichkeit und Heuchelei an den absolutistischen Höfen assoziiert, womit eine Distanzierung von politischem Engagement (und von allem „Französischen“) einhergeht. Die Bedeutungsaspekte, die sich auf materielle und wirtschaftliche Komponenten beziehen – Nützlichkeit, Wohlstand und Praktikabilität (Bequemlichkeit = Faulheit) –, werden mit reinem Gewinndenken, Utilitarismus, sozialer und emotionaler Kälte verbunden, womit eine Distanzierung von ökonomischem Engagement (und von allem „Englischen“) einhergeht. Die Ablehnung dieser materiellen Aspekte ist darüber hinaus eine Absage an die absolutistische Obrigkeit, sich via Kameralismus als ein Rädchen in deren Staatsökonomie nutzen zu lassen; damit verbunden ist eine Absage an das rationalistische Weltbild der Spätaufklärung.

¹³¹ Bollenbeck (1994), S. 113

Was nach dieser „doppelten Abgrenzung“ bleibt, ist ein Kulturbegriff, der keinerlei materielle, weltzugewandte Komponenten mehr umfasst, sondern sich rein auf das Geistige, Intellektuelle, Innerliche bezieht. Es entsteht ein Kunstbegriff, der als Ideal das isolierte, aus sich selbst und der Natur schöpferische Genie verehrt. Die Kultur wird hier autonom indem sie allen „weltlichen“ (d.h. politischen und wirtschaftlichen) Motivationen und Tätigkeiten entsagt – bzw. sie zurückweist. Gleichzeitig erfüllt sie damit für das Bürgertum, wie wir noch sehen werden, eine emanzipatorische Funktion und erlaubt ihm, sich im absolutistischen Staat zu positionieren und zu distinguieren.

In der Folge setzt sich nämlich ein typisch deutscher Begriff von „Bildung“ durch. Er unterscheidet sich vom westeuropäischen Bildungsbegriff dadurch, dass er sich vorwiegend auf die „Herausbildung des Individuums“ bezieht. Bildung ist gleich Individuierung, Ausbildung der im Menschen angelegten speziellen Fähigkeiten und Möglichkeiten aus sich selbst heraus. Der Bildungsbegriff der Aufklärung – Menschen sollen gebildet werden, damit sie Nützliches schaffen können – verliert im 18. Jahrhundert gänzlich seine Gültigkeit: „Nicht die Funktion innerhalb der Gesellschaft, sondern die zweckfreie und selbstbestimmte Menschenbildung ist das Ziel“¹³². Die Universitäten sollen „Schulen der Selbstbildung“ sein, an denen „der Geist des freien Forschens ungehindert walten könne“. Die Forderung nach Zweckfreiheit von Bildung und „reiner“ Wissenschaft dient als Emanzipationspostulat des Bürgertums gegenüber dem absolutistischen Staat einerseits und dem sich entwickelnden Kapitalismus andererseits.

Der deutsche Kultur- und Bildungsbegriff entsteht damit zwar per definitionem in Abgrenzung zum Politischen – aber er kann trotzdem bzw. genau deshalb im Lauf des 18. und 19. Jahrhunderts zu einem Medium der „symbolischen Vergesellschaftung“ werden und damit emanzipatorisch wirken. Das deutsche Bürgertum, das unter einem enormen „konzeptuellen Überschuss“ leidet (d.h. hehre Gedanken und keine Umsetzungsmöglichkeiten dafür), formt um „Kultur und Bildung“ herum eine soziale Gruppierung aus – das Bildungsbürgertum – und stellt auf diese Weise eine eigenständige Distinktionsform, ein anti-höfisches Selbstbewusstsein und eine gesellschaftliche Positionierung her. „Bildung“ ist ein Medium des sich formierenden Bürgertums, der Egalisierung und Emanzipation. Bildung ist nämlich eng mit persönlicher Leistung verbunden und dient damit dem bürgerlichen Selbstverständnis: Sie ist nur durch individuelle Arbeit und Fleiß zu bekommen; Herkunft, Stand und Reichtum sind dafür irrelevant.

¹³² Bollenbeck (1994), S. 116

Hier liegt ein entscheidender Unterschied zwischen der Interpretation Bollenbecks und der etlicher anderer Kultur- und Sozialwissenschaftler, die sich mit der Entwicklung der deutschen Geschichte befasst haben (z.B. Norbert Elias¹³³): in der Regel wird die Verlagerung der bürgerlichen Aktivitäten im 18. und frühen 19. Jahrhundert auf Bildung und Kultur als ein rein defensiver Akt gewertet, als ein frustrierter Rückzug aus der politischen Sphäre – in der nichts zu holen war – auf Innerlichkeit und Geistigkeit. Für Bollenbeck dagegen handelt es sich hier zwar um einen Rückzug, nicht aber um einen defensiven Rückzug: Bildung und Kultur waren die Bereiche, mit denen eine bürgerliche Distinktion und Emanzipation möglich war, und sie wurden auch dafür genutzt. Das deutsche Bürgertum erkannte durchaus, in welchem Bereich ein Engagement erfolgversprechend sein konnte und besetzte diesen Bereich. Wenn nämlich das hauptsächliche Mittel zur Modernisierung des Staates *Reformen der Staatsorgane* sind, dann ist es eine machtsstrategisch kluge Entscheidung, sich – qua Bildung – für Posten in genau der Staatsverwaltung zu qualifizieren, die diese Reformen durchführt¹³⁴. Auf lange Sicht verschaffte sich das deutsche Bürgertum durch die Besetzung von Bildung und Kultur eine wichtige gesellschaftliche Position. Durch die breite Institutionalisierung von Bildung in Gymnasien und Universitäten konnte das Bürgertum später seine kulturelle Hegemonie noch untermauern¹³⁵.

Durch die spezifische Art, Bildung mit Staatsdienst zu verbinden, stellte das Bildungsbürgertum in Deutschland eine enge Verbindung zwischen Kultur und Obrigkeitsstaat her.¹³⁶ Erstens ist der Staatsdienst ein Feld vielversprechenden Engagements, und zweitens soll die Schirmherrschaft des Staates die Wissenschaft und Kultur vor partikulären und privatwirtschaftlichen Vereinnahmungen schützen. Wilhelm von Humboldt nimmt mit seinem „Versuch, die Grenzen des Staates zu bestimmen“ eine Rollenzuweisung für Staat und Wissenschaft vor: Der Staat unterstützt und schützt Kultur und Bildung, hält sich aber gleichzeitig aus deren Inhalten und Zielsetzungen völlig heraus. Der Staat wird also in seiner Funktion als „Garant des Allgemeinen“, als Ermöglicher eines Schutzraumes für die Einsamkeit und Freiheit der Wissenschaft „als Erziehungsstaat verneint, und als Rechtsinstitut bejaht“¹³⁷.

¹³³ Norbert Elias: Studien über die Deutschen. Frankfurt, 1989

¹³⁴ Bollenbeck (1994), S. 197 f.

¹³⁵ Bollenbeck (1994), S. 129

¹³⁶ Bollenbeck (1994), S. 98: „Umso enger orientiert sich das Bildungsbürgertum am Staat, den es ja zum „Kulturstaat“ reformieren will.“

¹³⁷ Bollenbeck (1994), S. 184

Kultur und Bildung werden für Bürgertum und Staat nicht nur in der Auseinandersetzung um die interne Machtverteilung zu einem entscheidenden Faktor. Sie erlangen im Laufe des 19. Jahrhunderts auch für die immer wichtiger werdende Frage der Einigung eines deutschen Nationalstaats immense Bedeutung. Die deutsche Sprache ist oft das einzige, was die zahlreichen Kleinstaaten mit unterschiedlichen Währungen, Maßeinheiten, Konfessionen etc. verbindet. Vor dem Hintergrund der Grenzen, die das Land alle paar Kilometer durchziehen, werden grenzüberschreitende kulturelle Errungenschaften (z.B. das Wörterbuch der deutschen Sprache der Brüder Grimm) zu Symbolen der erhofften deutschen Einheit – und auch als solche gebraucht. Schon bevor ein deutsches Reich in irgendeiner Form auch nur annähernd existiert, definiert sich „Deutschland“ hauptsächlich über Sprache und Kultur. Deshalb werden Bildung und Kultur bis zur Reichsgründung eine tragende Rolle für den deutschen Nationalismus, das deutsche Selbstbild als *eine* Nation, spielen. Die Abwertung der englischen und französischen „Zivilisation“ ermöglicht darüber hinaus auch die Entstehung einer nationalistisch fundierten Identität über den „höherstehenden“ (weil den weltlichen Belangen entzogenen) deutschen Kulturbegriff.

Weil der Kulturbegriff so überaus wichtige Funktionen für das Bürgertum erfüllt – Emanzipation im Absolutismus, Identitätsbildung als gesellschaftliche Schicht („symbolische Vergesellschaftung“), erfolgreiche soziale Positionierung, später auch Hegemonieinstrument und Kristallisationspunkt des Nationalismus – wird ihm im Lauf der Zeit eine quasi-religiöse Verehrung zuteil. Die Kultur, insbesondere die Kunst, bekommt einen moralischen Auftrag – das „Wahre, Gute und Schöne“ zu realisieren –, und die Beschäftigung mit Kunst geschieht voll „Andacht“ und „Weihe“ in den Sakralstätten der Kultur: Museen, Konzertsälen, Theatern.¹³⁸

Obwohl sich nach der Reichsgründung 1871 die Rolle des nationalen Kristallisationspunktes auf das Militär verlagert, wird der Erste Weltkrieg noch als „Kulturkrieg“ – deutsche „Kultur“ gegen französische, englische und amerikanische „Zivilisation“ – geführt. Das Bildungsbürgertum hat sich zu diesem Zeitpunkt via „Bildung und Kultur“ schon eine hegemoniale Stellung im Staat erarbeitet. Hatte der deutsche Kulturbegriff bei seiner Entstehung (und in der Zeit danach) durchaus eine emanzipatorische Funktion für das Bürgertum, so wird er jetzt dazu verwendet, die erarbeitete gesellschaftliche Dominanzstellung gegen das Proletariat zu verteidigen. Schon seit Mitte des Jahrhunderts gerät er immer mehr zum Distinktions- und Diskriminierungsmerkmal des Bürgertums den Unterschichten

¹³⁸ Bollenbeck (1994), S. 214

und der Arbeiterbewegung gegenüber. Auf der institutionellen Ebene trägt z.B. das Gymnasium als einzige Zugangsmöglichkeit zum Studium dazu bei, oder auch die Unterordnung der naturwissenschaftlichen und technischen Studienfächer unter die Geisteswissenschaften und die Philosophie, die jegliches Nutzbarmachen von Bildung diskreditiert. Das Ausklammern von politischen und/oder ökonomischen Komponenten aus dem, was „Kultur“ sein darf, wirkt repressiv, weil es eine soziale Distinktion impliziert – nur, wer es sich leisten kann, den ökonomischen Nutzen von Kunst und Wissenschaft zu ignorieren, bekommt Zugang zur konsekrierten „Kultur“. Der enge Kulturbegriff ist mitnichten „überhistorisch“ oder „allgemein menschlich“, sondern führt spätestens hier zu einer Ignoranz und Abwertung den sozialen Realitäten gegenüber, bzw. zu einer regressiven Verweigerungs- und Abwertungshaltung gegenüber der fortschreitenden Modernisierung. Was anfangs egalitär sein sollte, wird im Verlauf der Zeit zunehmend elitär.

An diesem Punkt, wo Kunst, Wissenschaft und Kultur fast völlig zum Dominanzinstrument des Bürgertums geworden sind (und mittlerweile gibt es durchaus nicht nur Bildungsbürger, sondern auch Wirtschaftsbürger), findet die von Bourdieu geschilderte „zweite Autonomisierung“ der modernen Kunst von der funktionellen und ästhetischen Hegemonie der Bourgeoisie statt. Die Kunst bricht damit aus dem abgeschlossenen Heiligtum aus, das das Bürgertum um sie herum errichtet hat. Die moderne Kunst, aber auch die Entfaltung einer modernen Industriekultur nach dem Ersten Weltkrieg, bedeuten eine kulturelle Enteignung des Bürgertums, die zu massiven Klagen über „Vermassung“ und „Verflachung“ von Kultur und Bildung, „Substanzverlust“, „Durchschnittlichkeit“ und „Entzauberung durch die Wissenschaft“¹³⁹ führt. Diese Kulturkritik hat ihren Höhepunkt während der Weimarer Republik und wird noch verstärkt durch die *materielle* Enteignung des Bürgertums während der Wirtschaftskrise. Die konservative Kritik zeichnet sich durch eine „gespaltene Sehkraft“ aus: Sie sieht zwar deutlich die negativen Auswirkungen des Kapitalismus und der Fortschrittsgläubigkeit auf die moderne Gesellschaft, verschließt aber die Augen bewusst vor den Mechanismen, Zusammenhängen und Ursachen, die sie bestimmen¹⁴⁰.

Der Nationalsozialismus bedient sich dann der „deutschen Kulturwerte“, und damit aller anti-modernen Elemente des engen Kulturbegriffs, für seine Konstruktion einer mythischen, völkischen Gemeinschaft und seine Diffamierung moderner Werte. Er wird dabei unterstützt von einem Bildungsbürgertum, das zwar die „primitiven“ Züge der neuen Bewegung erkennt, deren Implikationen aber für das

¹³⁹ Bollenbeck (1994), S. 283

¹⁴⁰ Bollenbeck (1994), S. 282

kleinere Übel einschätzt gegenüber der modernen Industriekultur, die es seiner hegemonialen Stellung gänzlich berauben würde. Es hofft, mit Hilfe eines „Führers“ die kulturelle und materielle Enteignung, die während der zwanziger Jahre stattgefunden hat, kompensieren zu können¹⁴¹. Diese Hoffnungen werden aber insofern enttäuscht, als das neue System eine „reaktionäre Modernisierung“¹⁴² betreibt, in der zwar alte Kulturwerte, aber auch Technologie, Massenkonsum und Industrie hoch besetzt sind. Gleichzeitig zerstört der totalitäre Staat die Autonomie von Kunst und Wissenschaft, indem er ihnen jenen Schutz aufkündigt, den ihnen der obrigkeitsstaatliche „Kulturstaat“ bisher gewährt hatte¹⁴³. Außerdem werden die Begriffe Kultur und Bildung jeden humanistischen Inhalts enteignet. Sie werden zwar weiterhin verwandt, verlieren aber deutlich an Prägekraft neben den ideologischen Kernbegriffen wie „Rasse“ oder „Volk“.

Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs erlebt der enge Kulturbegriff zunächst eine Renaissance. Zum einen entspricht er der nachkriegsdeutschen Tendenz zum Rückzug von allem Politischen ins Private und Innerliche. Zum anderen kann er dazu dienen, den Nationalsozialismus als Massenbewegung unter einem alten Stichwort der Kulturkritik – „Vermassung“ – als eine Fehlentwicklung zu erklären, die durch den Abfall vom traditionellen Kulturbegriff entstehen konnte.

Die westdeutsche Orientierung an den USA und die beginnende Wohlstandsgesellschaft sorgen jedoch bald dafür, dass der enge, allem Weltlichen entsagende Kulturbegriff seine Bedeutung verliert, und sich, zumindest im wissenschaftlichen Diskurs, der weite Kulturbegriff aus dem angelsächsischen Raum durchsetzen kann.¹⁴⁴

3.2.2 Autonomisierung der Kultur als feldspezifischer Prozess

3.2.2.1 Die Situation bis zum 19. Jahrhundert

Die bis heute gültige Vorstellung von Kunst und Wissenschaft als weitgehend autonom drängt ein anderes Bild in den Hintergrund: Bis lange in die Neuzeit hinein, während des Feudalismus und Absolutismus, waren die Felder von Kultur und Macht eng miteinander verknüpft. Weder gab es den Begriff oder Beruf des Künstlers, noch waren diejenigen, die kulturell produzierten, in irgendeiner Form

¹⁴¹ Bollenbeck (1994), S. 287 ff.

¹⁴² Ein Begriff des amerikanischen Historikers J Herf, Bollenbeck (1994), S. 299

¹⁴³ Bollenbeck (1994), S. 299

¹⁴⁴ Bollenbeck (1994), S. 305 ff.

autonom. Jede Form der künstlerischen Tätigkeit war in der Regel mit der Kirche oder der weltlichen Macht verbunden bzw. ökonomisch abhängig vom aristokratischen Mäzenatentum des 18. Jahrhunderts:

- Musiker¹⁴⁵ waren Angestellte der Kirche oder eines Hofes
- Maler und Bildhauer wurden lange Zeit eher zu den Handwerkern gerechnet. Sie arbeiteten als Angestellte eines Fürsten¹⁴⁶ oder nach deren Auftrag
- „Schriftsteller“ existierte als Beruf überhaupt nicht (jeder, der schreibend tätig war, hatte eigentlich einen anderen Beruf und übte das Schreiben nebenher aus) Der Schriftsteller des 17. Jahrhunderts war „mit einer staatlichen Pfründe versehen, spielte gesellschaftlich eine anerkannte aber untergeordnete Rolle, war dabei strikt auf Unterhaltung und Ablenkung beschränkt und wurde so auch von den brennenden Fragen der Politik und Theologie ferngehalten.“¹⁴⁷
- das Theater galt als eine rein reproduzierende, keineswegs kreative Tätigkeit (als Reproduktion von Theaterstücken), die stark zweckgebunden war und der Belustigung und Zerstreuung der Zuschauer dienen sollte.

Aus dieser engen Verknüpfung ergibt es sich von selbst, dass die Arbeit der Künstler weder inhaltlich zweckfrei oder „interesselos“ war, noch losgelöst von materiellen und ökonomischen Erwägungen. Beim Auftrag für ein Gemälde wurden beispielsweise im Italien des 16. und 17. Jahrhunderts folgende Punkte vereinbart: Ausmaße, Bestimmungsort und Zweck des Werkes, seine Größe, das Thema oder Motiv, ggf. die abzubildenden Personen, der Termin (Schnelligkeit war ein Qualitätsmerkmal für Maler), und zuletzt der Preis und Vereinbarungen über Unkosten und Materialien wie Ultramarin. Der Preis errechnete sich u.a. nach der Größe des Werks und nach der Zahl der voll ausgeführten Personen.¹⁴⁸

Ähnliches gilt für Aufträge an Komponisten, deren Werke für eine sakrale Verwendung bestimmt waren oder für konkrete Verwendungszwecke des Hofes (Bankett etc.). Grundsätzlich standen Musiker meistens regulär in Lohn und Brot bei einem kirchlichen oder weltlichen Arbeitgeber und hatten häufig nicht nur kreative, sondern auch Lehraufgaben.

¹⁴⁵ Da es sich im folgenden Kapitel ausschließlich um männliche Künstler handeln wird, erübrigen sich geschlechterdifferenzierende Schreibweisen

¹⁴⁶ vgl. Haskell (1996), S. 21: „Zusammen mit den Höflingen und Offiziellen aller Art wurde der Künstler als Mitglied der fürstlichen ‚famiglia‘ betrachtet.“

¹⁴⁷ Bourdieu (1999), S. 211

¹⁴⁸ Haskell (1996), S. 23 - 28

Einerseits ergibt sich aus der engen Verknüpfung der Felder von Kultur und Politik eine starke Zweckgebundenheit und Abhängigkeit der kulturellen Tätigkeit vom Machtfeld. Eine Autonomie des kulturellen Feldes war genauso undenkbar, wie die Autonomie anderer gesellschaftlicher Bereiche; sie waren alle auf den Herrscher bzw. die Kirche zentriert. Insofern war die Kultur ein integraler und gleichrangiger Bestandteil der feudalen oder absolutistischen Gesellschaft.

Andererseits bedeutet die enge Verknüpfung auch, dass Macht sich mit Kultur (symbolischen Praktiken – Heiligem, Schönerem) vereinbaren lassen musste. Zwar waren die europäischen vorkapitalistischen Gesellschaften nach Bourdieu durch- aus „von ökonomischem Handeln und ökonomischen Zielen“ bestimmt, gleichzeitig waren sie jedoch auch „begründet auf der Verleugnung des Ökonomischen“¹⁴⁹.

In Bezug auf das Messen von Kunst bedeutet dies, dass die künstlerische Tätigkeit bis ins 18. Jahrhundert hinein eng an ihre materiellen und funktionalen Aspekte geknüpft war und über sie auch bemessen und bewertet wurde: ein Bild oder eine Skulptur nach Größe, Materialverbrauch und Zeitaufwand, ein Musikstück nach Länge und Zeitaufwand, ein Theaterstück nach Umfang und Gefallen.

Unabhängig von der Einordnung der Künstler als Handwerker oder Angestellte war jedoch bereits in der Renaissance die Individualität des Künstlers in den Vordergrund gerückt. Neben die Nachahmung der Natur als Ziel künstlerischer Arbeit trat die kreative Schöpfung von neuen Sichtweisen, Kunstwerken, Erfindungen. Der Künstler galt dabei als „zweiter Schöpfer“, von Gott zur Schaffung von Neuem inspiriert¹⁵⁰.

Im Geniebegriff, der dann mit der Aufklärung ab dem 18. Jahrhundert eine weite Verbreitung bzw. Popularisierung erfuhr, setzte sich die Vorstellung von Kunst als beruhend auf der *Nicht*-Beachtung von Regeln und „voraussetzungsloser Neugestaltung“ eigenständiger Werke durch. Die Genievorstellung zeichnete sich aus durch eine Konzeption von Kunst als aus natürlicher Inspiration entsprungen und dem gesellschaftlich-geschichtlich Vermittelten entgegengesetzt. Hier liegt eine der Grundlagen für die Vorstellung für die Autonomie der Kunst als die Möglichkeit des Künstlers, Kunstwerke ohne jegliche Beeinflussung durch ästhetische, ökonomische, politische, religiöse oder moralische Kriterien Dritter zu schaffen, hierunter fallen auch die bis dato gültigen Regeln für Kunstwerke und gesellschaftliche Konventionen.¹⁵¹

¹⁴⁹ Bourdieu (2001), S. 28

¹⁵⁰ Ortland (2001), S. 672

¹⁵¹ Ortland (2001), S. 692

Im Geniekult des späten 18. Jahrhunderts galt das Genie wiederum als „das Göttliche im Menschen“, also als ein Absolutes, das originäre und eben *nicht* durch Fleiß oder Bildung entstandene Ideen und Inspirationen hervorbringen konnte. Auch dem Geniekult kann somit eine soziale Funktion zugeordnet werden: „Das Wunschbild absoluter Selbständigkeit zog die in den deutschen Ständestaaten uneingelöst bleibenden Emanzipationsbestrebungen des Bürgertums an. [Es] ist primär autoritätsfeindlich“.¹⁵²

Im 19. Jahrhundert wird das Genie durch die ihm zugeschriebene Fähigkeit, sich gegenüber dem Bestehenden rigoros selbst zu verwirklichen, zum Heldenvorbild des Bürgertums. Das Genie zeichnet sich dadurch aus, dass es nicht die bestehende Welt verbessert oder beherrschbarer macht, sondern dass es neue Welten erschließt.¹⁵³

Im Geniekult (der bis ins 20. Jahrhundert wirksam blieb) und in der mit ihm verbundenen Vorstellung, dass „wahre“ Kunst (und große Wissenschaft) alle gegebenen Regeln und gesellschaftlichen Voraussetzungen ignoriert oder negiert, ist eine geistesgeschichtliche Voraussetzung für die Autonomisierung der künstlerischen und wissenschaftlichen Felder im 19. Jahrhundert zu sehen. Er weist der Kunst eine Sondersphäre zu, was einerseits eine kompensatorische Funktion erfüllt – Kultur soll von der weitgehenden Rationalisierung, Ökonomisierung und Entzauberung der Welt verschont bleiben – und andererseits zur Sakralisierung von Kunst und Wissenschaft, also zu ihrer Verdrängung aus der Sphäre des Alltags beiträgt. Die Vorstellung, Kunst sei „außerweltlich“ – nämlich göttlich oder aus dem Unbewussten – inspiriert, verstärkte die Wahrnehmung von künstlerischem Schaffen als separiert von allen „weltlichen“ Arbeits- und Gestaltungsprozessen. Es ergab sich daraus die Unvergleichbarkeit (also Unmessbarkeit) künstlerischer oder wissenschaftlicher Produkte untereinander oder mit Ergebnissen der handwerklichen oder ökonomischen Sphäre. Mit dieser Verdrängung geht eine Beschlagnahme der Kultur durch das (Bildungs-)Bürgertum einher, das sich eine „interesselose“ Betrachtung von Kunst ökonomisch leisten konnte.

3.2.2.2 **Der Autonomisierungsprozess von Kunst und Wissenschaft im 19. Jahrhundert**

Im Gegensatz zu dem eben beschriebenen bürgerlichen Autonomiebegriff versteht Bourdieu unter der Autonomisierung der sozialen Felder die Herausbildung von

¹⁵² Ortland (2001), S. 690

¹⁵³ Ortland (2001), S. 699

eigenen Gesetzen, Spielregeln und Wertvorstellungen, also einem eigenen „*nomos*“. Die Autonomisierung schlägt sich in der zunehmenden Institutionalisierung von Strukturen und Regeln nieder, z.B. auch in der Herausbildung von Professionen. Die Autonomisierung von sozialen Feldern unterschiedlichsten Zuschnitts und Inhalts ergab sich im Rahmen der fortschreitenden Ausdifferenzierung der westlichen Gesellschaften seit dem 18. Jahrhundert. Den Begriff eines „autonomen“ Feldes bezieht Bourdieu also nicht nur auf Kultur, sondern auf alle Felder, die eigene Regeln und spezifisches Kapital entwickelten.

Die heutige Struktur der Felder kultureller Produktion ist zwar nicht mehr ganz identisch mit dem, was Bourdieu für Flauberts Zeit ausgearbeitet hat – aber die Grundstruktur und die Funktionsweise der heutigen Felder gilt an vielen Stellen noch und lässt sich auf dieses Modell zurückverfolgen. In dieser Zeit bildeten sich grundlegende Denk- und Wahrnehmungsmuster über das, was Kunst ist und was *keinesfalls* Kunst sein kann, wie Künstler sich zu verhalten und zu sein haben, und was „richtiges“ kulturelles Arbeiten ist - und zwar bei Kulturschaffenden und Publikum gleichermaßen¹⁵⁴. Diese Muster liegen allen Überlegungen, Kämpfen und Verhandlungen zugrunde, die die Frage nach der Messbarkeit von Kultur zum Gegenstand haben.

Der Autonomie-Prozess der Kultur vollzog sich im Frankreich des 19. Jahrhunderts in der Auseinandersetzung mit dem Machtfeld, und zwar in Form einer „doppelten Abgrenzung“: a) der Abgrenzung vom sich gleichzeitig herausbildenden „ökonomischen Feld“ und b) der Abgrenzung der Rolle der Künstler von der allgemeinen politischen Situation, d.h. dem Machtfeld. Gleichzeitig differenzierten sich auch die verschiedenen kulturellen Produktionsweisen (Schreiben, Malen, Komponieren, Philosophieren etc.) zu von einander getrennten Feldern aus.

Ad a). Erst im 19. Jahrhundert fand eine Trennung zwischen dem Feld der Ökonomie und dem der Kultur statt. Diese Trennung vollzog sich nicht nur durch die Herausbildung eines kulturellen, sondern gleichermaßen in der Herausbildung eines autonomen *ökonomischen* Feldes. Die hierzu notwendigen Institutionen waren zum Beispiel der Markt, Bankhäuser, das Entstehen von „Management“ als eigenständigem Beruf bzw. der ökonomischen Theorie als Lehrfeld. Allgemein

¹⁵⁴ „Diese in allen künstlerischen Gattungen seit langem vorliegende Struktur funktioniert heute tendenziell wie eine mentale Struktur, die die Produktion und Perzeption der Produkte organisiert: Der Gegensatz zwischen Kunst und Geld (dem ‚Kommerziellen‘) bildet das Erzeugungsprinzip der meisten Urteile über Theater, Film, Malerei, Literatur, die vorgeben wollen, was Kunst ist, und was nicht, und die mit dem Anspruch auftreten, die Grenzen zwischen ‚bürgerlicher‘ und ‚intellektueller‘, ‚traditioneller‘ und ‚avantgardistischer‘ Kunst festzulegen.“ Bourdieu (1999), S. 262

besteht das ökonomische Feld aus Personen, die nach einer spezifisch ökonomischen „doxa“ handeln, welche lautet: „Geschäft ist Geschäft (und bei Geschäften ist kein Platz für Gefühle)“¹⁵⁵. In diesem Satz kulminieren die Gesetze des ökonomischen Feldes: „Interessenkalkül, Konkurrenz und [...] Ausbeutung; und viel später auch in der (reinen) ökonomischen Theorie ...“.¹⁵⁶ Natürlich ist dieses Feld nicht unabhängig vom Fortschreiten der Industrialisierung und der Herausbildung eines finanzkräftigen Bürgertums zu denken. In der Grundannahme „Geschäft ist Geschäft (und kein Platz für Gefühle)“ drückt sich nach Bourdieu die Überwindung der „Verleugnung des Ökonomischen“ aus, auf der die vorkapitalistischen Gesellschaften begründet waren¹⁵⁷. In dieser Zeit waren ökonomische und symbolische Handlungen in der Regel immer noch miteinander verknüpft. Die Autonomisierung von Ökonomie und Kultur ist also ein gleichzeitiger, wechselseitiger Prozess der Trennung von Motiven, Handlungsweisen und Anliegen, die bis dahin miteinander verbunden waren; ein Prozess, der beileibe nicht kurz und schmerzlos vonstatten ging, sondern bis heute andauert – ein Zeichen dafür, wie „unorganisch“ die Trennung der „Universen“ eigentlich auch ist:

„Übrigens ist der Prozess der Autonomisierung und ‚Reinigung‘ der unterschiedlichen Universen bei weitem nicht beendet, auf seiten der Ökonomie, die den symbolischen Fakten und Effekten noch immer einen beachtlichen Platz einräumt, ebenso wenig wie auf seiten der symbolischen Tätigkeiten, denen noch immer eine verleugnete ökonomische Dimension anhaftet“¹⁵⁸

Kultur und Ökonomie emanzipieren sich *von einander*¹⁵⁹, und beide bezahlen einen Preis dafür. Im Falle der Felder kultureller Produktion besteht der Preis darin, dass sie den „ihnen impliziten Anteil an produktiver Arbeit“¹⁶⁰ (also den stofflichen, handwerklichen Aspekt ihres Schaffens) komplett verdrängen müssen, so dass nur noch der rein „geistige“ Aspekt der Arbeit Kultur sein kann/darf. Das-

¹⁵⁵ „‘business is business’ (and ‘in business there’s no room for feelings’)“ – Bourdieu (1983), S. 343

¹⁵⁶ Bourdieu (2001), S. 30

¹⁵⁷ Bourdieu (2001), S. 28

¹⁵⁸ Bourdieu (2001), S. 30

¹⁵⁹ Während in „Die Regeln der Kunst“ eindeutig die Emanzipation der Kultur als Reaktion auf die Entwicklung der Ökonomie beschrieben wird, ist in den „Meditationen“ von einem wechselseitigen Prozess die Rede, bei der die Autonomisierung und Differenzierung der kulturellen Felder sogar der Entstehung der „reinen“ Ökonomie vorausgeht, bzw. sie ermöglicht. (Bourdieu (2001), S. 30)

¹⁶⁰ Bourdieu (2001), S. 30

selbe gilt für alle ökonomischen Aspekte ihres Schaffens, die komplett in die niedere Welt der Ökonomie verwiesen werden müssen, damit sich Kultur als autonomes Feld konstituieren kann. Im Rahmen der Trennung der ökonomischen und kulturellen Felder verliert die Kultur, indem sie sich gegen das *ökonomische* Nutzendenken abgrenzt, die Aspekte von Nützlichkeit, die ihr während der Aufklärung noch eigen waren.

Ad b). Die Abgrenzung der Kultur von *politischem* oder ethischem Nutzendenken geschah im Lauf des alternierenden Verhältnisses zwischen Künstlern und Intellektuellen zu einer von ihnen einzunehmenden politischen Rolle. Dieses Verhältnis schwankte zwischen politischem oder sozialem Engagement der Künstler einerseits und politischer Distanziertheit bzw. Abstinenz andererseits („Rückzug in den Elfenbeinturm“). In einem groben Überblick lässt sich dieses Verhältnis über 150 Jahre hinweg folgendermaßen beschreiben¹⁶¹: Für die Philosophen und Gelehrten der Aufklärung gehörte es selbstverständlich zum Selbstbild, sich politisch zu erklären und mitzuwirken. Dieses Engagement nahm seinen Verlauf im aufgeklärten Absolutismus und schließlich in der Französischen Revolution, an der die „hommes de lettre“ teilnahmen. Allerdings waren sie damit auch involviert in die Gewalttaten und die Zwangsherrschaft, die der Revolution folgten. Das führte in der Romantik zur ersten Abkehr von politischen Themen und Problemen und auch von der Rationalität der Aufklärungszeit. Empfindsamkeit und Religion standen jetzt im Mittelpunkt. Im Zusammenhang mit der Revolution von 1848 wandten sich die Schriftsteller kurzzeitig wieder verstärkt einem sozialen Engagement zu, das aber durch das Scheitern der Revolution, die Restauration und Repressionen der Kaiserzeit schnell ausgebremst wurde und ins Gegenteil, d.h. in den vollständigen Rückzug von sozialen und politischen Themen, umschlug, kulminierend in der Strömung des L'art pour L'art. Diesmal ging der Rückzug jedoch mit der gleichzeitigen Loslösung vom ökonomischen Feld einher (s.o.), so dass am Ende eine völlig neuartige Autonomie des kulturellen Feldes entstand. Erst auf der Grundlage dieser Autonomie, die weiter ging als alle vorherigen, wurde es dann wieder möglich, dass sich Künstler zu politischen Themen äußerten (bei Bourdieu exemplifiziert durch Zolas Stellungnahmen zur Dreyfus-Affaire „J'accuse“, 1898) – allerdings unter ganz anderen Bedingungen als früher: Waren sie bisher *Teil* des politischen Feldes und damit in dessen Kämpfe involviert gewesen, so erfolgte eine Stellungnahme zu politischen Themen jetzt quasi von „außerhalb“, d.h. Künstler und Intellektuelle äußern sich *als* Künstler und Intellektuelle von einer abgegrenzten, eigenständigen und zum politischen Geschäft distanzierten Position.

¹⁶¹ Die Darstellung folgt im wesentlichen Schwingel (2000), S. 127 ff.

Gewicht erhielt ihre Stellungnahme nicht durch das Mitmischen im Machtfeld, sondern durch das *Nicht-Mitmischen* im Machtfeld, durch ihr spezifisches (symbolisches) Kapital und ihre Position im separaten, unabhängigen kulturellen Feld. Das heißt: erst durch die Autonomisierung der Kultur *von* der Politik wurde nach Bourdieu eine eigenständige Teilnahme der Kultur *an* der Politik möglich. Der Preis dafür ist eine Distanziertheit und in gewisser Weise auch ein Abgeschnitten-sein von der Welt, von direkter Einwirkung und praktischer Erfahrung (besonders verdeutlicht anhand der Vor- und Nachteile der *scholé* für die Wissenschaftler¹⁶²).

Der bis hierher grob zusammengefasste Verlauf dieser Entwicklung, und vor allem ihre Implikationen für das Messen von Kultur, wird detailliert dargestellt in Bourdieus Sozioanalyse des literarischen Feldes anhand von Gustave Flauberts gesellschaftlicher und künstlerischer Situation und seiner Zeit¹⁶³. Diese Analyse macht deutlich, dass das zentrale Autonomisierungsprinzip des kulturellen Feldes in der Umkehrung und Verneinung der (ökonomischen und politischen) Werte und Denkmuster des Machtfeldes besteht. Daraus resultiert, dass die kulturellen Felder als abgegrenzt und den Kämpfen von Politik und Ökonomie entzogen wahrgenommen werden.

Die makrosoziale Situation im 19. Jahrhundert ist zunächst geprägt von einem starken Anstieg von „Bildung“ auf unterschiedlichstem Niveau, der folgende Konsequenzen hat:

Zunächst entsteht mit wachsendem Bildungsstandard im 19. Jahrhundert erstmals ein literarischer Markt, der den Beruf des „Schriftstellers“ erst ermöglicht. Dieser Markt unterwirft aber die Schriftsteller und ihre Erzeugnisse eben den Gesetzen des neu entstehenden ökonomischen Feldes, d.h. dem Gesetz der Nachfrage. Das bedeutet, dass an vielen Stellen eine Ausrichtung der Werke nach dem Publikumsgeschmack notwendig ist (bzw. sich aus der Situation des Schriftstellers im Feld von selbst ergibt). Es bedeutet auch, dass die Kulturschaffenden die Gesetze der Ökonomie am eigenen Leib in aller Schmerzhaftigkeit erfahren; indem nämlich der Markt (d.h. der ökonomische Erfolg) riesige Wohlstands-Diskrepanzen zwischen ihnen entstehen lässt: auf der einen Seite eine große Menge an ökonomischem und sozialem Kapital für die Schreiber von Boulevard-Theaterstücken nach bürgerlichem Geschmack, auf der anderen Seite der sprichwörtliche „arme Poet“, der von beidem nichts hat und tatsächlich Armut leidet. Aus dieser Situation entspringt eine ausgeprägte Verachtung für alles „Kommerzielle“.

¹⁶² vgl. besonders Bourdieu (2001), Kap. 1

¹⁶³ vgl. auch Bourdieu (1987)

Des weiteren entsteht durch die Teilhabe am Bildungssystem eine große Menge von verhältnismäßig gebildeten jungen Menschen (Männern). Diese jungen Menschen erfahren eine zweifache Ausgrenzung: sie sind von der Bourgeoisie und von den arrivierten Künstlern getrennt durch ihre *Armut*; und sie sind „vom Volk“ getrennt durch ihre *Bildung*. Es entsteht daraus eine neue Lebensform: die Bohème. Ihr Grundcharakteristikum ist das Bestreben, von der Kunst zu leben bei gleichzeitiger Ablehnung sowohl der vorhandenen künstlerischen als auch bürgerlichen Lebensweise: „Der Lebensstil der Bohème [...] richtet sich gleichermaßen gegen das geordnete Dasein der offiziellen Maler und Bildhauer, wie gegen die eingefahrenen Muster des bürgerlichen Lebens.“¹⁶⁴ Eines der Mittel, die die Bohémiens dafür verwenden ist, das bewusste Demonstrieren einer unkonventionellen Lebensweise: der Künstler als Ausnahme¹⁶⁵.

Die jungen Künstler/Schriftsteller müssen die Erfahrung machen, dass in der bürgerlichen Gesellschaft und bei Hof zu Ruhm und Ehre (und Geld) gelangen kann, wer mit mittelmäßigsten Werken ein „geklittertes und falsches“ Weltbild stützt. Idealisierung und Banalisierung versprechen Erfolg in dieser bürgerlichen Gesellschaft, die ganz ungeniert einen Hegemonieanspruch auf Fragen des Geschmacks und der Kunst ausübt. „... der gemeine Materialismus der neuen Herren der Wirtschaft, die höfische Servilität eines großen Teils der Schriftsteller und Künstler: all das hat nicht wenig beigetragen zum *Bruch mit der Alltagswelt*, der untrennbar mit der Konstitution der Welt der Kunst als einer *gesonderten Welt*, eines *Reichs im Reiche*, einhergeht“¹⁶⁶. Der Bruch mit dem Bürgertum, die „Abschaffung des Bürgers als Kunden“ führt dazu, dass die Bohémiens beginnen, innerhalb ihrer „Gesellschaft in der Gesellschaft“ ihr eigener Markt zu werden¹⁶⁷. In dieser Situation entstand durch Abgrenzung und Distinktion eine Gemeinschaft, die künstlerischen Experimenten und Eigenwilligkeiten nicht nur Verständnis, sondern auch Interesse und einen ganz grundsätzlichen Goodwill entgegenbrachte. Die Entstehung neuer Werte, die „Kulturrevolution, aus der diese verkehrte Welt – das literarisch-künstlerische Feld – hervorging“¹⁶⁸ war entscheidend mit diesem Milieu der Bohème verbunden. Nur hier konnten eine eigenständige

¹⁶⁴ Bourdieu (1999), S. 96

¹⁶⁵ „Der Künstler ist eine Ausnahme: sein Müßiggang ist eine Arbeit und sein Arbeit ein Ausruhen; er ist das eine Mal elegant, das andere Mal wieder nachlässig [...]; er folgt keinen Moden, er diktiert sie“ Honoré de Balzac: *Traité de la vie élégante*. – Paris, Delmas 1952, S. 16, zitiert nach Bourdieu (1999), S. 96

¹⁶⁶ Bourdieu (1999), S. 100, Hervorhebung der Verfasserin

¹⁶⁷ Bourdieu (1999), S. 99

¹⁶⁸ Bourdieu (1999), S. 100

künstlerische Arbeitsweise und das spezifische symbolische Kapital entstehen, das in der Anerkennung von Künstlern durch *andere* Künstler besteht.

Die Abgrenzung zum Bürgerlichen und Ökonomischen verdichtete sich im spezifischen Feindbild der Bohème, das mit den Begriffen „Philister“, „Bürger“ und „Krämerseele“ zusammengefasst werden kann. (hier schon ein Hinweis auf die Abwehr des Zählens und Abmessens als „kleingeistig“!)¹⁶⁹. Die Verneinung des Bürgerlichen schloss auch die Missachtung der arrivierten (staatlichen) kulturellen Institutionen mit ein, vor allem der Académie-des-Baux-Arts und der offiziellen Preise und Auszeichnungen für Künstler. Das symbolische Kapital, das das Machtfeld mit einem Preis oder einer Mitgliedschaft verlieh, anzunehmen, hieß die Wertvorstellungen und Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft anerkennen.

Der Bruch mit den Herrschenden und dem Bürgertum wurde damit zur Existenzgrundlage der Position des Künstlers und zur Funktionsregel des sich ausbildenden Feldes. Dieser Bruch war aber nur der eine Teil der Genese jenes Feldes der „reinen“ Kunst. Der andere Teil bestand in der Distanzierung von jeglicher sozialen oder politischen Funktion oder Verantwortung von Kunst. Diese ist zum Teil auf die Desillusionierung nach der gescheiterten 1848er Revolution zurückzuführen – aber damit nicht ausschließlich zu erklären. Um eine Rolle in einer sozialen Bewegung einnehmen zu können, ist es notwendig, innerhalb eines bestimmten zeitgemäßen moralischen und ästhetischen Rahmens zu bleiben: Kunst mit einer politischen Botschaft muss weithin verständlich sein. Die ästhetische Verweigerung des autonomen Künstlers bezieht sich also nicht nur auf die Ansprüche des „Bourgeois im Gehrock“, sondern auch auf die des „Bourgeois in der Arbeitsbluse“¹⁷⁰ – also auf Ansprüche sozialer Parteinahme und Befriedigung proletarischen Geschmacks.

Mit der Zurückweisung von Verantwortung für gesellschaftliche Fragen sollte also vor allem jegliche Nutzensausrichtung oder politische Instrumentalisierung der Kunst verhindert werden. Ein Engagement im Machtfeld (z.B. für soziale Anliegen), würde, so die Befürchtung, zu einer Einschränkung der ästhetischen Möglichkeiten führen. Das „Gute“, das zum jeweiligen Zeitpunkt moralisch Gebotene, könnte kurze Zeit später vielleicht schon einschränkend normativ-restriktiv wirken. Dieser Gefahr entgeht die Kunst durch politische Abstinenz; es wird ihr damit umgekehrt aber auch jede gesellschaftliche Rechtfertigung entzogen.¹⁷¹

¹⁶⁹ Bourdieu (1999), S. 219

¹⁷⁰ Flaubert, zitiert bei Bourdieu (1999), S. 131

¹⁷¹ Bourdieu (1999), S. 219

Die „allseitige Abgrenzung“ wird damit zum Konstitutionsprinzip des autonomen kulturellen Feldes. Die Abgrenzung von der *Ökonomie* erfolgt durch die negative symbolische Besetzung von Publikumserfolg und Reichtum, sowie durch die Herausbildung eines „Feldes eingeschränkter Produktion“, in dem Künstler ausschließlich für Künstler produzieren. Die Abgrenzung von der *Politik* erfolgt durch eine konsequente Verweigerung, sich ästhetisch einzuschränken und politisch verwertbaren „Sinn“ zu schaffen. Mit der Position des Künstlers ist ab jetzt (z.B. bei Baudelaire) die „ständige Darstellung einer paradoxen Einzigartigkeit“¹⁷² verbunden.

Diese demonstrative Originalität wird aber nicht nur zum konstitutiven Merkmal des Künstlers in Bezug auf die „Bürger aller Klassen“, sondern auch auf die Mitakteure im (entstehenden) autonomen Feld: hier handelt es sich um „a universe in which to exist is to differ“¹⁷³ – eine Position in diesem Feld einzunehmen ist nur durch Einzigartigkeit und Anderssein möglich. Je ausgeprägter dieses Anderssein, umso höher das symbolische Kapital, das einem Akteur zugestanden wird. Damit ist klar, „dass die Revolution sich tendenziell als das *Modell* [Herv. i. Orig.] des Zugangs zur Existenz im Feld durchsetzt.“¹⁷⁴. „Revolution“ meint hier die ästhetische oder intellektuelle Revolution gegen die zu einem gegebenen Zeitpunkt jeweils akzeptierte Stil- und Denkrichtung im Feld. Mit diesem Zwang zur Revolution ist auf der anderen Seite ein gewisser Hang zu „aristokratischen Dispositionen“ bei den Akteuren verbunden, eine „aristokratische Arroganz“, die dann als Grundton ihre Arbeit durchzieht¹⁷⁵.

Da die Position des „reinen“ Künstlers in der Gesellschaft eine Position der Isolation war, ergibt sich aus ihr eine entschiedene Zurückweisung der bereits bestehenden Kulturinstitutionen aller Art, von der Académie-des-Baux-Arts bis zum Nobelpreis. Für das autonome kulturelle Feld heißt das, dass eines seiner Grundcharakteristika in einem äußerst geringen Maß an Institutionalisierung besteht. Im Gegenteil kommt es zu einer „Institutionalisierung der Anomie“, der Regellosigkeit: „Jeder künstlerisch Schaffende [ist] ermächtigt [...], seinen eigenen *nomos* in einem Werk zu stiften, welches das (völlig beispiellose) Prinzip seiner Wahrnehmung in sich trägt“¹⁷⁶. Institutionalisierung ist damit ein Widerspruch zur autonomen Kunstproduktion.

¹⁷² Bourdieu (1999), S. 129

¹⁷³ Bourdieu (1983), S. 338

¹⁷⁴ Bourdieu (1999), S. 204

¹⁷⁵ Bourdieu (1999), S. 155

¹⁷⁶ Bourdieu (1999), S. 114

Die Autonomisierung der Wissenschaft im 19. Jahrhundert

An verschiedenen Stellen¹⁷⁷ betont Bourdieu, dass seine Beschreibung des Feldes der kulturellen Produktion nicht nur Künstler, sondern auch Intellektuelle einschließt, namentlich genannt werden meist die Philosophen. Einige Besonderheiten der Autonomisierung der Wissenschaft sollen trotzdem kurz angesprochen werden.

Die Philosophen sind stellvertretend zu sehen jedenfalls für die Geisteswissenschaftler und wohl auch für alle anderen Wissenschaftler, die in einem meist vom Staat geschaffenen „Raum der wissenschaftlichen Muße“ (scholé) arbeiten können, z.B. in der Grundlagenforschung. Für das Feld der Intellektuellen ist jedoch weniger die „allseitige Abgrenzung“ das wichtigste Autonomiekriterium, sondern vielmehr die Zweckfreiheit ihrer Arbeit, und damit die Loslösung von materiellen Produktions- und Arbeitszusammenhängen, also ihre Arbeit als freies (Gedanken-) Spiel. Eine Parallele zum künstlerischen Feld ist dagegen der Distinktionsmechanismus der Revolution innerhalb des Feldes, d.h. der Zugang zum Feld geschieht über die Dissidenz zum momentan dominanten Pol des philosophischen/ wissenschaftlichen Denkens.

Aber auch diese Autonomie des intellektuellen Feldes ist nicht selbstverständlich und quasi-natürlich, sondern historisch entstanden. Dieser Entstehungsprozess wird von den Intellektuellen selbst verdrängt, die damit blind geworden sind für eine wichtige Voraussetzung ihres eigenen Status. Charakteristisch für eine von den Konkurrenzzusammenhängen des Machtfeldes autonome Wissenschaft ist die Abkehr von einer praktisch-konkreten Logik des Handelns und Glaubens zu einer Logik der theoretischen Betrachtung und Diskussion. Im 19. Jahrhundert entstand die Autonomisierung der Wissenschaft dadurch, dass der Staat Wissen nachfragte, und dass die Wissenschaftler deshalb den praktischen Teil ihres Wissens verkaufen konnten. Die Gewinne wurden dazu eingesetzt, sich „nach und nach von unmittelbaren materiellen Sorgen zu befreien“. So entstand eine Abhängigkeit des Machtfeldes von der Wissenschaft, der sie, da ihrerseits keine materielle Abhängigkeit mehr gegeben war, mit „individueller und kollektiver Autonomie“ begegnen konnte¹⁷⁸. Es entstanden zahlreiche autonome Felder (Jura, Ökonomie, Wissenschaft, Kunst) mit jeweils eigenen Gesetzen und einem jeweils eigenen Anspruch auf Universalität dieser Gesetze, d.h. Abgrenzung nach außen, den

¹⁷⁷ Vgl. z.B. Bourdieu (1983), S. 323, Fußnote 7, Bourdieu (1999), S. 254, Bourdieu (2001), S. 28 ff.

¹⁷⁸ Bourdieu (2001), S. 31

anderen Feldern gegenüber. Die Felder hatten spezifisches kulturelles Kapital, das u.a. dazu eingesetzt wurde, den Zugang zum Feld zu kontrollieren. Als konstitutiv für das autonome Feld der Intellektuellen kann deshalb gelten, dass, wer zu diesem Feld gehört, „von allen Zwängen und Abhängigkeiten erlöst“ sein muss, dass dort ausschließlich „die Freunde an der Hingabe, zum Ruhm und zur Schönheit des Schauspielles“ als Motiv gilt, und dass die „Forderungen der Wirklichkeit“ nichts zu gelten haben.¹⁷⁹

Diese Grundhaltung drückt sich beispielsweise in der herablassenden Haltung der Philosophie gegenüber empirisch angelegten Ansätzen in der Soziologie aus, so dass in der feldspezifischen, autonomen Hierarchie die gedankenbasierte, theoretische Philosophie weit über der empiriebasierten Soziologie steht, die ohne Rückgriff auf die Welt nicht betrieben werden kann und mit Zahlen und Daten arbeitet. Das autonome Hierarchisierungsprinzip des intellektuellen Feldes lautet: Je praktischer umso niedriger (weshalb z.B. auch die Universitäten ganz deutlich in der spezifischen Hierarchie über den Fachhochschulen stehen, während das Ansehen von Außerhalb des Feldes, aus der praktischen Perspektive einer Profession, oft genau umgekehrt ist).

Die Implikationen für das Messen von Wissenschaft liegen auf der Hand: Einerseits (auf einer politischen Ebene) kann ein Messversuch als Angriff auf die (inhaltliche) Selbstbestimmung des Forschens und Denkens gesehen werden, als Versuch, den/die Forscher/in für ökonomische und/oder politische Zwecke zu vereinnahmen. Zum anderen (auf einer strukturellen Ebene) bedeutet ein Messversuch der Wissenschaft gegenüber einen Angriff auf ihre Freiheit von Anwendbarkeit, auf ihr Recht, in alle, auch un- (ge-) brauchbare Richtungen zu denken (das die Grundvoraussetzung für ihre Kreativität ist), auf die originäre, schöpferische Kraft des Wissenschaftlers - kurz, auf das Recht, in einem von den Zwängen der Welt ausgenommenen Raum Gedankenspiele ohne Kontrolle zu betreiben.

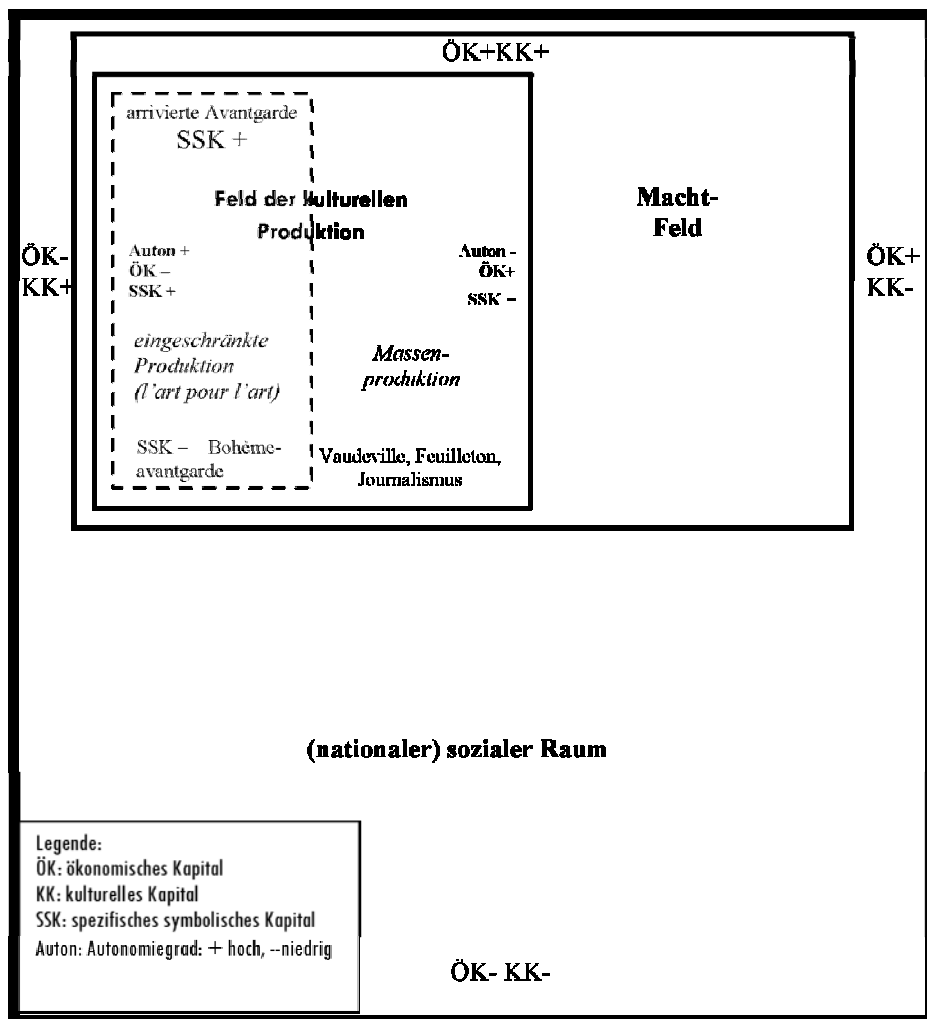
3.2.3 Die autonomen Felder kultureller Produktion

Im Folgenden wird die Struktur der (in Bourdieus Sinn) ausgereiften kulturellen Felder dargestellt.

¹⁷⁹ Bourdieu (2001), S. 32

Grobstruktur und Einbettung der kulturellen Felder

Jedes kulturelle Feld ist mit anderen Feldern interdependent. Zunächst gilt das für das umgebende Machtfeld und den betrachteten sozialen Raum insgesamt. Diese Beziehung stellt Bourdieu graphisch folgendermaßen dar:¹⁸⁰



Das bedeutet: Die Felder kultureller Produktion liegen im oberen Teil des gesamten gesellschaftlichen Raumes (der sozialen Klassen). Sie sind deshalb Teil und

¹⁸⁰ Bourdieu (1999), S. 203

umgeben vom allgemeinen Machtfeld, in dem politische und ökonomische Kräfte und Regeln wirken. Allerdings sind sie eher am dominierten Pol des Machtfeldes angesiedelt; den dominanten Pol okkupieren Positionen mit schwerpunktmäßig ökonomischem Kapital¹⁸¹. Kulturelle Felder sind in sich keineswegs hierarchielos, sondern besitzen eine feldspezifische Hierarchisierung, deren Pole durch unterschiedliche Machtzusammensetzung gekennzeichnet sind. Im Subfeld der eingeschränkten Produktion (Produzenten für Produzenten) gilt als Hierarchisierungsfaktor ausschließlich das spezifische symbolische Kapital des Feldes, d.h. z.B. das Ansehen eines Künstlers bei anderen Künstlern oder das Ansehen einer Wissenschaftlerin in ihrer Disziplin¹⁸².

Die Binnenstruktur der kulturellen Felder wird von folgenden Eigenschaften bestimmt:

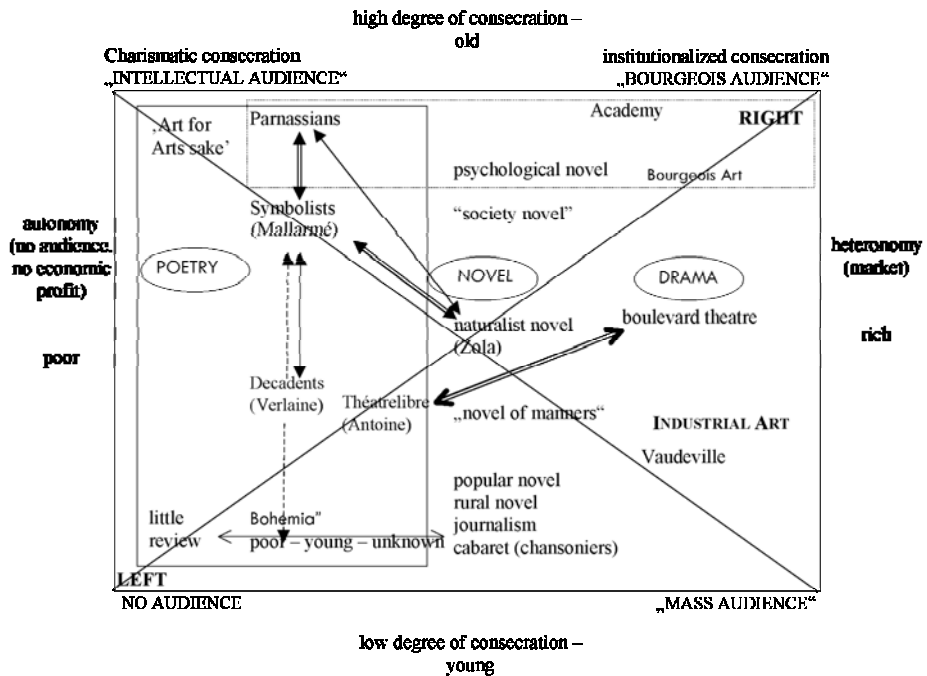
Hervorstechendstes Merkmal ist die „umgekehrte Ökonomie“ der kulturellen Felder. Sie entsteht direkt aus der Negierung des dominanten ökonomischen Feldes und der dominanten Ästhetik der gesellschaftlich arrivierten Künstler. Ihr Grundsatz lautet: Je mehr ökonomisches Kapital (Geld) und soziales Kapital (gesellschaftliches Ansehen) ein/e Künstler/in bekommt, umso geringer ist das *spezifische symbolische* Kapital (Ansehen *als* Künstler *unter* Künstlern), das er/sie erhält.¹⁸³ Das folgende Schaubild verdeutlicht die Zusammenhänge am Beispiel des literarischen Feldes im Frankreich des 19. Jahrhunderts¹⁸⁴:

¹⁸¹ Bourdieu (1983), S. 319

¹⁸² Bourdieu (1983), S. 320

¹⁸³ Bourdieu (1983), S. 322

¹⁸⁴ Quelle: Bourdieu (1983), S. 329



In dieser (bei näherer Betrachtung überaus aufschlussreichen!) Graphik lässt sich zunächst eine Hierarchie der Gattungen ausmachen: am heteronomen Pol (d.h. dort, wo die Werte und Regeln des Machtfelds gelten) steht im Beispiel das meist bürgerliche Theater, das ein großes Publikum erreichte und enorme Profite einbringen konnte. In der Mitte befindet sich der Roman, und am autonomen Pol (dort, wo ausschließlich die eigenständigen „Regeln der Kunst“ gelten) steht die Lyrik, die zwar völlig brotlos war, deren Vertreter aber „Helden der Kunst“ werden konnten.¹⁸⁵ So entsteht am autonomen Pol ein eigenes Subfeld, das „Feld der eingeschränkten Produktion“, in dem für ein Publikum innerhalb des eigenen Feldes, also für andere Produzenten, produziert wird. Hier ist das spezifische symbolische Kapital (d.h. das Ansehen der Künstler unter Künstlern) am größten. In vertikaler Richtung ist das Feld nach seiner spezifischen Hierarchie, dem Ausmaß an künstlerischem Ansehen, gegliedert: oben rechts die arrivierte bürgerlich-institutionalisierte „Mainstream“-Literatur, oben links die jeweilige „klassische“ (d.h. bereits akzeptierte) Avantgarde. Im unteren Bereich der Künstler mit wenig Anerkennung finden sich am linken (autonomen) Pol die Bohemiens als publi-

¹⁸⁵ Bourdieu (1983), S. 328

kumslose Helden der Kunst und am rechten (heteronomen) Pol die gering geschätzten Unterhalter eines ungebildeten Massenpublikums.

Das Publikum selbst besitzt also eine bestimmte soziale Qualität, die sich danach bemisst, wie hoch sein feldspezifischer Wissensstand ist, d.h. wie viel Kunstverstand es besitzt. Das bedeutet: zuviel Erfolg oder Erfolg beim falschen (z.B. bürgerlichen oder proletarisch/ungebildeten) Publikum bedeutet einen Statusverlust für den/die Künstler/in, weil die soziale Qualität seines/ihres Publikums sinkt¹⁸⁶. Auch das autonome Feld der eingeschränkten Produktion ist also in sich stark hierarchisiert. Hier gilt als ästhetisches und symbolisches Hierarchisierungsprinzip das der Dissidenz und der demonstrativen Unterscheidung. Wer also neu ins Feld drängt, muss sich von dem, was bisher schon distinkte Avantgarde war, durch noch mehr Distinktion absetzen (Häresie, z.B. „Junge Wilde“) und verweist die bisherige Avantgarde damit von ihrer symbolisch hochwertigen Herausforderposition auf eine geringwertigere Position der Orthodoxie (z.B. die klassische Moderne oder arrivierte Avantgarde)¹⁸⁷.

Am heteronomen Pol des Feldes können zwei verschiedene Legitimationskriterien für die Arbeit eines Künstlers gelten: einmal die gesellschaftlich dominanten Kriterien (d.h. der Beifall des Machtfeldes in Form von sozialem Kapital (Ansehen), institutioneller Anerkennung (Posten und Titel) und ökonomischem Erfolg) und zum anderen das Kriterium der Popularität (die einfachen Leute mögen es, es „spricht dem Volk aus dem Herzen“). Am autonomen Pol gibt es nur *ein* Legitimationskriterium, und das ist das Ansehen bei anderen Künstlern, das spezifische Kapital, das nur die Peers verleihen können. „Erfolg“ gemessen an den anderen beiden Kriterien (Renommée oder Popularität) wird als Anpassung und/oder Kommerzialisierung gewertet und führt zum Verlust des feldspezifischen symbolischen Kapitals.¹⁸⁸ Erfolg am autonomen Pol ist mit Entsagung der beiden heteronomen Legitimationskriterien verknüpft, so dass die „Loser wins“-Regel gilt – je weniger Publikum, je ärmer und unverständener der/die Künstler/in, umso höher sein/ihr Status auf der autonomen Hierarchie.

Der Kampf um das spezifische symbolische Kapital ist umso härter, als die kulturellen Felder häufig durch die anderen Kapitalsorten nur sehr schwach gegliedert sind. So existieren z.B. häufig gar keine Zugangsbeschränkungen durch objektiviertes kulturelles Kapital in Form von spezifischen Bildungsabschlüssen

¹⁸⁶ Bourdieu (1983), S. 327

¹⁸⁷ Bourdieu (1983), S. 333 f.

¹⁸⁸ Bourdieu (1983), S. 331 f.

(bzw. im Gegenteil: die „Diplome“ institutionalisierter Kunst-Ausbilder werden unter Umständen sogar eher mit Herablassung betrachtet).

Die Autonomie eines (kulturellen) Feldes ist nach Bourdieu umso größer, je dominanter die autonomen Hierarchierungsregeln, also hier die umgekehrte Ökonomie, sind.¹⁸⁹ Es ist ein Zeichen für eine ausgeprägte Autonomie, wenn sich selbst die Akteure am heteronomsten Pol des Feldes (also z.B. ein Bestsellerautor oder ein Filmstar) nicht ganz den autonomen Regeln entziehen können, also immer wieder ihre Unabhängigkeit vom Publikumsgeschmack und ihre ästhetische Eigenständigkeit betonen müssen.

Ein zentrales Kennzeichen der umgekehrten Ökonomie (das auch für das Messen von Kultur von besonderer Relevanz ist) besteht im unterschiedlichen Zeithorizont für die Realisierung von Gewinnen. Am heteronomen Pol eines kulturellen Feldes können über den Markt kurzfristig ökonomische und soziale Gewinne realisiert werden: ein Musical, das sich plangemäß aus den roten Zahlen spielen muss, ein Popalbum, das millionenfach vorbestellt wird, die Bilder eines Künstlers, um die sich der Kunstmarkt reißt. Am autonomen Pol des Feldes gilt ein langfristiger Zeithorizont für die Auszahlung von Investitionen: zunächst ist der Künstler unbekannt und seine Arbeit brotlos, und das muss auch so sein, damit er sein symbolisches Kapital als „Verkannter“ einfahren kann. Seine Bestätigung (und damit die Rechtfertigung des symbolischen Kapitals) erfährt der/die Künstler/in erst nach längerer Zeit, wenn das Publikum „reif“ für seine/ihre Arbeit ist (möglicherweise tritt dieser Punkt erst post mortem ein). Dann können aber durchaus ökonomische Gewinne in beträchtlicher Höhe realisiert werden, nur eben nach einer längeren Investitionszeit.¹⁹⁰

Erzeugende und vermittelnde Akteure

Bei den Akteuren eines kulturellen Feldes kann es sich, wie erwähnt, um Personen, Gruppen oder Institutionen handeln. Sie wirken auf unterschiedliche Art an der Produktion von Kultur mit.

Im Zentrum der Betrachtung stehen zunächst die Akteure, die im Wortsinn kulturelle Objekte (ein Gedicht, einen Aufsatz, eine Inszenierung, ein Gemälde, ein Forschungsprojekt) erschaffen. Diese „erzeugenden“ Akteure sind häufig Personen: SchriftstellerInnen, KomponistInnen, PhilosophInnen, MalerInnen oder

¹⁸⁹ Bourdieu (1983), S. 321

¹⁹⁰ Bourdieu (1999), S. 228-235

WissenschaftlerInnen. Es kann sich aber auch um Institutionen handeln, z.B. ein Theater, eine Künstlergruppe oder ein Forschungsinstitut.

Erst mit dem zweiten Blick werden die Akteure eines Feldes wahrgenommen, die nicht erzeugend, sondern vermittelnd tätig sind. Sie bringen zwar nicht selbst kulturelle Gegenstände hervor, unterstützen aber ihre Produktion, Präsentation, Distribution und nicht zuletzt ihre Deutung: Galerien, Verlage, Museen, Bibliotheken, Lehranstalten, Fachzeitschriften. Obwohl meistens Institutionen im Vordergrund stehen, können auch hier Einzelpersonen auftreten: die eigenständige Verlegerpersönlichkeit, die Galeristin, die gleichzeitig Kommunikatorin oder Anregerin ist, der Literatur- oder Kunstkritiker mit großer Medienpräsenz, die Journalistin, die in mehreren Jurys zur Vergabe von Preisen sitzt.

Durch die europäische Vorstellung vom Künstler als gänzlich freiem Genie, das aus sich selbst heraus autonom und voraussetzungslos originelle Kunstwerke erschafft, werden diese vermittelnden Akteure in der klassischen Kulturbetrachtung nicht als Teil der Kulturproduktion betrachtet. Bei Bourdieu rückt jedoch ihre Funktion in den Vordergrund: Er bezeichnet sie nicht als „Produzenten der Werke“, sondern als „Produzenten *der Bedeutung und des Werts* der Werke“¹⁹¹. Sie gehören zu den „manifestations of the field as a whole, in which all the powers of the field, and all the determinisms inherent in its structure and functioning are concentrated“¹⁹². Mit anderen Worten: diese Einrichtungen produzieren zwar – in der Regel – keine eigenen Kulturobjekte (Forschungsarbeiten, Kunstwerke, Literatur), aber sie übernehmen eine entscheidende Rolle im Spiel um die Frage: Was ist Kunst? (oder „echte“ Wissenschaft).

Durch ihre autonome Stellung ist Kunst auf „ein ganzes Gefolge von Kommentaren und Kommentatoren“¹⁹³ angewiesen – denn sie erschließt sich ja Außenstehenden jetzt nicht mehr einfach nach deren Wertkriterien. Bourdieu hebt in diesem Zusammenhang den „magischen Charakter“ von Kunst hervor, besonders am Beispiel des „Ready-mades“, eines Gegenstandes, der einfach vom Künstler zu Kunst erklärt wird. Das kann ohne ein „Universum der Zelebrierenden und Gläubigen“¹⁹⁴ nicht funktionieren. Die vermittelnden Akteure des kulturellen Feldes (die Kunst/ Wissenschaft registrieren, bewahren, präsentieren und untersuchen) sind maßgeblich an der Erzeugung dieses Kreises von Gläubigen beteiligt – und werden dadurch qua ihrer vermittelnden Funktion *doch* Produzenten von Kultur:

¹⁹¹ Bourdieu (1983), S. 318 f., Hervorhebung der Verfasserin

¹⁹² ebenda

¹⁹³ Bourdieu (1999), S. 275

¹⁹⁴ Bourdieu (1999), S. 274

„Der Diskurs über das Kunstwerk ist kein bloß unterstützendes Mittel mehr zum besseren Erfassen und Würdigen, sondern ein Moment der Produktion des Werks, seines Sinns und seines Werts.“¹⁹⁵ Auch wenn die Akteure der Peripherie also keine Kultur-Objekte hervorbringen, so erzeugen sie dennoch Kultur.

Die vermittelnden Akteure helfen nicht nur zu definieren, „was Kunst ist“ – sie übernehmen auch eine Mittlerrolle zu den Konsumenten der Objekte und produzieren die Rahmenbedingungen und Gegebenheiten, in der kulturelle Gegenstände konsumiert bzw. rezipiert werden: die Möglichkeit des Zugangs zu ihnen (Sammlung), auch eine gewisse Bewertung (Auswahl und Präsentation), sowie, auf einer grundsätzlichen Ebene, die Formung des Kunst- oder Wissenschaftsverständnisses der Menschen, die die Werke rezipieren.

Dies alles läuft darauf hinaus, dass der Anteil der produzierenden Akteure am Entstehen von Kunst oder Wissenschaft relativiert wird zugunsten eines komplexen Geflechts von Beziehungen und Positionen im Feld. Dadurch wird den vermittelnden Akteuren sowie den Relationen der erzeugenden Akteure untereinander ein großer Einfluss auf die Positionierung des/der einzelnen KünstlerIn/WissenschaftlerIn und auf die Gestaltung seiner/ihrer Werke zugesprochen.¹⁹⁶

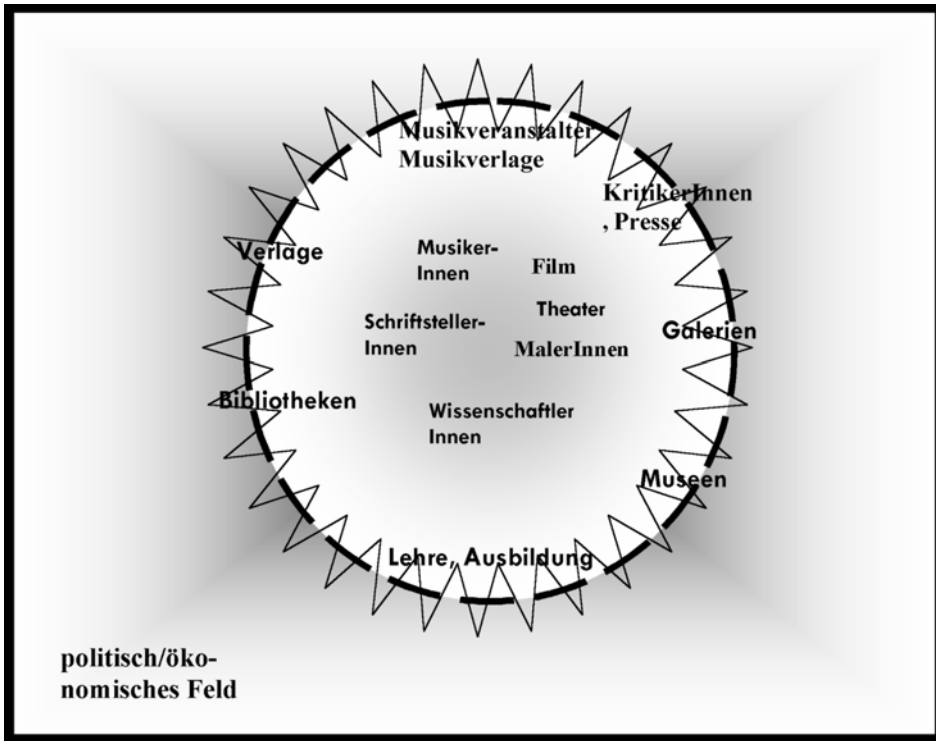
Grundsätzlich müssen die Vermittler immer eine Diskrepanz zwischen den gegensätzlichen Gesetzen des kulturellen Feldes und denen des Machtfeldes aushalten; diese Diskrepanz ist umso größer, je weiter am autonomen Pol sich die „vermittelten“ (verlegten, ausgestellten, gesammelten) Künstler positionieren. Denn dort ist die umgekehrte Ökonomie am ausgeprägtesten, und umso größer ist die Diskrepanz, die die Mittler zwischen den beiden unterschiedlichen Ökonomien auszuhalten haben. Im vermittelnden Bereich stoßen die umgekehrte Ökonomie der Kultur und die externe Ökonomie des Machtfeldes zusammen; die Kulturmittler agieren im Bereich dieser Kollision. Sie tragen die ökonomischen und politischen Regeln des Machtfeldes ins kulturelle Feld hinein, üben dadurch Druck auf die Kulturschaffenden aus – und bekommen ihrerseits von beiden Feldern Druck zu spüren: die Bedrohung des Machtfeldes – Bankrott bzw. Mittelentzug und Abwicklung – und die Bedrohung des kulturellen Feldes – Verachtung und Entzug der Kooperation („die Diskreditierung, die der Exkommunizierung oder dem Ruin in anderen Feldern gleichkommt“¹⁹⁷).

¹⁹⁵ Bourdieu (1999), S. 276

¹⁹⁶ vgl. dazu Bourdieu (1993) a

¹⁹⁷ Bourdieu (1999), S. 115

Folgende Graphik verdeutlicht die Zusammenhänge (innen=erzeugend, außen=vermittelnd):



Auf die Position der vermittelnden Akteure des Feldes wird deshalb so detailliert eingegangen, weil sie sich zwar homolog zu den Positionen ihrer vermittelten KünstlerInnen oder WissenschaftlerInnen positionieren, sie aber eben bei weitem nicht so autonom wie diese sind – über die Abhängigkeit vom Markt oder von einer finanzierenden Trägereinrichtung aus dem Machtfeld sind sie auch mit deren Ökonomie verbunden. Bei den vermittelnden Institutionen setzen demnach oft Messinstrumente an, weil hier der Druck der Rechtfertigung nach außen besonders groß ist.

3.2.4 Zusammenfassung

Aus den Arbeiten von Bollenbeck und Bourdieu ergibt sich, dass die Autonomisierung kultureller Felder wahrscheinlich deswegen so verhältnismäßig erfolgreich war, weil es sich um einen Prozess handelte, der sowohl von einer breiten gesell-

schaftlichen Entwicklung *außerhalb* der kulturellen Felder getragen wurde (der „symbolischen Vergemeinschaftung“ und Etablierung des Bürgertums), als auch von Akteuren *innerhalb* der kulturellen Felder selber (zur Herausbildung einer gesicherten Position im sozialen Gefüge). Der Autonomisierungsprozess konnte deshalb gelingen, weil er aus beiden Perspektiven Sinn machte, d.h. eine Funktion erfüllte. Die sozialgeschichtliche Betrachtungsweise beider Autoren dekonstruiert damit allerdings die traditionelle Vorstellung von „autonomer“ Kunst und Wissenschaft – es entstanden zwar soziale Kulturfelder mit eigenständigen Gesetzen, aber *dass* diese sich autonomisierten, beruht auf diversen, ihrerseits *gar nicht* autonomen, sondern sozial sehr gut erklärbaren Positionierungs-, Differenzierungs- und Distinktionsbedürfnissen der beteiligten Akteure. Die Zurückweisung der geltenden Hierarchisierungsgesetze resultiert nicht in der Kultur als einem hierarchiefreien Raum, sondern einer *kulturspezifischen* Form der Hierarchiebildung. Einerseits bestätigen die beiden Analysen also den autonomen Charakter der in den kulturellen Feldern geltenden Gesetze, andererseits holen sie Kunst und Wissenschaft damit in das Geflecht sozialer Beziehungen zurück. Deshalb kann ihre Betrachtungsweise, auf Messversuche angewandt, Sachverhalte sichtbar machen, die ansonsten verborgen blieben. Auseinandersetzungen über Messinstrumente sind immer auch Auseinandersetzungen über Positionierungsversuche und Machtansprüche im kulturellen Feld und im Machtfeld.

Ein Unterschied zwischen Bourdieus und Bollenbecks Ansatz besteht in der politischen Bewertung der jeweiligen Prozesse (die sich u.a. aus der Größe der betrachteten Zeiträume ergibt): bei Bourdieu ist die Autonomisierung und das Nicht-Messbar-Werden der Kultur ein Akt der Modernisierung an der Schwelle zum 20. Jahrhundert, in vielen Beziehungen ein heroischer Kampf der Künstler und Wissenschaftler gegen die Dominanz des Machtfeldes und der Vorherrschaft des Ökonomischen, der letztlich erfolgreich verläuft (d.h. es entsteht Autonomie im Sinne eines dauerhaften, eigenständigen „nomos“ des Kunstfeldes). Bei Bollenbeck ist die Entwicklung des deutschen Deutungsmusters der „autonomen“ Kultur ein Akt, dessen politische Bedeutungen und Verortungen im Laufe der Zeit stark schwanken. Zur Zeit der Verbürgerlichung und Loslösung vom Absolutismus ist die Deutung „Kultur ist, was keine ökonomischen und politischen Funktionen erfüllt“ ein Instrument der Modernisierung und Emanzipation; im Verlauf des folgenden Jahrhunderts, mit dem Aufstieg des Wirtschaftsbürgertums und der Etablierung des Bildungsbürgertums in staatlichen Strukturen versteinert das Deutungsmuster dann in weiten Teilen zu einem Akt der Regression und zu einem Sicherungsinstrument für die dominante Position des Bürgertums (von dem sich

dann die moderne Kunst wiederum autonomisieren – dem Deutungsmuster entziehen – muss.)

Bourdieu überschätzt meiner Meinung nach dabei die Ausschließlichkeit des Gesetzes der „umgekehrten Ökonomie“ seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. Gerade aufgrund des Autonomisierungsprozesses war und ist es Künstlern und Intellektuellen in vielen Situationen möglich, sich – aus einer „externen“ Position – zur Politik zu äußern. Analog verwandelte sich die Abgrenzung von der Ökonomie in manchen Kunstbereichen in ein *Spiel mit* der Ökonomie (z.B. in der Pop Art), in dem die Gesetze der Ökonomie beispielsweise durch Imitation sichtbar gemacht werden sollen¹⁹⁸. In anderen Kulturbereichen (die erst entstanden sind, nachdem die Phase der „Sakralität“ von Kultur bereits im Niedergang begriffen oder schon vorbei war) gilt die umgekehrte Ökonomie nicht oder nur eingeschränkt, z.B. in der Popmusik oder im Film, wo es möglich ist, populär, reich und erfolgreich zu sein *und gleichzeitig* ein symbolisch hochbesetzter Held des Feldes (z.B. die Beatles, Bruce Springsteen oder Madonna, oder – für den Film – Alfred Hitchcock). Nichtsdestoweniger bilden sich zweifelsohne auch in Feldern der Popkultur eigenständige Hierarchisierungs- und Distinktionsmechanismen heraus¹⁹⁹.

Bollenbeck dagegen *unterschätzt* in seinem Schlusskapitel meiner Meinung nach die heutige Relevanz des „alten“, engen Kulturbegriffs, der dort noch vorhanden ist, wo noch gar keine Auseinandersetzung mit dem weiten Kulturverständnis stattgefunden hat (z.B. bei kulturfernen Personen, die aber, z.B. in der Politik, über Kultur zu entscheiden haben)²⁰⁰ – oder der unterhalb eines modernen, aber in vielen Fällen vielleicht nur aufgemalten, weiten Kulturverständnisses noch latent präsent ist und bei Bedarf schnell wieder reaktiviert werden kann (z.B. beim Bedürfnis nach einer „Leitkultur“). Immerhin stellte z.B. Hans-Georg Gadamer noch 1960 fest, dass das „allgemeine Bewusstsein von den Wirkungen des Geniekultes des 18. Jahrhunderts und der Sakralisierung des Künstlertums, die wir für die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts charakteristisch gefunden haben, noch heute bestimmt‘ bleibt.“²⁰¹

Es ist also festzustellen, dass die Gegensätze, die im Autonomisierungsprozess geschaffen wurden, bis heute die Wahrnehmung von Kunst und Wissenschaft bestimmen, also kollektive Denkmuster geprägt haben – und zwar nicht nur im kulturellen Feld. Es ist durchaus auch umgekehrt so, dass Wirtschaftswissenschaft-

¹⁹⁸ vgl. Baudrillard (1990)

¹⁹⁹ vgl. Spex (2001)

²⁰⁰ was z.B. auch durch den Erklärungsbedarf belegt wird, dem KulturwissenschaftlerInnen bezüglich ihres Fachs häufig begegnen

²⁰¹ Hans-Georg Gadamer: Wahrheit und Methode (1960) S. 98f.

ler, Statistiker, Naturwissenschaftler oder Soziologen heute noch zunächst mit größter Zurückhaltung reagieren, wenn sie zur Anwendung ihrer Instrumente auf den Bereich der Kultur aufgefordert werden. Die Autonomisierung der Kultur hat insofern funktioniert, als Akteure, die dem kulturellen Feld fern stehen, heute noch in der Regel *selber* davon überzeugt sind, dass ihre Instrumente im Bereich der Kultur nicht anwendbar und valide sind, dass sie einfach nicht für die Kultur taugen, weil dort eben ganz andere, eigene Gesetzmäßigkeiten gelten. Die Messversuche, die es in Bezug auf die Kultur an vielen Stellen gibt, spielen sich zwischen Akteuren ab, die deshalb schon zum Feld gehören, weil sie (nach Bourdieus Definition) am Kampf um die Grenze des Feldes und um Positionen im Feld beteiligt sind.

3.3 Zusammenhänge zwischen Autonomie und Messbarkeit von Kultur

Der Kunst/Kommerz- oder Wissenschaft/Nützlichkeits-Gegensatz, der einen großen Teil der Problematik des Messens in diesen kulturellen Feldern bestimmt, hatte und hat also eine strategische Funktion und Bedeutung für die gesellschaftliche Position der kulturellen Felder. Anhand dieser strategischen Bedeutung, (die Bourdieu historisch-analytisch offen legt; den Akteuren in der Situation ist sie nicht oder nur verschwommen bewusst²⁰²) lassen sich demnach die Kämpfe um Messinstrumente und –vorgänge besser verstehen und analysieren. Jede der oben dargelegten Facetten im Autonomisierungsprozess der Kulturfelder hat Implikationen für die Fragestellung nach der Messbarkeit von Kultur, die hier noch einmal zusammengefasst werden sollen.

Das zentrale Wahrnehmungsmuster besteht in der Vorstellung von Kultur als etwas von der Welt des Alltags, ihren Machtkämpfen und ihrem Nutzendenken Unberührtem, also von Kultur als einem eigenen Wertbereich, der unverbunden neben dem Wertgefüge von Ökonomie und Politik steht.

„Kultur“ ohne materielle Bestandteile bietet wenig Ansätze für Messversuche

Die Beschneidung des Kunst- und Bildungsbegriffs um alle gesellschaftlich/ politischen und ökonomisch/ nützlichen Komponenten verengt die Vorstellung von Kultur auf das rein Geistige, Innerliche, Individuelle. Die Kultur geht ihrer materiellen Komponenten verlustig. Dadurch soll die Kultur der Nutzbarmachung durch Staat und Kapitalismus entzogen werden. Dieses Sich-Entziehen drückt sich konkret aus im Postulat der Nicht-Messbarkeit von Kultur. Die Kultur dem Nützlichen zu entziehen, heißt jedoch auch, sie sich als spezifisch (bildungs-)bürgerliches Instrument zu sichern: wer die Verbindung zu Nutzen nicht ganz kappen kann, wird per definitionem von „reiner“ Kunst und Wissenschaft ausgeschlossen.

Die hohe funktionale Besetzung von Kultur macht sie „heilig“, d.h. unmessbar

Für das Bürgertum wird der Kulturbegriff ab dem 18. Jahrhundert mit vielfältigen und schwergewichtigen Bedeutungen besetzt. Kultur und Bildung sind der Kristal-

²⁰² „Im Bewusstsein des Schriftstellers ist der Raum der Positionierungen, den die Analyse rekonstruiert, nicht als solcher präsent; ansonsten müssten dessen Wahlentscheidungen wie bewusste Distinktionsstrategien interpretiert werden.“ Bourdieu, (1999), S. 154.

lisationspunkt für eine „symbolische Vergemeinschaftung“, d.h. das Herausbilden einer sozialen Identität. Sie werden zunächst zum Distinktionsinstrument dem Adel gegenüber und bieten die Möglichkeit, durch eine eigene, rein leistungsbezogene Hierarchie der starren Ständehierarchie entgegenzutreten. Schließlich wird die Gestaltungs- und Definitionsmacht über Kultur und Bildung zum Dominanzinstrument für das Bürgertum, um sozialen Druck von unten abzuwehren. Und schlussendlich bietet in Deutschland die Kultur den einzigen und zentralen Ansatzpunkt für nationalistische Ambitionen und Vereinigungsversuche. Der Kulturbegriff wird mit diesen Bedeutungen dermaßen hoch besetzt, dass die Kultur einen quasi-religiösen Status erlangt. Kunst und Bildung werden damit erhaben und „heilig“. Die Bedeutung von „heilig“ im ursprünglichen Wortsinn heißt „unberührbar“ – und das heißt hier unberührbar vor allem für das Banale, Alltägliche, Materielle, Nützliche – das heißt auch: unberührbar für alle Messversuche, die Kunst und Wissenschaft an die Wertsphären von Politik und Ökonomie anbinden würden.

Kultur hat eine kompensatorische Funktion – sie darf nicht gemessen werden

Insbesondere die Kunst bekommt aber auch noch eine andere Bedeutung, die zu ihrer Sakralisierung beiträgt:

„Autonome Kunst und expressive Selbstdarstellung der Subjektivität stehen vielmehr in einem komplementären Verhältnis zur Rationalisierung des Alltags. Sie übernehmen die kompensatorische Rolle einer ‚innerweltlichen Erlösung‘ [Herv. i. Orig.] vom Alltag und vor allem auch von dem zunehmenden Druck des theoretischen und praktischen Rationalismus“²⁰³

Die westlichen Gesellschaften erfahren im Nachhall der Aufklärung eine Rationalisierung des Denkens, die Mechanisierung und Industrialisierung der Arbeit, die Herausbildung einer rücksichtslosen Ökonomie – und andererseits einen wissenschaftlichen Positivismus sowie ungebremsen Fortschrittsglauben. Die Künste sollen dieser weitgehend „entzauberten Welt“ ihren Zauber zurückgeben²⁰⁴. Dies bestärkt den Status von Kunst als Quasi-Religion mindestens genauso wie der Zerfall der eigentlichen Religion bzw. des Glaubens im Lauf des 19. Jahrhunderts.

²⁰³ Max Weber: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Bd. 1 (1963), S. 555

²⁰⁴ Die Bedeutung von Kunst als Ersatzreligion hebt beispielsweise Ortland (2001) für den Geniekult hervor (Ortland (2001); S. 695 u. 698.

Vor der gnadenlosen Objektivierung und Ausnutzung der Welt und des Menschen musste mit der Kultur wenigstens ein Bereich gerettet werden. Wenn schon der Mensch von innen und außen, physisch, intellektuell und emotional vermessen wurde, sollten wenigstens seine Kunstwerke (als geniale, voraussetzungslose und unvergleichliche Schöpfungen) und die kollektive Kultur (als die „Seele eines Volkes“) von der Rationalisierung und Vermessung verschont bleiben. Kultur wurde unmessbar, weil der Vermessung der Welt dringend etwas entgegengesetzt werden musste, das *nicht* messbar war.

Vor diesem Hintergrund wird erklärbar, warum Messversuche im kulturellen Feld (auch wenn der sakrale Status heute verblasst ist) immer noch für Aufsehen sorgen – sie wenden auf die Kultur genau die empirischen und rationalen Urteilkriterien an, vor denen sie verschont bleiben soll und will. Bourdieu selbst machte diese Erfahrung immer wieder, wenn er sich mit soziologischen Methoden der Kunst oder der Wissenschaft näherte:

„Das Universum der Kunst ist ein Universum des Glaubens, des Glaubens an die Begabung, an die Einzigartigkeit des unerschaffenen Schöpfers, und der Einbruch des Soziologen, der verstehen und erklären will, wird darüber zum Skandalon, Entzauberung, Reduktionismus, mit einem Wort: Grobschlächtigkeit oder, was auf dasselbe hinausläuft, Sakrileg.“²⁰⁵

Die Klassifizierungen, die mit einem Messvorgang verbunden sind, die Einordnung des zu Messenden in eine Reihe mit Vergleichbarem, die Anwendung ein und der selben Methode auf verschiedene Messobjekte – dies alles führt dazu, dass in einem Messprozess eine Objektivierung des zu Messenden stattfindet. Der Mensch konnte dieser Objektivierung des messenden Blicks nicht entgehen – für Kunst und Wissenschaft (den Sphären des „göttlichen Genies“ und der „höheren Werte“) stellt der Akt der Objektivierung durch das Messen eine schwere Beleidigung dar, die abgewehrt werden soll.

Die „umgekehrte Ökonomie“ entzieht kulturelle Felder der Messbarkeit

Die Konstitution der „reinen“ kulturellen Produktion in Feldern mit umgekehrter Ökonomie, also in Feldern, in denen die Regeln der Ökonomie verneint oder (nach dem „loser wins“-Grundsatz) in ihr Gegenteil verkehrt werden, bedeutet, dass die Maßstäbe und Messungen der „richtig-herum-stehenden“ Ökonomie des

²⁰⁵ Bourdieu (1993a), S. 197

Machtfeldes dort nicht gelten *können*. Die umgekehrte Ökonomie macht die Felder kultureller Produktion zu einer abgegrenzten Sphäre und gleichzeitig *schützt* sie diese Felder vor dem Übergriff der Beurteilungskriterien des Machtfeldes. Der Aspekt, sich den Wertmaßstäben des Machtfeldes (in Form von Effektivität und Effizienz) zu entziehen, ist dabei weniger eine Konsequenz der Autonomisierung, sondern eins ihrer wichtigsten Ziele: die Kultur ist nicht unmessbar, weil sie autonom ist, sondern sie wurde autonom, weil sie (unter anderem) nicht messbar sein wollte. Aus der historischen Konfrontation der armen Künstler mit dem ökonomischen Feld wurde als Feindbild der Künstler die „Krämerseele“ und der unüberwindliche Gegensatz von Kunst und Kommerz konstruiert und zum bleibenden Denkmuster. Er diente dazu, sich der Dominanz des Ökonomischen zu entziehen.

Die Verneinung jeglichen gesellschaftlichen oder politischen Auftrags oder Verantwortung der Kunst wirkt sich ebenfalls auf Fragen des Messens aus. Die politische Verweigerung entstand einerseits aus Abscheu vor politisch opportunistischen Künstlern. Auf der anderen Seite standen verschiedene negative Erfahrungen: künstlerisches Engagement verkehrte sich in Unrecht und Grausamkeit (Revolution 1789), künstlerisches Engagement war vergeblich (Revolution 1848), oder künstlerisches Engagement für die „Gute Sache“ (soziale Verbesserungen) führte zu engstirnigen Normen und ästhetischen Einschränkungen für engagierte Künstler.

Die politische Abgrenzung impliziert, dass die Frage nach dem gesellschaftlichen Nutzen von Kultur nicht zulässig ist bzw. zurückgewiesen wird. Diese Frage (hat die Kultur eine gesellschaftliche Wirkung?) ist aber der Ausgangspunkt für die meisten Messversuche seitens des Staates für die Kultur, die er finanziert. Derartige Messversuche werden – neben der Vereinnahmung durch nichtstaatliche politische Anliegen – mit dieser Haltung also potentiell zurückgewiesen. Das spezifische Verhältnis von Staat und Kultur birgt die Grundlage für eine Diskussion um Messversuche seitens des Staates an staatlich finanzierten Kultur- und Bildungseinrichtungen. Die Frage nach der Berechtigung solcher Messversuche verweist auf eine Analyse der Formen, die dieses Verhältnis im Lauf der Zeit angenommen hat, also auf die Fragen von „Kulturstaat“, „Staatskultur“, „Staatsmäzenatentum“ und der Rolle von „Kultur“ im oder für einen Staat allgemein. Dieser Aspekt des Messens muss hier leider unberücksichtigt bleiben.

Die feldspezifische Hierarchisierung wird durch Messvorgänge gefährdet

Die „institutionalisierte Anomie“ des Kunstfeldes erhebt jeden Künstler zum Schöpfer seines eigenen „nomos“, jede Künstlerin zur Schöpferin von einzigarti-

gen Arbeiten mit einzigartigen Regeln und Bedeutungen. Die Distinktion nicht nur vom Machtfeld, sondern auch von allen anderen KünstlerInnen, ausgedrückt durch Attribute wie „originär“ und „einzigartig“, wird zum zentralen Existenzkriterium für „echte“ KünstlerInnen. Die Positionierung innerhalb des Feldes geschieht durch das ästhetische Sich-Absetzen von den anderen Akteuren. Auf diesen existentiellen Mechanismus verübt jeder Messversuch einen Anschlag. Denn Messen ist nicht denkbar ohne zwei Handlungen: a) Klassifizieren und b) Vergleichen (s.a. Kapitel 1.1). Messen bedeutet, dass Kunst und KünstlerInnen verglichen werden. Der Akt des Vergleichens negiert nun automatisch die Einzigartigkeit des künstlerischen Schaffens – und damit die Distinktions-, Positionierungs- und Existenzgrundlage der „reinen“ Künstler per se. Deshalb bedeutet das Messen von KünstlerInnen einen Angriff auf ihre Existenz und ihre Position im Feld.

Außerdem bestimmt ein Messvorgang durch die Festlegung der Grundgesamtheit des Gemessenen („alle Künstler“) eine Grenze des Feldes, nämlich wer Künstler ist und wer nicht. Dieser Vorgang der Grenzziehung (also den Zugang zum Feld zu regeln) ist aber nach Bourdieu ein grundlegendes Anliegen der Akteure *im* Feld. Ein Messvorgang, auch wenn er von „außen“ kommt, mischt sich also in die ureigensten Machtspiele *innerhalb* des Feldes ein und wird damit Teil des Spiels. Er wird dementsprechend umkämpft.

Die Eigenschaft von Kunst als sozialer Konvention wird von Messversuchen ignoriert

Bourdieu erklärt die Wirkung von Kunst als „Magie“ – sie entsteht nur durch einen gemeinsamen Konsekrationsakt einer Gruppe (z.B. von Kunstrezipienten), durch den Glauben, dass dieses ihnen vorgestellte Objekt konsekrationswürdig und also ein Kunstwerk ist. Kunst beruht auf dem „kollektiven Glauben“ eines Feldes an die „Macht des Magiers“²⁰⁶ d.h. des Künstlers. Kunst entsteht durch Anerkennung, symbolisches Kapital. Diese soziale Konstruktion von Kunst muss unter materialistisch-empirischen Forschungsinstrumenten entweder in sich zerfallen, oder sie drängt sich – beispielsweise bei Reputationsmessungen – auf unschöne Weise vor die Arbeit der Künstler, da die Qualität künstlerischen Schaffens damit weitgehend irrelevant wird (vgl. Kap. 4.2).

Bourdieu's Vorstellung, dass durch einen Akt sozialer Konvention bzw. Konsekration festgelegt wird, was Kunst ist, entspricht weitgehend der Auffassung der Institutionalistischen Kunsttheorie. Die Vertreter dieser Theorie weisen darauf

²⁰⁶ Bourdieu (1999), S. 273 f.

hin, dass ein „Kunstwerk“ – spätestens seit Duchamps Urinal – sich in nichts mehr von einem gewöhnlichen Gebrauchsgegenstand unterscheiden muss. Ein Bestandteil von Kunst besteht in ihrer *Umwertung* des Profanen, indem sie alltägliche Gegenstände aus der Alltagssphäre in die Kunstsphäre (z.B. einen Ausstellungsraum) transferiert²⁰⁷. Das heißt: Kunst entsteht durch das Nebeneinander unterschiedlicher Wertsysteme und durch den Übergang eines Gegenstandes von einem Wertsystem ins andere. Wenn durch einen Messvorgang das künstlerische Wertsystem ignoriert wird, dann wird aus dem Kunstwerk Urinal wieder ein gewöhnliches Urinal, und die Kunst verschwindet.

Messvorgänge stehen im Widerspruch zu formalen Charakteristika der Felder

Auf einer eher formalen Ebene ergibt sich als Konsequenz aus der anomischen Struktur kultureller Felder, dass z.B. „reine“ Kunst nicht institutionalisiert denkbar ist. Dies wiederum erfordert die rigorose Zurückweisung von Messversuchen durch bereits bestehende (staatliche, gesellschaftliche) Institutionen – z.B. Akademien, offizielle Preise, Statistiken, Wettbewerbe – aber auch die Weigerung, sich selbst in irgendeiner Form zu institutionalisieren (Berufsverband, Vereine o.ä.), wie es im 19. Jahrhundert fast alle Berufsstände und Professionen getan haben. Eine derartige Institutionalisierung ist jedoch die notwendige Grundlage für eine *selbst* kontrollierte Eigenevaluation in irgendeiner Form. Ohne ein gemeinsames Gremium ist keine Methodendiskussion, ohne institutionalisierte Kooperation ist keine kontinuierliche Datenerhebung möglich. Widerstand gegen Institutionalisierung schließt Widerstand gegen Messvorgänge mit ein.

Ein weiteres, für die Durchführung von Messungen hochgradig relevantes Problem stellen die unterschiedlichen Zeithorizonte der kulturellen Felder dar. Messen ist immer zeitbezogen, d.h. es wird ein zu betrachtender Zeitraum für den Messvorgang willkürlich abgesteckt. Messvorgänge, die aus dem Machtfeld kommen, sind auch an den Zeithorizonten des Machtfeldes ausgerichtet: am kameralistischen Haushaltsjahr, an einer Rentabilitätsrechnung, am Verhältnis von Investition und Nutzen. Diese Zeithorizonte sind in der Regel kurz, ein bis maximal fünf Jahre. Daraus ergibt sich das Problem, dass die wesentlich längeren Zyklen der kulturellen Produktion für derartige Messvorgänge schlicht unsichtbar sind: weder die teilweise extrem langen Produktionszeiträume (Jahre oder Jahrzehnte bis zum Abschluss eines Romans) noch die Zeiträume zur Realisierung von Ge-

²⁰⁷ vgl. Ullrich (2001)

winnen (Effekte, die ebenfalls erst nach Jahrzehnten auftreten – oder ganz ausbleiben können) sind mit kurzfristig ausgerichteten Messinstrumenten zu erfassen.

Die Bedeutung von Messversuchen ergibt sich aus dem sozialen Gesamtgefüge

Wie das Messen insgesamt, ist die politische Verortung von Messprozessen in kulturellen Feldern nicht eindeutig möglich, sondern hängt von der Gesamtsituation im sozialen Raum ab. Folgendes Beispiel soll das verdeutlichen:

Durch den deutschen Begriff der Bildung zieht sich der Gegensatz zwischen Bildung als der freien Menschwerdung des Individuums und Bildung als Abrichtung auf einen Beruf. Dieser Gegensatz bekommt im Laufe der Zeit ganz unterschiedliche soziale und politische Implikationen:

- Zunächst (Ende des 18. Jahrhunderts) übernimmt er eine Emanzipationsfunktion gegenüber dem absolutistischen Herrscher und der Vereinnahmung durch seinen rigiden Kameralismus. Hier ist er pro-modern zu verorten. Es entsteht daraus eine eigenständige bürgerliche Identität. Durch die damit verbundene anti-aufklärerische Haltung bekommt sie gleichzeitig einen anti-rationalistischen Zug.
- Die Ablehnung der Idee von „nützlicher“ Bildung verweigert sich der Nutzbarmachung des Menschen durch den aufkommenden Kapitalismus. Sie wendet sich (durch die Abgrenzung von England und Frankreich) gleichzeitig zum Kern eines nationalistischen Selbstbildes.
- Aus dem emanzipativen wird ein elitäres Element, wenn das Bürgertum gegen Ende des 19. Jahrhunderts seine dominante gesellschaftliche Stellung verteidigt, indem eine eindeutige Hierarchie zwischen (eher „anwendungsbezogenen“) naturwissenschaftlich/technischen Ausbildungen und (eher „anwendungsfernen“) geisteswissenschaftlich/philosophischer Bildung fest etabliert und institutionalisiert wird (Deutlich in den Hierarchiepaaren Gymnasium – Realschule, Universität – Fachhochschule), wenn damit also eine Art „umgekehrter Ökonomie“ der Wissenschaften entsteht: je anwendungsbezogener / potentiell lukrativer Bildung ist, umso niedriger rangiert sie auf der kulturellen Hierarchieskala der Wissenschaften.

Die klare Hierarchie zwischen „reinen“ geisteswissenschaftlich/philosophischen Fächern und den anwendungsbezogenen Disziplinen wird bei einem Messversuch im wissenschaftlichen Feld auf den Kopf gestellt, wenn sich beispielsweise die Soziologie anmaßt, die Philosophie zu beurteilen. Für einen derartigen Messver-

such gibt es dann zwei Interpretationsmuster: Geht man von einer Situation aus, in der die Geisteswissenschaften symbolische Dominanz ausüben, dann ist die Zurückweisung messender Verfahren durch die Philosophie ein restaurativer Akt, der Erkenntnis blockiert, um die eigene Position zu sichern. Geht man jedoch von einer gesellschaftlichen Dominanz praxis-, nutzen- und effizienzorientierter Denkweisen aus, dann ist der Messversuch ein Usurpationsversuch des Ökonomischen, dem sich die Philosophie entziehen muss, um einen kulturellen Niedergang zu verhindern.

4 Messprozesse in kulturellen Feldern

4.1 Messinstrumente in kulturellen Feldern

Nachdem sich das letzte Kapitel fast ausschließlich der Frage gewidmet hat, wie die Kultur im Rahmen ihres Autonomisierungsprozesses „unmessbar“ wurde, scheint es zunächst paradox, in diesem Kapitel Messvorgänge in den kulturellen Feldern zu untersuchen. Hier liegt jedoch kein Widerspruch: Obwohl es mittlerweile etliche quantitative Instrumente im Kulturbereich gibt, haben die Autonomiebestrebungen von Kunst und Wissenschaft, was das Messen angeht, durchaus funktioniert: differenzierte Messinstrumente wurden überhaupt erst sehr spät (nach dem 2. Weltkrieg bzw. seit Mitte der 1960er Jahre) und verstärkt erst in den 1990er Jahren entwickelt; Messungen im Kulturbereich sind bis heute in keiner Weise selbstverständlich; sie sind besonders in den produzierenden Bereichen immer noch selten, und jede Messung verursacht eine starke und kontroverse Diskussion in der (Fach-)Öffentlichkeit. Kein/e Messende/r kann es sich leisten, die besonderen Umstände, die für Messungen im Kulturbereich gelten, zu ignorieren. Die Autonomiebestrebungen konnten das Messen also lange Zeit verhindern, und sie prägen bis heute die Messinstrumente und vor allem die Messprozesse entscheidend mit.

Wie solche Messprozesse in kulturellen Feldern aussehen, soll in diesem Kapitel anhand einiger empirischer Beispiele untersucht werden. Dabei stehen folgende Fragen im Mittelpunkt:

1. wie wirkt sich das Autonomiestreben der Felder auf den Messprozess aus? Welche Machtspiele und Positionierungen sind mit dem Messvorgang verbunden?
2. welche kulturellen Vorstellungen von „Kultur“ liegen den einzelnen Messverfahren zugrunde bzw. wie verändern sich diese Wahrnehmungsmuster von „Kultur“ durch die Messvorgänge?

Diese Fragestellungen machen es notwendig, bei der Betrachtung der Messinstrumente das Augenmerk weniger auf die Details der Messmethodik und auf die Messergebnisse zu lenken, sondern auf die Rahmenbedingungen der Messung. Ein Messinstrument für Kultur ist ein soziales Phänomen und hat deshalb *immer* zwei Bedeutungsebenen.

Auf der primären (methoden- und ergebnisbezogenen, operativen) Ebene werden Messergebnisse referiert und reflektiert. Auf der sekundären (strategischen)

Ebene der sozialen Positionierung spielen diese Ergebnisse keine oder kaum eine Rolle, sondern es geht um die Konsequenzen, die der Messprozess insgesamt für die Positionierung der beteiligten Parteien spielt. Im vorliegenden Kapitel wird fast ausschließlich die sekundäre Ebene der Messinstrumente thematisiert. Die ergebnisbezogenen Aspekte des Messens sind nicht weniger wichtig, sie stehen in dieser Arbeit aber nicht im Mittelpunkt der Betrachtung. Sie nehmen in den Fachdiskursen um Messinstrumente den breitesten Raum ein, deshalb richtet dieses Kapitel sein Augenmerk umgekehrt auf die strategische Ebene. Durch diese Perspektive treten an manchen Stellen strategische Eigenschaften von Messprozessen in den Vordergrund, die (in der Regel) *nicht* der (bewussten) Motivation der beteiligten Akteure entsprechen.

Die Betrachtung des Messprozesses als sozialem Prozess (vgl. Kap. 2.3.2) ist für das Messen von Kultur von besonderer Bedeutung, da hier – auf der Methodenebene – in der Regel die Messinstrumente noch kaum kodifiziert sind, sondern oft erst entwickelt und ausgehandelt werden müssen. Gleichmaßen sind auf der Ergebnisebene die Definitionen für „gute“ und „schlechte“ Kultur/Kunst/Wissenschaft in der Regel nicht konsensfähig; deshalb ist der Interpretationsprozess bei kulturellen Messungen von entscheidender Wichtigkeit: erst hier wird wiederum zwischen den beteiligten Parteien ausgehandelt, welche Bedeutung die Messergebnisse eigentlich haben.

Hieraus ergibt sich auch die Art der Objektivität, die ein Messvorgang im kulturellen Feld erzeugt. (vgl. Kap. 2.3.2.2) Der Begriff „Objektivität“ soll keinesfalls ad acta gelegt werden. In einem Messvorgang entstehen zweifellos Daten, die innerhalb des festgelegten Rahmens objektiv sind, weil sich die am Messprozess Beteiligten auf gemeinsame Regeln einigen. Je strenger, allgemeiner oder präziser die Regeln, umso größer das Ausmaß der Intersubjektivität / die „Objektivität“ der Daten. Deshalb müssen diese Regeln des Messinstrumentes (die Kennzahlen, Definitionen, Berechnungsmodi), die Kooperation der beteiligten Akteure und die Frage, in welchen Gremien sie entstanden sind, untersucht werden.

Im Folgenden werden zunächst die quantitativen Instrumente kurz mit den feldspezifischen Bewertungsmechanismen kontrastiert, um später ihre Abweichungen besser fassen zu können. Es schließt sich ein Überblick über die quantitativen Instrumente in den diversen kulturellen Feldern an. Eine bestimmte Klasse dieser Instrumente, die so genannten Rankings oder Ranglisten, werden detailliert untersucht; dafür wird ein Kriterien- oder Analyseraster aufgestellt.

4.1.1 Das Expertenurteil in Kunst und Wissenschaft

Dass quantitative Instrumente im kulturellen Feld eine untergeordnete Rolle gespielt haben und immer noch spielen, sollte nicht zu der Annahme verleiten, dass dort weniger Werturteile gefällt würden. Es gibt ausgebaut und etablierte feldspezifische Bewertungssysteme für Kunst und Wissenschaft. Gerade in den produzierenden Kernbereichen von Kunst und Wissenschaft, in denen quantitative Instrumente nur wenig Anwendung finden (Bildende Kunst, Darstellende Kunst, Literatur, Musik, Forschung) existiert ein weitverzweigtes System zur Vergabe von symbolischem (und teilweise ökonomischem) Kapital in Form von Wettbewerben, Preisen, Stipendien, Aufmerksamkeit in den Medien etc. Bei der Vergabe dieser Distinktionsmittel werden permanent Bewertungen und Urteile über Kunst- und Wissenschaftsprodukte gefällt. Sie entstehen jedoch nicht auf der Basis eines formalisierten und letztlich quantifizierenden Messprozesses, sondern in Form von Experten-, „Peer“- oder Kritikerurteilen. Auch wenn an einzelnen Bewertungen inhaltliche Kritik geübt wird, ist dieses System der (qualitativen) Expertenurteile als Distinktions- und Differenzierungsmechanismus etablierter Teil der kulturellen Felder.

Messen ist nach Porter eine „Vertrauenstechnologie“ (technology of trust). Es schafft durch soziale Übereinkünfte, Konventionen, Vereinbarungen, also durch die Herstellung von „Objektivität“, Wissen, das transportierbar und verallgemeinerbar und vor allem auch kontrollierbar ist. Derartige Technologien sind notwendig für große Gemeinwesen mit industrieller Produktionsweise, die über große Distanzen vernetzt sind. Dass das Messen sehr eindimensionales und reduziertes Wissen herstellt, ist der Preis, der dabei in Kauf genommen wird. Die Vertrauensstechnologie „Messen“ kontrastiert Porter vom Expertenurteil, welches qualitativ eigentlich besser ist (es ist aus reichhaltigen Erfahrungen gewonnen, vielschichtig, vernetzt, facettenreich, durch Intuition angereichert etc.). Das Expertenurteil ist aber eben personengebunden, das bedeutet, dass es den Anforderungen der oben beschriebenen Gesellschaftsform nicht genügt. Außerdem hat das Expertenurteil seine Kehrseite in Urteilen aus Willkür, Parteilichkeit und Vorurteil. Wenn in Feldern die Urteilsform des Expertenurteils vorherrscht, weist das nach Porter darauf hin, dass diese Felder einen hohen Zusammenhalt bezüglich Werten und Normen bzw. Identität und Selbstverständnis besitzen.²⁰⁸

Damit ein Kritiker-, Experten- oder Peer-Urteil in seinem Feld anerkannt wird, muss es idealerweise folgende Eigenschaften haben:

²⁰⁸ vgl. Porter (1995), S. 225-228

Das Urteil muss *unter den Qualitätskriterien des Feldes* gefällt werden. Es dürfen also nicht die Kriterien anderer Felder (ökonomische, politische, ästhetische Kriterien) benutzt werden. Die Anwendung der feldspezifischen Regeln (und damit die Wahrung der Autonomie des Feldes) wird dadurch gesichert, dass die Urteilenden in irgendeiner Form zum Feld oder seiner Peripherie gehören müssen. Um als Urteilende akzeptiert zu werden, müssen sie entweder selber KünstlerInnen oder WissenschaftlerInnen sein oder es früher gewesen sein bzw. die zugehörige Wissenschaft studiert haben (Literatur-, Kunst-, Musikwissenschaft etc). Sie müssen, mit anderen Worten, im Feld sozialisiert sein und die „doxa“ kennen.

Es findet keine „Objektivierung“ der beurteilten Produkte in dem Sinne statt, dass viele Produkte als grundsätzlich gleichwertig, d.h. vergleichbar, kategorisiert werden. Jedes beurteilte Produkt bleibt als einzigartiges Kunst- oder Forschungswerk in der Betrachtung und im Urteil erhalten. Dies wird dadurch erreicht, dass das Urteil (die Kritik, Review, das Gutachten, die Laudatio) genauso eng mit der Person des/der ExpertIn verbunden bleibt, wie das beurteilte Werk mit der Person des/der KünstlerIn verbunden ist. Das Urteil wird in einer Auseinandersetzung gefällt, in der sich Urteilende und Beurteilte 1:1 gegenüberstehen: das kann als „Coaching“- oder als „Duell“-situation wahrgenommen werden, es ist jedenfalls eine Auseinandersetzung zwischen grundsätzlich gleichwertigen Akteuren. Relevanz und Wirkung des Urteils hängen dadurch direkt von der Position des Urteilenden im Feld ab. Urteilende und Beurteilte arbeiten auf dieselbe Weise. Im Idealfall (Peer-Review) sind beide selbst ProduzentInnen im selben Feld.

Das Urteil muss – wie das Werk – ein Unikat sein. Jedes beurteilte Werk bekommt ein eigenständiges Urteil, und jedes Urteil ist genauso einzigartig wie das beurteilte Werk. Es kann zwar grobe Bewertungsmatrizen geben, aber es darf kein formalisiertes – „mechanisches“ – Bewertungssystem angewandt werden. Die Bewertungskriterien ergeben sich aus der Persönlichkeit des/der KritikerIn und werden nicht in eine Messmethodik hineinverlagert. Es können zwar für die Analyse einzelne Aspekte des beurteilten Werkes herausgehoben werden, aber das Urteil selbst ist ein „ganzheitliches“ Gesamturteil. Es steht immer das Urteil über ein Einzelwerk im Vordergrund und der Vergleich mit anderen Werken bleibt im Hintergrund. Das Urteil ist konkret, verbal und heuristisch. Eine Abstraktion oder Formalisierung des Urteils findet nicht statt.

Folgende Übersicht stellt die Urteilsarten differenzierend gegenüber:

ExpertInnen/Kritiker-Urteil	Mess-Urteil
<p><i>personenzentriert:</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • 1:1 Verhältnis von Beurteilendem und Beurteiltem • „Duell-“Relation • „geniehaft“, ganzheitlich, „kein“ Urteil (sondern Kommentar) 	<p><i>methodenzentriert:</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • 1: n Verhältnis zwischen Beurteilendem und Beurteiltem • Subjekt-Objekt-Relation • fragmentierend, analytisch
<p><i>konkret:</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • einzigartig, Unikat • verbal 	<p><i>abstrakt:</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • gleichartiges Urteil für viele • numerisch
<p><i>Kulturfeld-immanent:</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • Kriterien und Maßstäbe • Positionierung 	<p><i>Kulturfeld-fremd:</i></p> <ul style="list-style-type: none"> • Kriterien • Positionierung

Es muss noch einmal darauf hingewiesen werden, dass es sich bei diesen Eigenschaften um eine „Idealform“ der Beurteilung handelt. Diese Reinform der beiden Bewertungssysteme existiert in der Realität nicht. Freilich ist die Methodik eines Messurteils durch die Person des Messenden geprägt, und selbstverständlich urteilt ein/e ExpertIn oder KritikerIn mit denselben Maßstäben über mehrere durchaus verschiedenartige Kunstprodukte. Die Beschreibung von zwei Polen, zwischen denen die Urteile angesiedelt sind, dient dem Zweck besserer Analyse und ist modellhaft. Es existieren auch formale Mischformen zwischen den beiden Urteilsarten, z.B. das Urteil einer Jury aus mehreren ExpertInnen oder ein Kritikerspiegel, in dem mehrere Einzelurteile in einer Matrix zusammengefasst werden. Ausgehend von den Regeln für feldspezifische, akzeptierte Urteile ist es jedoch möglich, besser zu beurteilen, welche dieser Regeln durch quantitative Instrumente gebrochen werden und warum sie deshalb auf Widerstände stoßen.

4.1.2 Quantitative Instrumente im kulturellen Feld

Am Beginn des 21. Jahrhunderts existieren auch im kulturellen Feld zahlreiche quantitative Instrumente und Messverfahren. Hier soll zunächst eine Übersicht über die Arten der angewandten Verfahren gegeben werden. Dabei soll in einem Querschnitt dargestellt werden, wie Kulturdaten in den amtlichen Statistiken erfasst werden; danach folgt eine kurze Erläuterung der Messinstrumente, die in

den einzelnen Kulturbereichen vorhanden sind. Zum Schluss wird eine spezielle Untergruppe, die Ranglisten oder Rankings, genauer untersucht.

4.1.2.1 Erfassung von Kultur und Bildung in amtlichen Statistiken

Die unterschiedliche Relevanz, die Kultur (Kunst, Wissenschaft und Bildung) für den Staat haben, drückt sich in der unterschiedlichen Erfassung dieser Bereiche durch amtliche Statistiken aus. Dabei ist die Frage, wie kontinuierlich und ausführlich Daten vorliegen, genauso wichtig wie die Frage, durch wen die Daten erhoben werden. Da die Verantwortung für kulturelle Angelegenheiten sowohl im Deutschen Reich als auch in der Bundesrepublik Deutschland bei den Ländern und den Gemeinden lag bzw. liegt, gibt es entsprechende Daten auf mehreren Ebenen. Eine Untersuchung der Statistischen Jahrbücher des Deutschen Reiches bzw. der Bundesrepublik Deutschland ergibt beispielsweise folgendes Bild²⁰⁹:

- 1880-1937: *Kapitel „Unterricht“*: Volksschul- und Hochschulstatistik
- 1939/40: *Kapitel „Unterricht und Bildung“*, Schul- und Hochschulstatistik mit sporadischen Daten zur Buchproduktion (Börsenverein)
- bis 1954: Schul- und Hochschulstatistik. Erstmals: Ergänzung um grobe Daten zu Theatern und Orchestern und zu Zeitungen und Zeitschriften
- 1955: Schul- und Hochschulstatistik. Erstmals: Daten zu Filmtheatern
- 1956: Schul- und Hochschulstatistik. Eine Tabelle zu Theatern und Orchestern, Daten zu Rundfunk, Filmtheatern, Zeitungen und Zeitschriften
- 1957: *Kapitel „Kirchliche Verhältnisse, Unterricht und Bildung“*, Schul- und Hochschulstatistik. Erstmals Überblicksdaten zu Büchereien, Museen und Kunstausstellungen sowie zum Sport (Sportstätten und Mitgliedschaften in Vereinen)
- 1960: *Kapitel „Kirchliche Verhältnisse, Unterricht, Bildung und Kultur“*. Dieses Kapitel enthält jetzt neben der Schul- und Hochschulstatistik Daten über Volkshochschulen, Museen, Theater, die Buchproduktion, Filmproduktion und Filmtheater, Rundfunk und Fernsehen, wissenschaftliche und Öffentliche Bibliotheken,

²⁰⁹ Untersucht wurde das Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich von Band 1 (1880) – 59 (1942), das Statistische Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1 (1952) – 39 (1990), das Statistische Jahrbuch für das vereinte Deutschland 1 (1991) – 11 (2001)

Zeitungen, Jugendherbergen, den Deutschen Sängerbund und das Sportwesen. Diese Datenzusammenstellung bleibt erhalten bis 1989: seither heißt das Kapitel „Bildung und Wissenschaft, Kultur, Freizeit und Sport“.

Die Statistik auf nationaler Ebene verzeichnet also seit ihrer Institutionalisierung kontinuierlich Daten zur Schul- und Hochschulbildung. Diese Daten sind von den Behörden bzw. von den zuständigen Verwaltungsstellen selbst erhoben. Daten zu anderen Kulturbereichen tauchen (mit Ausnahme der Buchproduktion) erst nach dem Zweiten Weltkrieg und teilweise sporadisch auf. Der Begriff „Kultur“ wird erst seit 1960 von der nationalen Statistik als explizite Kategorie verwendet. Die Daten zu den aufgenommenen Kulturbereichen werden (abgesehen von der Schul- und Hochschulstatistik) *nicht* von der nationalen Statistikbehörde erfasst, sondern entweder a) von Fachverbänden des jeweiligen Feldes (Börsenverein des deutschen Buchhandels, Spitzenverband der Filmwirtschaft, Bibliotheksverband, Volkshochschulverband, Deutscher Bühnenverein, Deutscher Sportbund etc.) oder b), wo dies nicht der Fall ist, vom deutschen Städtetag.

Bis heute sind Übersichten über die Bereiche Kultur, Bildung und Wissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland nur aus einer Vielzahl von verstreuten und disparaten Datenquellen zu gewinnen. Die Hochschulstatistik ist gesetzlich geregelt, wohingegen die Teilnahme an Statistiken für Kultureinrichtungen freiwillig ist²¹⁰. So werden im „Strukturbericht zum Thema Kultur und Bildung“ des Verbandes Deutscher Städtestatistiker von 1987 in einem eigenen Anhang ca. 25 verschiedene Quellen für kulturstatistische Daten aufgeführt²¹¹ - dies noch *ohne* die Daten der statistischen Landesämter. Die Datenbasis einer Arbeitsmarktstatistik Kultur- und Medienbetriebe des Arbeitskreises Kulturstatistik nennt 15 Quellen für allgemeine Daten und 12 Datenquellen allein für den Bereich „Museen, Denkmalpflege und Archive“²¹². Überblickspublikationen mit Daten aus dem Kulturbereich erscheinen als Sonderpublikationen und nicht laufend; die Publikation von 1994 zu „Kultur in Deutschland“²¹³ (ohne Wissenschaft und Bildung) entstand im Rückgriff auf mehrere Dutzend unterschiedlicher Datenquellen. Der

²¹⁰ Gesetz über eine Statistik für das Hochschulwesen (HStatG) vom 02.11.1990, vgl. Strukturbericht (1998), S. 302

²¹¹ vgl. Strukturbericht (1987), S. 288-289

²¹² ArkStat-Homepage: Vorläufige methodische Bausteine für eine "Arbeitsmarktstatistik Kultur" und Datenquellen-Survey (1999). - http://www.kulturpolitik.de/amstat_kultur/amstat_survey.pdf (29.06.2003)

²¹³ Statistisches Bundesamt (1994)

zweite „Strukturbericht zum Thema Kultur und Bildung“ von 1998 macht Aussagen zu 15 Bereichen aus Kultur und Wissenschaft. Nur für 11 von ihnen liegt eine regelmäßig erhobene Statistik vor²¹⁴. Der Arbeitskreis Kulturstatistik e.V., dem rund 30 Institutionen des nicht-staatlichen Kultursektors angehören²¹⁵, beurteilt diese Situation als ein Manko, das sich auf die Vertretung der Interessen der kulturellen Felder bei staatlichen Entscheidungen negativ auswirkt. Der Arbeitskreis konstatiert:

„Eine regelmäßige Kulturfinanzstatistik - die es bisher nicht gibt - ist dazu dringend notwendig, damit die skizzierten Gefahren frühzeitig erkannt werden können. Wir brauchen eine neutrale Fachstelle, die unabhängig von amtlichen Blockaden in systematisch und übergreifender Weise effizient und schnell qualifizierte Datengrundlagen für die Kultur- u. Kulturwirtschaftspolitik bereitstellen kann. Verlässliche Informationen über den globalen, alle Finanzströme umfassenden Kulturhaushalt werden dringender denn je.“²¹⁶

Das heißt, dass es bis heute in der Bundesrepublik Deutschland keine *umfassende* institutionalisierte und regelmäßige Erhebung kultureller Daten gibt. Diese Tatsache ist sicherlich ein Indiz für die erfolgreiche Abgrenzung der Kultur; wo jedoch umgekehrt die Interessenvertretung und *Beeinflussung des Staates im Sinne der Kultur* mit Hilfe von Messdaten angestrebt wird, wirkt die mangelhafte Datenlage zu deren Ungunsten auf die kulturellen Felder zurück.

4.1.2.2 Quantitative Instrumente in den einzelnen kulturellen Feldern

Statistische Daten zu Ausstattung, Produktion und Nutzung von (öffentlichen) Kultureinrichtungen liegen also in unterschiedlichem Maße vor. Darüber hinaus gibt es dort, wo kulturelle Produktion im Rahmen einer öffentlich finanzierten Organisation oder Institution stattfindet, seit Ende der 90er Jahre feldspezifische Kostenrechnungskonzepte. Kultureinrichtungen in der Rechtsform einer GmbH oder eines Eigenbetriebs sind ohnehin verpflichtet, die kaufmännische doppelte Buchführung anzuwenden. Das Gegenstück zu den Kostenrechnungen zur Erfas-

²¹⁴ Strukturbericht (1998). Keine kontinuierliche Statistik gibt es für Kunstschulen, Musikschulen, Soziokulturelle Zentren und Kommunalarchive sowie für die Finanzierung und Ressourcen der Museen

²¹⁵ ArkStat-Homepage (29.06.2003)

²¹⁶ ArkStat-Homepage: Arbeitskreis Kulturstatistik e.V.: Pressemeldung vom 04.12.2002. - http://www.kulturpolitik.de/konf_berlin02/presstext2002-12-04.pdf (29.06.2003)

sung der Leistungsseite sind so genannte Produktpläne und Produktbeschreibungen für öffentlich finanzierte Kultureinrichtungen; diese wurden von Facharbeitsgruppen im Auftrag des Arbeitsinstituts der Kommunen, der KGSt, für alle kommunalen Kulturaufgaben modellhaft erarbeitet und liegen seit 1997 vor²¹⁷. Die Entstehung dieser Instrumente ist in engem Zusammenhang mit den Bestrebungen zur Verwaltungsmodernisierung zu sehen, die seit Anfang der 1990er Jahre betrieben werden. Kern dieser Modernisierungswelle ist es, einerseits mehr Eigenverantwortung seitens der einzelnen Verwaltungsbereiche (also auch der Kultureinrichtungen) zu erreichen, um andererseits mehr Transparenz in die Verwendung von Ressourcen und die damit erbrachten Leistungen zu bringen.²¹⁸ Transparenz besteht in diesem Zusammenhang aus numerischen Daten, die erbrachte Leistungen quantitativ beschreiben und Hinweise auf ihre Qualität geben. Etliche Kommunen haben auch Informations- und Controllingsysteme für ihre Verwaltungsbereiche implementiert. Es gibt jedoch keine Übersicht darüber, welche Verbreitung diese quantitativen Instrumente in Kultureinrichtungen mittlerweile haben.

Wo Kultur und Wissenschaft in Form von wirtschaftlichen Unternehmen funktionieren (Verlagswesen, Musikverlage, Filmwirtschaft, Galerien etc.) liegen ihrer Arbeit selbstverständlich nicht nur marktwirtschaftliche Erwägungen, sondern auch wirtschaftlich-finanzielle Informationsinstrumente zugrunde. Dass dort die Waage gehalten werden muss zwischen ökonomischen und feldspezifischen Entscheidungskriterien ändert nichts an der Notwendigkeit, ökonomische Daten zu erheben und zu beachten.

Theater, Musiktheater, Orchester

Seit Mitte der 60er Jahre existiert die Theaterstatistik des Deutschen Bühnenvereins, die jährlich erscheint. Die Betriebsstatistik enthält Daten zu Veranstaltungen, Premieren, Besucherzahlen und Finanzen der deutschen Theater. Die Werksstatistik erfasst die im Berichtsjahr aufgeführten Werke.²¹⁹ Die Theaterstatistik des DBV dient als Grundlage für die Theaterstatistik auf kommunaler, Landes- und Bundesebene.

Da mittlerweile nur noch 40 von 150 Theaterbetrieben als klassische Regiebetriebe geführt werden²²⁰, kann der Einsatz von betriebswirtschaftlichen Instrumen

²¹⁷ KGSt (1997)

²¹⁸ vgl. Wimmer (1995), S. 11-20

²¹⁹ DBV-Theaterstatistik (2002)

²²⁰ DBV-Theaterstatistik (2002)

ten in Theatern und Orchestern als weitgehend durchgesetzt gelten. Kostenrechnung für Theater gibt es schon seit den 1980er Jahren²²¹.

Die Theaterstatistik erfasst mit den Besucherzahlen auch die Publikumsresonanz der Inszenierungen; was die künstlerische Seite der Theater angeht, gibt es jedoch keine oder kaum Messinstrumente. Für den Bereich der darstellenden Kunst konnte kein formalisiertes, ausgearbeitetes Ranking gefunden werden. Allerdings gibt es z.B. Preise und Festivals, für die ausgewählt zu werden eine Auszeichnung darstellt. Davon abgesehen werden für die Theater (von der Zeitschrift „Theater heute“) und für Opernhäuser (von der Zeitschrift „Opernwelt“) am Jahresende in diversen Kategorien die „Best of“ des Jahres ermittelt, und zwar mittels Kritikerbefragung. Für „Theater heute“ wurden 2002 39 Kritiker befragt; die Kategorien reichen von „beste/r Schauspieler/in“ über „beste/r Regisseur/in“ bis hin zum Gesamttitel „bestes Theater“. Für jede Kategorie werden die Nennungen der Kritiker zusammengezählt, und es werden daraufhin die Plätze 1-3 vergeben. Im Prinzip liegt hier ein Mini-Ranking vor, das aus einer Art Kritikerspiegel entsteht. Dass das Ranking nicht auf Widerstände stößt liegt paradoxerweise daran, dass es *nicht* repräsentativ, *nicht* objektiv, und *nicht* nachprüfbar ist. Das Ranking besteht aus einer Kumulation von Expertenurteilen. Es erhebt von vornherein keinen Anspruch auf „Wahrheit“ oder „Objektivität“ und kann deshalb bestehen. Ähnliches gibt es auch bei der bildenden Kunst (vgl. Kap. 4.2.5).

Film, Fernsehen, Rundfunk

Für den Film erheben die Spitzenorganisation der deutschen Filmwirtschaft und die Deutsche Filmförderungsanstalt statistische Daten. Für Rundfunk und Fernsehen liegen ebenfalls Daten der Rundfunkanstalten vor. Dieser Bereich wird in entscheidend geprägt durch die Erhebung von Rezeptionszahlen: beim Film den Besucherzahlen, beim Fernsehen den Einschaltquoten, für die ein elaboriertes, aufwändiges und teures Messinstrument durch ein Marktforschungsinstitut dauerhaft institutionalisiert wurde²²². An dem Aufwand, der für das Messinstrument geleistet wird, zeigt sich die Relevanz, die diese Messungen für die Fernsehsender besitzen. Ihre Produktion ist dadurch weitgehend marktgesteuert; trotzdem wird nicht auf ein ausgebautes System von qualitativen Auszeichnungen verzichtet, die für eine symbolische Differenzierung sorgen (durch Jury-Urteil vergebene Fern-

²²¹ Hoffmann, Astrid: Rechnungslegung öffentlicher Theater in der Bundesrepublik Deutschland unter besonderer Berücksichtigung Ihrer Kostenrechnung. – Göttingen: Diplomarbeit, 1983

²²² vgl. <http://www.gfk.de>

seh- und Medienpreise; Filmpreise, die von Festivals auf nationaler oder internationaler Ebene vergeben werden; nicht zuletzt die „Oscars“). Diese Auszeichnungen werden wiederum publikumswirksam eingesetzt, wirken also auf den Markt zurück.

Journalistische Erzeugnisse (Zeitungen und Zeitschriften)

Hier sind die Mechanismen ähnlich wie bei Film und Rundfunk: das starke Gewicht quantitativer Daten (Auflagenzahlen) wird ergänzt durch ein System qualitativer Auszeichnungen und Preise.

Bibliotheken

Eine Übersicht über quantitative Instrumente im Bibliothekswesen enthält Kapitel 4.4.1

Museen

Die Situation bei den Museen ist besonders interessant, weil in diesem Bereich erst seit 1981 überhaupt eine kontinuierliche Statistik existiert²²³. Sie wird erhoben vom Institut für Museumskunde der Stiftung Preußischer Kulturbesitz und beschränkt sich in der laufenden Erhebung auf Besucherzahlen der Museen. Diese werden jedes Jahr durch jeweils andere zusätzliche Erhebungen ergänzt (z.B. 2001: Gründe für Zu- und Abnahme der Besucherzahlen, Öffnungszeiten, Eintrittspreise, Neue Medien). Die Besucherzahl ist bei den Museen die einzige spezifische Maßzahl, die für eine interne Gruppenbildung vorliegt (also keinerlei ressourcenorientierte Maßzahl, wie z.B. Art und Umfang der Museumsbestände, finanzielle und personelle Ressourcen etc.). Davon abgesehen gibt es sporadische Abfragen des Städtetags zu Ressourcen etc. der städtischen Museen, die letzte fand 1992 statt²²⁴.

Für den Museumsbereich konnte keinerlei Ranking ermittelt werden (nicht einmal ein Expertenspiegel), und auch über sonstige Auszeichnungen und Preise liegt wenig vor. Die erste bekannte Publikation zu einer Kostenrechnung für Mu-

²²³ Institut für Museumskunde: Publikationen - <http://www.smb.spk-berlin.de/ifm/pf.html> (29.06.2003)

²²⁴ Museumsstatistik (2002) S. 74

seen stammt aus dem Jahr 1998 und beschränkt sich auf Kunstmuseen²²⁵. Museen scheinen also derjenige Bereich institutionalisierter Kultur mit den wenigsten quantitativen und auch distinktiven Instrumenten zu sein. Über die Ursachen kann nur gemutmaßt werden: ein Grund könnte die erst in neuerer Zeit erfolgende Autonomisierung bzw. Professionalisierung dieses Feldes im Sinne eigenständiger Regeln und Ausbildungen sein. Dafür spräche beispielsweise, dass es auf nationaler Ebene erst seit kurzer Zeit fachspezifische Ausbildungen für Museologie gibt²²⁶ und ansonsten die im Museum Tätigen eher als Fachwissenschaftler sozialisiert sind.

Bildung, Hochschulen

Wie erwähnt sind Daten zur Schul- und Hochschulbildung von Anfang an in amtlichen Statistiken erhalten. Darüber hinaus wurden in den letzten 20 Jahren diverse Instrumente zum Kostenmanagement, Controlling etc. in Hochschulen entwickelt. Neben den untersuchten Hochschulrankings gibt es auch noch andere Benchmarking- und Vergleichsprojekte sowie ein umfangreiches Netz gegenseitiger Evaluation im Hochschulbereich. Darauf wird im Bereich Hochschulrankings näher eingegangen, vgl. Kapitel 4.5.5.

Bildende Kunst

Da bildende Künstler normalerweise nicht institutionalisiert sondern als Einzelpersonen arbeiten, ist hier die statistische Datenlage besonders diffus. Quantitative Daten stammen in der Regel aus allgemeinen Erhebungen wie dem Mikrozensus (Berufsstatistik), der Einkommenssteuerstatistik oder der Künstlersozialkasse. Als „betriebswirtschaftliches“ Recheninstrument existiert z.B. eine Berechnungssoftware für den Preis von Kunstwerken auf der Basis mehrerer Indikatoren (unter anderem – wie in der Renaissance, vgl. Kap. 3.2.2.1 – der Größe des Kunstwerks). Im Bereich der bildenden Kunst gibt es sehr wenige quantitative Instrumente, die feldspezifische Sachverhalte messen (Produktion, Inhalte, Erfolge). Das

²²⁵ Fehr, Michael, Haldimann, Ralf: Produkt: Museum : eine Kostenrechnung für (Kunst-) Museen ; entwickelt und begründet am Beispiel des Budgets des Karl Ernst Osthaus-Museums der Stadt Hagen. – Hagen: Neuer Folkwang Verl., 1998

²²⁶ Es existieren beispielsweise keine „Blätter zur Berufskunde“; ein grundständiges Studium ist nur an zwei Fachhochschulen, ein Aufbaustudium an einer Hochschule möglich. International wurde 1971 ein Berufsbild für Museologen erarbeitet, vgl. Waidacher (1999), S. 64

hat zur Folge, dass sich die bestehenden Instrumente rein auf die kommerzielle Seite der Kunst beschränken: in Form von Kunstmarktdaten, erzielten Auktionspreisen etc. Nutzungsdaten, allerdings nur für interne Zwecke, erhebt auch die Verwertungsgesellschaft Bild. In diesem Bereich ist das Netz von Preisen, Stipendien etc. besonders dicht. Auf das „Ruhmes-Ranking“ des Capital Kunstkompass und andere kleinere Rankings wird in Kapitel 4.2.5 eingegangen.

Literatur, Verlagswesen

Auch hier handelt es sich bei den ProduzentInnen um Einzelschaffende, deren Produktionsprozess und deren Produkte messtechnisch nicht erfasst werden. Wie bei der bildenden Kunst gibt es statt dessen ein ausgedehntes System von Preisen und Auszeichnungen. Zu erwähnen ist auch, dass das momentane „Kanonwesen“ im Bereich der Literatur besonders ausgeprägt ist. Was allerdings intensiv und weitläufig gemessen *wird*, ist die Verbreitung von literarischen Erzeugnissen und der Handel mit Literatur. Der Börsenverein des deutschen Buchhandels veröffentlicht seit 1951 jährlich in „Buch und Buchhandel in Zahlen“ ausgedehnte und detaillierte Daten zu vielen Aspekten der Buchproduktion und zum Buchabsatz. Vor 1951 gab es sporadische Vorläufer dieser regelmäßigen Reihe (z.B. 1937), die auch in die nationale Statistik übernommen wurden. Die Verwertungsgesellschaft Wort verfügt über genaue Nutzungszahlen von Druckwerken, die allerdings fast ausschließlich zur Berechnung von Tantiemen verwendet werden.

Davon abgesehen gibt es für den Literaturbereich ein starkes und sehr einflussreiches Messinstrument: die Bestsellerlisten. Für den deutschen Sprachraum werden sie seit 1961 durch den „Spiegel“ ermittelt; seit 1971 von der Fachzeitschrift Buchreport im Auftrag des „Spiegel“ (Hardcover) und des „Gong“ (Taschenbücher)²²⁷. Im Sinne des Bourdieuschen Feldmodells messen die Bestsellerlisten den heteronomen Pol des literarischen Feldes, also den Pol des ökonomischen und sozialen Erfolgs. Dass es bei Bestsellerlisten nicht nur um reine Verkaufshitlisten geht, wird daran deutlich, dass ein nicht-numerisches Kriterium entscheidend für die Aufnahme in die Listen ist: es muss sich bei den Werken um „eigenschöpferische Leistungen“ handeln. Durch dieses Kriterium soll verhindert werden, dass Nachschlagewerke (Duden), Ratgeber, modernes Antiquariat, Schul- oder Kinderbücher die 20 Plätze der Liste besetzen²²⁸. Obwohl also die Bedeutung von Hitlis-

²²⁷ Buchreport: Bestsellerlisten-Reglement. – (01.07.2003). - <http://www.buchreport.de/News.asp> (01.07.2003)

²²⁸ ebenda

ten für das Messen qualitativer Aspekte von Literatur in der Regel heruntergespielt wird, ist durch diese Regel dafür gesorgt, dass es in den Listen nur um „richtige“ Literatur geht. Interessant ist dabei, dass die Bestsellerlisten erst seit September 2001(!) auf der Grundlage einer vereinheitlichten Zählung ermittelt werden (nämlich der automatisierten Erfassung der Verkaufszahlen eines Panels von 250 repräsentativ ausgewählten Buchhandlungen²²⁹). Zuvor wurden sie (auch aufgrund nicht vorhandener Technik) auf der Basis von Befragungen einzelner BuchhändlerInnen erfasst, die bei der Ermittlung der gemeldeten Verkaufszahlen durchaus Ermessensspielräume hatten²³⁰.

Aufgrund der hohen Zahl von Neuerscheinungen, die in jeder Buchhandlung verfügbar oder bestellbar sind, entsteht bei Kauf von Literatur in jeder Kaufsituation eine hochkomplexe Entscheidungssituation für den/die KäuferIn. Daher kommt den Bestsellerlisten eine besonders hohe Orientierungsfunktion zu: sie reduzieren die Komplexität der Buchwahl, indem sie eine kompakte Vorauswahl präsentieren. Auf diese Weise dirigieren sie Kaufentscheidungen. In diesem Segment ist also die Rückwirkung des Messinstrumentes auf das, was es messen soll, besonders deutlich.

Musik, Musikverlage

Auch im Musikbereich stehen zwei Bewertungssysteme nebeneinander: Rezeptions-, d.h. Publikums- und Verkaufserfolge werden durch Hitparaden gemessen – wobei sich aus „der“ Hitparade (deren Ermittlungs- und Erhebungsmodi selbst eine interessante und aufschlussreiche Geschichte haben, in der sich die Machtverhältnisse auf dem Musiksektor deutlich widerspiegeln²³¹) im Laufe der Zeit viele verschiedene Hitparaden (Pop, Klassik (!), Country, Volkstümliche Musik etc.) herausdifferenziert haben. Auch hier gilt – wie für Bestsellerlisten – dass dies eine Form der Erfolgsmessung und gleichzeitig Erfolgsmeldung ist, die nicht zuletzt auf das Publikum gerichtet ist. Die Musik- und Buchverlage verfügen natürlich intern über viel differenziertere Rechnungs- und Controllingsysteme, die Entscheidungen über das inhaltliche Vorgehen mitbestimmen. Die feldspezifische,

²²⁹ Spiegel-online Kultur: Bestsellerliste. – 01.09.2001. - <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/0,1518,154585,00.html> (01.07.2003)

²³⁰ vgl. Federkiel- Plattform für Kulturschaffende: Bestsellerlisten (01.03.2001) <http://www.federkiel2000.de/bestsellerlisten.html> (01.07.2003)

²³¹ vgl. hierzu z.B. Chapple, Steve; Garofalo, Reebee: Wem gehört die Rockmusik?. – Reinbek: Rowohlt Berlin, 1980

künstlerische Bewertung erfolgt auch hier durch Preise und Auszeichnungen (Grammys, Music Awards etc.) samt deren Einspeisung ins Feld als Event.

4.1.3 Rankings als hochaggregierte Messinstrumente

Rankings (im angelsächsischen Sprachraum auch „ratings“) stammen aus dem Bereich der Finanzwirtschaft und bezogen sich anfangs (d.h. an der Wende zum 20. Jahrhundert) zunächst auf Lebensversicherungen und Schuldverschreibungen. Seit 1959 wird das Verfahren in den USA auf Hochschulen angewandt²³².

Eine allgemeine Definition oder methodische Festlegung darüber, was ein „Ranking“ ist, existiert zur Zeit nicht. Bayer bringt im Zusammenhang mit Hochschulrankings die Definition für „Ranking“ auf die Formel „Ranking = Evaluation + Informationsverdichtung“. Ein Ranking zeichnet sich danach dadurch aus, dass

„ein Kriterienkatalog durch ein Kennzahlensystem operationalisiert [wird], in dem die einzelnen Kennzahlen die Messung und Interpretation der Erfüllungsgrade einzelner Leistungsdimensionen durch einen Evaluator oder ein Team von Evaluatoren ersetzen sollen“²³³

Diese Definition beinhaltet zum einen die Unterscheidung zwischen Expertenurteil und formalisierter Datenzusammenstellung, zum anderen weist sie darauf hin, dass bei einem Ranking die erhobenen Kennzahlen durch einen mathematischen Algorithmus und durch statistische Standardisierungen immer weiter verdichtet werden, bis am Ende nur noch eine einzige Maßzahl übrig bleibt: nämlich der Rangplatz im Verhältnis zu den anderen gemessenen Objekten. Betrachtet man Messung also als Informationsselektion und –verdichtung, dann stellen Rankings Messinstrumente auf der höchsten Aggregationsstufe von Information dar – und damit auch mit dem höchsten Informationsverlust. Das macht ihre Anwendung auf kulturelle Felder (die sich eben genau gegen die Informationsreduktion des Messens verwahren) besonders brisant und interessant.

Eigenschaft eines Rankings ist nicht nur die hohe Informationsverdichtung, sondern auch der relationale Charakter der Messergebnisse. Rankings sind nur auf Gruppen von Objekten anwendbar, die als vergleichbar definiert werden; ein einzelnes Objekt lässt sich nicht ranken. Die Ergebnis-Maßzahl – der Rangplatz –

²³² Bayer (1999), S. 13

²³³ Bayer (1999), S. 17

ergibt sich aus der Relation eines Objektes zu den anderen einbezogenen Objekten. Das Ranking vermeidet auf diese Weise das Problem, eine fixierte Messskala für ein hochverdichtetes Messergebnis entwickeln zu müssen: es gibt kein „absolutes“ Messergebnis, sondern ein „relatives“ – aber nichtsdestoweniger ein einstelliges und damit höchstmöglich vereinfachtes Ergebnis. Durch ihren relationalen Charakter machen Rankings niemals nur Aussagen über *ein* Messobjekt, sondern sie fungieren gleichzeitig als Instrument zur Definition, Abgrenzung und Beschreibung von Objektgruppen. Sie wirken also in einem ersten Schritt gruppenkonstituierend, d.h. sie grenzen z.B. ein Feld ab oder ziehen Sichtbarkeitsgrenzen durch ein Feld (Kunstkompass, Bestsellerlisten). In einem zweiten Schritt beziehen sie sich auf das Einzelobjekt, indem sie ihm eine eindimensionale Rangmesszahl in der neu konstituierten Gruppe zuordnen.

In diesem Zusammenhang muss noch auf die momentan in großer Fülle entstehenden Kanones hingewiesen werden. Aus einer großen Menge von Kulturobjekten werden für einen solchen Kanon – in der Regel durch eine/n ExpertIn – die 100, 50, 20 oder zehn „besten“, „wichtigsten“, „größten“ Werke, „die man kennen muss“, ausgewählt. Derartige Bestenlisten – die unter- einander nicht mehr nach Rängen geordnet werden – gibt es insbesondere für Literatur (hier gleich zwei konkurrierende, marktwirksame Kanones von zwei einflussreichen Kritikerpersönlichkeiten gestaltet), für Wissen allgemein, für Popmusik sowieso, aber auch für moderne Kunst (vgl. Kap. 4.2.5), für Filme²³⁴, für die wichtigsten Frauen, Theater, Paare, Erfindungen, Gemälde, Photographen, Prozesse²³⁵, und jetzt für „den größten Deutschen“. Letzterer wird aus 100 vorgestellten „Deutschen“ demokratisch gewählt.²³⁶

Eine Bestenliste vollzieht den ersten Schritt der Rankings, die Gruppenbildung, weil sie aus einer großen Zahl von (Kultur-)Objekten einige wenige als „besonders wertvoll“ herausselektiert und damit eine Grenze zieht zwischen Beachtenswerthem und zu Vernachlässigendem. Der zweite Schritt – die Bewertung der Einzelobjekte – erfolgt entweder gar nicht oder aber heuristisch, verbal und qualitativ. Die Kanones unterscheiden sich von Rankings dadurch, dass dem formalisierten, regel- und datenbasierten Erstellungsalgorithmus ein Expertenurteil gegenübergestellt wird; man darf nicht vergessen, dass das „nicht-hintergehbare“ Expertenurteil die kulturspezifische Beurteilungsform ist, so dass dieses Vorgehen, wenn es

²³⁴ Die 100 wichtigsten Filme auf DVD. – Focus 50/2002

²³⁵ vgl. die Buchreihe „50 Klassiker“ des Gerstenberg Verlags

²³⁶ „Deutschland wählt den größten Deutschen“, Anzeige Börsenblatt des deutschen Buchhandels 27. März 2003, Buchpublikation zu drei gleichnamigen Fernsehshows im November 2003

sich um Kanones für Kulturobjekte handelt, der Akzeptanz keinen Abbruch tut. Die „Kanonitis“ wird von dem Kulturjournalisten Walter Grasskamp als Ersatz für die nicht mehr gegebene Kanonbildung durch eine führende Geschmacksträgerschicht in Form einer kulturellen Elite gewertet. Er betont ihre Orientierungsfunktion im postmodernen Kultur-Überangebot und deutet das Interesse an verbindlichen Kanones als „ein gewisses Heimweh nach einer kulturellen Verbindlichkeit“²³⁷.

Die hierarchische Informationsanordnung, die Rankings zugrunde liegt, ist nicht neu und nicht auf explizit so benannte Rankings oder Hitlisten beschränkt, sondern fügt sich in ein allgemeines Wahrnehmungs- und Orientierungsmuster ein. Vom „Klassenbesten“ über die „Sonntagsfrage“ hin zu Bundesligatabellen, von der „Inselfrage“ („Welche 10 Bücher/Platten/Filme würden Sie mit auf eine einsame Insel nehmen?“) bis zur statistischen Standardauswertung („nach Größenklassen“) ist diese Form der Strukturierung von Komplexität ein kulturelles Grundmuster, das im Grunde bis auf die Sequentialisierung des Zählens bzw. der Ordinalzahlen zurückgeht.

4.1.4 Analysekriterien für Messinstrumente

Aus den bis hierher dargelegten theoretischen Betrachtungen über Messprozesse und kulturelle Felder ergeben sich bestimmte Kriterien, die bei der näheren Betrachtung von Messprozessen untersucht werden müssen, wenn man verstehen möchte, was bei einem bestimmten Messvorgang in einem kulturellen Feld tatsächlich vor sich geht. Die beiden entscheidenden Fragestellungen sind hier:

- a) wie verlaufen die Machtspiele und Aushandlungsprozesse in diesem Messvorgang (hierfür sind besonders die Punkte 1,2 und 5 wichtig) und
- b) auf welche Weise wird Kultur im Messprozess „greifbar“ gemacht, d.h. welcher Modellvorstellung von Kunst/Literatur/Forschung/etc. unterliegt der Messprozess oder wie wird dieses Modell durch die Messung verändert (dies schlägt sich besonders in den Punkten 3,4 und 6 nieder).

1. Die Positionen im sozialen Raum:

- des/der Messenden
- des/der Gemessenen
- der Zielgruppe / der Adressaten

²³⁷ Grasskamp (2002), S. 2

- weiterer Kooperationspartner
- das Verhältnis der Beteiligten zueinander (Dominanz, Kapitalüberschuss, organisatorische Verknüpfungen)

2. Die Kooperation und Interaktion der beteiligten Parteien im Messprozess:

- wie entsteht das Messinstrument? (partizipativ / autokratisch)
- wie verlaufen die diversen Aushandlungsprozesse?
- in welcher Form soll / muss das Gemessene kooperieren?
- welche Folge hat Nicht-Kooperation?

3. Das Messinstrument:

- was wird wie gemessen? (welche Daten, Zahlen, Indikatoren, Berechnungen, Definitionen, Erhebungsmodi, Transformationen etc.)
- was wird wie gewichtet?
- (wie) sollen Qualitäten abgebildet werden?

4. Die Wirkung der Messergebnisse:

- in welcher Form werden die Ergebnisse publiziert und dargestellt?
- wie verläuft der Interpretationsprozess?
- kann das Gemessene an der Interpretation mitwirken?
- welche Konsequenzen kann die Messung für das Gemessene haben?
- welche Interdependenzen oder Rückkopplungseffekte entstehen zwischen dem Messinstrument und dem Gemessenen?
- wie wird der Verselbständigung der Ergebnisse entgegengewirkt?

5. Der Umgang mit dem Messen:

- (wie) wird das Messen thematisiert / problematisiert?
- mit welchen Argumenten wird das Messen legitimiert?
- wie transparent ist das Messinstrument?

6. Der Kontext des Messvorgangs:

- was sind die erklärten Anliegen der beteiligten Parteien?
- was könnten die nicht erklärten Anliegen sein?
- welche anderen Messinstrumente /-vorgänge existieren in diesem Feld?
- in welcher Beziehung steht das Ranking zu ihnen?

Aus der Bandbreite von quantitativen Instrumenten, die momentan in den kulturellen Feldern Anwendung finden, werden im Folgenden die Rankings herausge-

griffen und beispielhaft anhand dieser Kriterien analysiert. Das Kriterienraster wird dabei nicht streng mechanisch abgehandelt, sondern muss, um Verflechtungen und Zusammenhänge darstellen zu können, variabel angewendet werden, so dass die einzelnen Punkte zwar alle abgehandelt, aber z.T. unterschiedlich gruppiert und strukturiert werden.

4.2 Der Capital-Kunstkompass

4.2.1 Das Messinstrument

1970 veröffentlichte der Wirtschafts- und Kulturjournalist Willi Bongard in der Finanzzeitschrift „Capital“ erstmals den so genannten „Kunstkompass“. Dabei handelte es sich um eine Liste von 100 zeitgenössischen Künstlern, denen er nach einem einheitlichen System für ihre Präsenz in der Kunstszene „Ruhmespunkte“ zugeordnet hatte: je mehr Einzel- und Gruppenausstellungen sowie Kritiken in renommierten Fachzeitschriften der Künstler vorzuweisen hatte, umso mehr Punkte bekam er; je mehr Punkte, umso höher der Rang des Künstlers. Damit war es aber noch nicht getan. Bongard ermittelte zusätzlich, zu welchen Preisen die Werke der Künstler gehandelt wurden, und übertrug dann eine finanzwirtschaftliche Kennzahl auf die Kunstszene: analog dem Kurs-Gewinn-Verhältnis zur Bewertung von Aktien berechnete er das „Preis-Punkte-Verhältnis“ für Künstler ($\text{Preise} / \text{Punkte} = \text{PPV}$). Das PPV gibt an, wie viel DM ein Ruhmespunkt kostet. Je niedriger das PPV, umso „billiger“ waren die Werke des Künstlers, d.h. je niedriger das PPV, umso mehr „Ruhm“ kam auf eine investierte Deutsche Mark.

Seit 1970 wird der Kunstkompass jährlich (mit wenigen Unterbrechungen) in „Capital“ veröffentlicht. Nach dem Unfalltod von Willi Bongard 1985 übernahm seine Frau Linde Rohr-Bongard die Erstellung. Zur Illustration hier ein Auszug aus der Liste von 2002²³⁸:

²³⁸ Capital (2002), H. 23, S. 112

Die 100 Größten

Der Capital-Kunstkompass orientiert seit mehr als 30 Jahren über den schönsten, aber auch unübersichtlichsten aller Märkte. Das Informations- und Bewertungssystem zeigt zuverlässig die Trends von heute und morgen an.

Rang 2002	Rang 2001	Künstler	Alter	Land	Kunstform	Gesamt- punkte 2002	Punkte- zuwachs 2002	Preis in 1000 Euro	Preis- Punkte- Verhältnis	Preis- bewertung	Galerie- verbindung*
1	1	Polke, Sigmar	61	D	Malerei	39 960	2 850	150	3,8	***	Klein
2	2	Richter, Gerhard	70	D	Malerei	36 600	4 350	125	3,4	***	Jahn
3	3	Nauman, Bruce	60	USA	Skulptur/Video	34 320	3 950	70	2,0	**	Fischer
4	4	Trockel, Rosemarie	49	D	Neo-Konzeptkunst	32 700	3 100	17,5	0,5	*	Spruth/Magers
5	6	Sherman, Cindy	48	USA	Fotokunst	24 730	2 350	15	0,6	*	Spruth/Magers
6	5	Kabakov, Ilya	69	US	Installation	24 250	1 150	200	8,2	*****	Ropac
7	7	Bourgeois, Louise	91	USA	Skulptur	23 120	1 250	127,5	5,5	*****	Greve
8	10	Boltanski, Christian	58	F	Installation	22 870	2 100	29	1,3	**	Klüser
9	8	Rist, Pipilotti	40	CH	Medienkunst	22 550	1 150	15	0,7	*	Hauser & Wirth
10	8	Baselitz, Georg	64	D	Malerei	22 450	1 050	80	3,6	***	Werner
11	20	Gordon, Douglas	36	GB	Medienkunst	22 030	5 200	30	1,4	**	Lisson
12	16	West, Franz	55	A	Objektkunst	21 800	3 900	17,5	0,8	*	Grässlin
13	11	Kelley, Mike	48	USA	Kritische Kunst	21 100	400	42,5	2,0	**	Jablónka
14	19	Gursky, Andreas	47	D	Fotokunst	20 970	4 050	11,5	0,5	*	Spruth/Magers
15	14	Palk, Nam June	70	Korea	Video Art	20 200	1 900	125	6,2	*****	Mayer
16	12	Förg, Günther	50	D	Neo-Konzeptkunst	20 180	800	27,5	1,4	**	Fahnenmann
17	15	Viola, Bill	51	USA	Video Art	20 080	1 900	100	5,0	***	Cohan
18	13	Serra, Richard	63	USA	Skulptur	20 020	1 250	92,5	4,6	***	m
19	27	Ruff, Thomas	44	D	Fotokunst	19 550	4 150	7	0,4	*	Johnen & Schöttle
20	44	Kounellis, Jannis	66	GR	Arte Povera	19 050	5 650	125	6,6	*****	Klüser
21	17	Schütte, Thomas	48	D	Skulptur	18 950	1 200	25	1,3	**	Fischer
22	21	Wahl, Adolf	55	CH	Fotokunst	18 480	3 050	75	4,0	***	Johnen & Schöttle

Heute bekommen *alle* Künstler weltweit, über die Daten zur Verfügung stehen, Punkte zugeordnet. Daraus wird die Punkteliste erstellt, von der jedoch nur die ersten 100 Plätze als Kunstkompass publiziert werden. Das Messinstrument erfasst demnach weit mehr als 100 Künstler: die Datenbank wuchs im Lauf der Zeit immer mehr an und enthielt 2002 ca. 11.000 Künstler – aber nur die „100 Größten“²³⁹ (und einige besonders erfolgreiche Nachrücker) werden publiziert. Es werden grundsätzlich nur lebende Künstler erfasst; für Verstorbene gibt es seit 1992 eine Extra-Liste der 10 Erfolgreichsten²⁴⁰. Der Anspruch ist, Orientierung auf dem internationalen Kunstmarkt zu ermöglichen, d.h. es sind Künstler diverser Nationalitäten vertreten (dazu unten mehr).

Die Punktzahl, die ein Künstler erreicht, ergibt sich aus der Zahl seiner Einzelausstellungen in „wichtigen“ Museen (anfangs auch Galerien), der Teilnahme an „wichtigen“ Gruppenausstellungen, der Präsenz in „wichtigen“ Institutionen, sowie der Berücksichtigung in „wichtigen“ Kunstzeitschriften. In regelmäßigen Abständen wird veröffentlicht, welche Institutionen, Ausstellungen und Zeitschriften als „wichtig“ gelten und zur Punktevergabe herangezogen werden. Ihre Zahl hat sich von 102 im Jahr 1970 auf fast 300 im Jahr 2002 verdreifacht²⁴¹. Die ursprüngliche Liste der Institutionen wurde von Bongard auf der Basis einer Umfrage bei 106 deutschen und schweizerischen Kunstexperten zusammengestellt und von dieser Basis aus stetig erweitert. Auch der Grundstock der einbezogenen Künstler kam auf diese Weise zustande²⁴². Das Messinstrument bezieht also ausschließlich die Aktivität und Rezeption innerhalb des kunstvermittelnden Feldes ein. Sowohl die erzielten Marktpreise als auch gewonnene Kunstpreise und Auszeichnungen haben keinen Einfluss auf den Rang des Künstlers.

1995, zum 25-jährigen Bestehen des Kunstkompass, wurde eine Liste der Künstler veröffentlicht, die in der Zeit des Bestehens die höchste „Rendite“ erbracht hatten, d.h. deren Preise die höchste Steigerung erfuhren hatten. Zum Vergleich enthielt diese Liste²⁴³ auch die jährlichen Renditen der Feinunze Gold und deutscher Aktienfonds.

Listenartige Überblicke über Künstler, Kunstwerke und ihre Preise gab es schon vorher, allerdings nur für Künstler früherer Jahrhunderte und für die klassi-

²³⁹ Capital (2002), H. 23, S. 112

²⁴⁰ Rohr-Bongard (2001a)

²⁴¹ Die Liste aller einbezogenen Institutionen und Ausstellungen findet sich unter Capital-Homepage – Leben–Der aktuelle Kunstkompass 2002 - <http://www.capital.de/leb/art/173568.html> (17.07.2003)

²⁴² Baumann, (2001), S. 12

²⁴³ Rohr-Bongard (2001b), S. 107

sche Moderne, also bezogen auf Zeiträume, für die das Bewertungssystem bzw. der Kanon akzeptierter Künstler schon einigermaßen feststand. Anders sah es bei den zeitgenössischen KünstlerInnen und den neu und in immer schnellerer Abfolge entstehenden Kunstrichtungen aus. Dort war und ist das Geschehen, wie von Bourdieu analysiert, nicht durch Kanonisierung, sondern durch ständig neue Herausforderung geprägt: neue KünstlerInnen können sich im künstlerischen Feld über „Häresie“ oder „Revolution“ positionieren, deshalb ist ihre Nicht-Kategorisierbarkeit ein wichtiger Aspekt für die Akkumulation von symbolischem Kapital. Dies wiederum bedeutet, dass gerade die Nicht-Beurteilbarkeit neuer KünstlerInnen zum Grundproblem dieses Kulturfeldes gehört.

„Zweck dieses Informationssystems ist es, die Orientierung auf einem der unübersichtlichsten Märkte der Welt zu erleichtern, eben dem Markt für zeitgenössische Kunst.“ schrieb „Capital“ in der Presseerklärung zum ersten Kunstkompass²⁴⁴. Die – erklärte – Zielgruppe des Messvorgangs besteht also aus Akteuren *außerhalb* des künstlerischen Feldes („kunstinteressierte Laien“²⁴⁵). Für sie soll die enorm komplexe Kunstlandschaft, die alle Wertkonventionen (Beurteilungsrichtlinien) ignoriert oder verneint, mittels einer handhabbaren Entscheidungshilfe vereinfacht werden – ausgerichtet an der Entscheidungsfrage „(welche) Kunst kaufen?“.

Auch wenn in der Rezeption des Kunstkompass häufig von einem „ausgeklügelt“²⁴⁶ Punktesystem die Rede ist, handelt es sich doch um eine recht einfache Addition von Punktwerten für bestimmte Ereignisse (Gruppenausstellungen / Vertretung in wichtigen Institutionen und Museen), wobei durch unterschiedliche Punktzahl bestimmte Ereignisse höher gewichtet werden als andere (1970 zählte z.B. die Teilnahme an einer documenta 150 Punkte, die Teilnahme an anderen Gruppenausstellungen nur 50 Punkte; 2002 werden die Einzelausstellungen in 10 besonders renommierten Institutionen mit 800 Punkten gezählt, die anderen ca. 150 Museen zählen 650 Punkte etc.). Nicht nur die Auswahl der Einrichtungen, sondern auch ihre relative Gewichtung wird deshalb seitens der Messenden entschieden.

Die Punkte eines Künstlers werden nicht nur für ein Jahr berechnet, sondern umfassen einen längeren Zeitraum. 1970 geht die Betrachtung bis mindestens

²⁴⁴ zitiert nach: Baumann (2001), S. 12

²⁴⁵ Baumann (2001), S. 11

²⁴⁶ vgl. z.B. Bundesverband deutscher Galeristen e.V., http://www.bvdg.de/Meldungen/05_12_01.htm (30.03.2002) oder Die Zeit 13/2002, http://www.zeit.de/2002/13/Wirtschaft/200213_kunst_kapital.html (30.03.2002)

1951 zurück²⁴⁷. Jeder Künstler sammelt also ein Punktekonto über mehrere Jahre an. Daraus ergab sich für den Kunstkompass im Laufe der Zeit ein strukturelles Problem, das sein gesamtes Anliegen in Frage stellte. Angetreten war er ursprünglich mit der Absicht, in genau dem Segment des künstlerischen Feldes Orientierung zu schaffen, in dem das bis dahin kein anderes Instrument tun konnte: im Bereich der jungen, neuen Stilrichtungen und Künstler, der Häresien und Revolten. Andererseits sollten aber auch andauernde Erfolge und kontinuierliche Karrieren abgebildet werden, da es eben jene sind, die eine Geldanlage in den Künstler langfristig lohnend machen. Damit war der Kunstkompass also zwischen zwei gegensätzlichen Anliegen gefangen. Der Zwiespalt zeichnete sich dadurch ab, dass im Laufe der Jahre immer weniger neue Künstler den Einstieg in die „Top 100“ schafften. Das Problem wurde zunächst dadurch angegangen, dass 1980 und 1984 nicht die „normalen“ 100 Punktesieger veröffentlicht wurden, sondern die 100 Künstler unter 40 Jahren mit den höchsten Punktzahlen. Auf diese Weise gab es dann aber *zwei* Listen, eine Entwicklung, die mit dem Prinzip der höchstmöglichen Komplexitätsreduktion durch das Messinstrument kollidierte. Die Lösung besteht seit 1988 darin, dass in bestimmten Abständen „alte“ Punkte (vor einem festgelegten Stichjahr) verfallen, sich also die Konten von sozial gealterten Künstlern reduzieren. Eine derartige Punktberreinigung fand in den Jahren 1988, 1993 und 1999 statt. Seit 1999 gibt es zudem eine (nicht weiter transparent gemachte) Gewichtung, die neue Punkte höher wertet als alte²⁴⁸. Der Punktwert inkorporiert also eine beschränkte zeitliche Dimension des Erfolgs der Künstler.

Da die Regeln, nach denen die zeitliche Bereinigung geschieht, nicht aus den Daten erklärbar sind, und da mindestens zweimal in der Geschichte des Kunstkompass die Punktniveaus grundlegend verändert wurden²⁴⁹, sind keine kontinuierlichen Zeitreihen möglich und in manchen Jahren auch der Vergleich mit dem Vorjahr nicht. Dadurch ist zwar nicht die Aussagekraft des Kunstkompass in Frage gestellt (außer einer vermehrten Zahl von Neuzugängen, die ja angestrebt war, ergeben sich keine strukturellen Veränderungen) aber die Nachvollziehbarkeit und damit die Kontrollierbarkeit durch Außenstehende wird eingeschränkt. Die Regeln der Punktevergabe werden nicht-regelhaft verändert. Hier ist ein deutlicher Gestaltungsspielraum der Messenden gegeben.

²⁴⁷ vgl. das Berechnungsbeispiel für 1970 in Rohr-Bongard (2001), S. 41

²⁴⁸ „Um die aktuelle Entwicklung der Künstlerkarrieren stärker zu berücksichtigen, wurden die letzten Jahre stärker gewichtet.“ Methode 1999, in: Rohr-Bongard (2001), S. 122

²⁴⁹ 1970 wurden Punktwerte in den Größenordnungen von 20 bis 225 Punkten vergeben, 2002 in Größenordnungen zwischen 500 und 800 Punkten

Derartiger Gestaltungsspielraum zeigt sich ebenfalls in der Auswahl der erfassten Künstler und kunstvermittelnden Einrichtungen. Der Grundstock wurde, wie erwähnt, auf der Grundlage einer Befragung unter deutschen und schweizerischen Kunstexperten gelegt. Deren Blickwinkel beschränkte sich offensichtlich auf den westeuropäischen und nordamerikanischen Kunstmarkt, denn unter den ursprünglich aufgenommenen Institutionen finden sich genau zwei Gruppenausstellungen und zwei Galerien, die nicht in diesem Raum liegen. Dafür lagen von 18 einbezogenen Museen sechs in Deutschland und drei in den USA, von den 77 Galerien 13 in Deutschland und 23 in den USA. Bis zum Jahr 2002 hat sich zwar die Liste der untersuchten Einrichtungen verdreifacht, aber von den 164 Museen liegen immer noch 70 in Deutschland (USA: 24) und von ca. 130 Ausstellungen fanden 50 in Deutschland statt (28 in den USA). Genau zehn der insgesamt 300 Einrichtungen und Ausstellungen liegen in Südamerika, Afrika, Asien oder Osteuropa. Dementsprechend sind auch in den Bestenlisten deutsche und amerikanische Künstler besonders stark vertreten: 2002 waren 34 amerikanische, 24 deutsche, zwei osteuropäische, ein südafrikanischer, zwei südamerikanische und sechs asiatische Künstler auf der Liste; von Letzteren leben allerdings fast alle in westlichen Metropolen²⁵⁰.

Eine wichtige Veränderung des Kunstkompass im Laufe der Jahre ergibt sich auch daraus, dass in der „Urversion“ 77 von 102 einbezogenen Institutionen Galerien (also Verkaufsorte für Kunst) waren, während im Jahr 2002 keine kommerzielle Galerie mehr in der Liste enthalten ist; dort finden sich jetzt ausschließlich Museen und Kunstvereine. Dies zeugt von einer gewissen Verlagerung des Augenmerks auf von öffentlichen Einrichtungen konsekrierte Kunstwerke.

Es muss erwähnt werden, dass in der ersten Ausgabe des Kunstkompass 1970 eine Reihe von Künstlern enthalten war (und zwar teilweise auf den vorderen Plätzen), die in der zweiten Ausgabe entfernt wurden, weil „ihr Werk stilistisch eher der Kunst der 50er Jahre zuzurechnen sei“²⁵¹. Grundsätzlich sollten Künstler, deren Werk schon vor den neuen Stilrichtungen der 60er Jahre ausgereift war, nicht in den Kunstkompass aufgenommen werden – auch dies wieder ein Hinweis auf die Konzentration auf eine Orientierungsfunktion im Unbekannten, die das Instrument übernehmen sollte – aber auch eine eindeutige subjektive Grenzziehung seitens des Messenden. So sind folgende, 1970 noch lebende und teilweise erst in den 80er und 90er Jahren gestorbene Künstler nie oder nur einmalig im

²⁵⁰ Kunstkompass 2002 in: Capital 32/2002, S. 112-113, und Methodik 2002 in: Capital-Homepage: <http://www.capital.de/leb/art/173568.html> (30.03.2003)

²⁵¹ Pommerehne/Frey (1993), S. 104 und Fußnote 16

Kunstkompass vertreten gewesen: Pablo Picasso (t 1973), Max Ernst (t 1976), Francis Bacon (t 1992), Friedensreich Hundertwasser (t 2000), Victor Vasarely (t 1997), Lucio Fontana (t 1968), Henry Moore (t 1986), Willem de Kooning (t 1997), Jean Dubuffet (t 1985)²⁵². Künstler, deren Werk sich dem herkömmlichen Ausstellungsbetrieb tendenziell entzieht (Aktionskunst, Landschaftskunst u.a.) werden durch das Messinstrument des Kulturkompass nicht oder nur unzureichend erfasst.

Die genannten Einschränkungen – stilistische Einschränkung der Auswahl der Künstler, weitestgehende Beschränkung auf den westlichen Kulturkreis, nicht-regelmäßige Veränderung der Punkteregeln – machen das Messinstrument zwar aus kunstwissenschaftlicher, politischer und messtheoretischer Sicht stark angreifbar. Fragwürdig wird der Kunstkompass jedoch nur, wenn man ihn an den wissenschaftlichen Kriterien dieser Disziplinen misst. Geht man indes von seinem Anliegen aus – Orientierung auf dem unübersichtlichen Kunstmarkt zu bieten –, dann sind die vermeintlichen methodischen Schwachpunkte sinnvoll und nachvollziehbar:

- Der Dominanz deutscher und amerikanischer Künstler im Kunstkompass entspricht ihr Handelsvolumen auf dem (westlichen) Kunstmarkt, das seinen Schwerpunkt bei Künstlern aus ebendiesen Ländern hat.²⁵³ Da auf dem Markt für moderne Kunst Künstler aus nicht-westlichen Kulturkreisen (mit Ausnahme von Japan) tatsächlich kaum eine Rolle spielen, ist es nur folgerichtig, wenn sie ein Messinstrument für diesen Markt nicht berücksichtigt. In dem Maße, wie sie in der westlichen Kulturszene in Erscheinung treten (z.B. durch die dementsprechend ausgerichtete documenta XI) werden sie auch im Kunstkompass nach oben rücken. Die kulturelle Hegemonie des westlichen Kulturkreises wird vom Kunstkompass korrekt abgebildet und damit auch gestützt.
- Die Funktion des Kunstkompass als Orientierungshilfe wird blockiert, wenn sich aufgrund der überwiegenden Bekanntheit weniger Künstler in den Ranglisten nichts mehr verändert, wenn also die Liste selbst zum Kanon wird. Deshalb muss die Punktwertung von Zeit zu Zeit bereinigt und die Liste künstlich verjüngt werden.
- Die Basis für das Messinstrument bildet Expertenwissen. Viele der benutzten Zahlenwerte (z.B. die Gewichtung der Institutionen und Ausstellungen) sind

²⁵² ebenda

²⁵³ „Gemessen an der Auswahl von Galerie- und Auktionstransaktionen wird vorsichtigen Schätzungen zufolge heute nahezu die Hälfte der Arbeiten aller (westlicher) zeitgenössischer Künstler in den USA produziert“ Pommerehne/Frey (1993), S. 104. Vgl. außerdem Schmid (2002)

numerisch dargestelltes Expertenwissen, auf die das Messinstrument aufgebaut ist.

4.2.2 Die Positionen der beteiligten Akteure im sozialen Raum

Willi Bongard, der Begründer des Kulturkompass, war studierter und promovierter Volkswirtschaftler und arbeitete vor der Veröffentlichung des Kunstkompass mehrere Jahre als Wirtschaftsredakteur der „Zeit“. Er veröffentlichte – neben wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Arbeiten - 1967 unter dem Titel „Kunst und Kommerz“ eine Analyse des amerikanischen Kunstmarktes²⁵⁴. Für die „Zeit“ gab er mehrere Jahre lang eine Kunstmarkt-Seite heraus. Mit dem künstlerischen Feld – und zwar mit dem vermittelnden *und* dem produzierenden - war er daher ebenfalls eng vertraut, und zwar nicht nur als außenstehender Analyst: mit Josef Beuys verbanden ihn z.B. eine persönliche Freundschaft und ein gemeinsames Projekt (der „Verein zur Förderung einer Freien Internationalen Hochschule für Kreativität und interdisziplinäre Forschung“ 1973²⁵⁵).

Der Journalist brachte die Insider- und Kunstkenntnisse in das Projekt ein, das Kapital kam aber von „Capital“, also vom Verlag Gruner und Jahr, der die Erstellung des Kunstkompass (in prä-EDV-Zeiten ein enorm aufwändiges Unterfangen!) seit 1970 finanziert und publiziert.

Erklärte und nicht erklärte Anliegen

Das erklärte Anliegen des Kunstkompass ist es, wie schon erwähnt, die Orientierung auf dem Kunstmarkt zu erleichtern. Dieses explizite Anliegen ist ausschließlich auf die Zielgruppe des Messvorgangs (Akteure auf dem Kunstmarkt) bezogen. Zu den Anliegen der Messenden liegen keine Aussagen vor. Seitens der Zeitschrift „Capital“ ist selbstverständlich von einem Streben nach Verkaufsförderung auszugehen; da der Kunstkompass jedoch nicht gesondert editiert, sondern einfach als Teil eines regulären Hefts veröffentlicht wird, ist nicht mit großen finanziellen Gewinnen zu rechnen. Die Kosten für den Kunstkompass dürften die Erlöse weit übersteigen.

²⁵⁴ Bongard, Willi: Kunst und Kommerz : zwischen Passion und Spekulation – Oldenburg: Stalling, 1967

²⁵⁵ vgl. FIU-Verlag: Lebenslauf Josef Beuys. - http://www.fiu-verlag.com/beuys_lebenslauf.htm (26.07.2003). Die Verbindung zu Beuys ist für kulturelle Messprozesse insofern interessant, als dieser die „Überwindung der Kluft zwischen Kunst und Leben“ zu einem zentralen Anliegen erklärte, vgl. ebenda und Kap. 5.

Die Erträge des Kunstkompass müssen also auf einer anderen Ebene liegen: erstens ist die Erstellung des Kunstkompass für die Messenden mit der Akkumulation von sozialem Kapital verbunden (Verbindungen und Bekanntschaften mit Künstlern und Kunstvermittlern). Zweitens ist der Kunstkompass international bekannt und anerkannt²⁵⁶ und das älteste und kontinuierlichste Instrument seiner Art. Sowohl für „Capital“ als auch für die Erstellerin des Kunstkompass ist mit dieser Stellung hohes symbolisches Kapital verbunden, das auch ausgenutzt wird („Er [der Kunstkompass] hat sich inzwischen zu einer Institution entwickelt“²⁵⁷). Der Kunstkompass ist also ein Instrument, um den Ruhm von Künstlern zu messen, und gleichzeitig auch ein Mittel für die Messenden, um sich selber sicher dort zu positionieren, wo die Peripherie des künstlerischen Feldes und des ökonomischen Feldes zusammentreffen – mitten im Kunstmarkt.

4.2.3 Die Wirkung der Messergebnisse

Einmal jährlich wird die 12-monatige Sammel- und Rechenarbeit der Messenden auf zwei bis drei Seiten in der Zeitschrift „Capital“ publiziert²⁵⁸. Seit 1990 wird die Hauptliste ergänzt durch kleine Sonderlisten unter verschiedenen Titeln: „Unsterbliche“ (d.h. die gestorbenen Künstler), „Aufsteiger“ (d.h. die Künstler, die den höchsten Rang- bzw. Punktegewinn verbuchen konnten), „Newcomer“ (Neuzugänge in den Top 100) oder „Nachrücker“ (die Künstler unterhalb Platz 100, die die meisten Punkte erzielten und Plätze vorrücken konnten). Im Jahr 2000 wurde der Kunstkompass 30 Jahre alt; aus diesem Anlass erschien 2001 ein Sammelband mit einer Zusammenstellung von Faksimiles aller Kunstkompassse²⁵⁹. Die materielle Publikation ist mit zwei bis drei Seiten also relativ unspektakulär, die Information ist aber immerhin nicht kostenlos im Internet verfügbar, sondern es muss die gedruckte Ausgabe gekauft werden.

Spektakulär sind jedoch das Timing und die Präsentation des Kunstkompass: er wird nämlich im Rahmen der größten Kunstmesse der Welt, der Art Cologne, in festlichem Rahmen der versammelten Kunstwelt vorgestellt. Die Präsentation

²⁵⁶ „der Kunstkompass [...] ist eine allgemein anerkannte Institution, die der ‚Wall Street Journal‘ als ‚den einzigen glaubwürdigen Maßstab der zeitgenössischen Kunst‘ bezeichnet, und die ‚Herald Tribune‘ empfiehlt ihn ihren Lesern als ‚eine unverzichtbare Hilfe bei den Käufen auf internationalen Kunstmesse‘.“ Usakowska-Wolff (2002)

²⁵⁷ Der aktuelle Kunstkompass 2002. – Capital-Homepage. - <http://www.capital.de/leb/art/173568.html> (06.04.2003)

²⁵⁸ bis 1975 in einer Sonderbeilage unter dem Titel „art aktuell“, seitdem immer im Novemberheft eines Jahrgangs

²⁵⁹ vgl. Rohr-Bongard (2001)

ist also in den Jahresrhythmus des kunstvermittelnden Feldes integriert und sie ist selbst ein soziales Ereignis innerhalb dieses Jahres.

Da der Kunstkompass explizit die Zielsetzung verfolgt, als Entscheidungshilfe für Investitionen zu dienen, wäre es naheliegend, dass er selbst eine Wirkung auf den Kunstmarkt ausübt in dem Sinne, dass Künstler, die weit oben auf der Liste stehen oder als „sehr billig“ bzw. „billig“ eingestuft werden, in ihrer Position gefestigt oder nach oben geschoben werden, oder dass sich für solche Künstler Preissteigerungen ergeben. Derartige Effekte sind jedoch anscheinend nicht nachweisbar²⁶⁰ - vielleicht auch deshalb, weil die Verkaufspreise ja nicht in das Ranking selbst mit einfließen.

Nach statistischen Überprüfungen²⁶¹ bildet der Kunstkompass das Geschehen auf dem Markt gut ab. So lässt sich z.B. eine hohe Korrelation zwischen Punkten im Kunstkompass und der Preisentwicklung für die Werke eines Künstlers feststellen: einem Anstieg der Punkte um 10% stand ein Preisanstieg von 8% gegenüber²⁶².

Die vorliegenden Rezeptionen zum Kunstkompass lassen sich in drei Gruppen einteilen, wobei die hier Angeführten nicht repräsentativ, sondern beispielhaft sein sollen:

a) Relevanz des Kunstkompass als Informationsquelle für Finanz- und Kunstmarkt

In diesem Bereich steht die 1995er Liste der von den Künstlern erzielten Renditen im Mittelpunkt unter der Fragestellung: „Lohnt sich eine Geldanlage in Kunst?“. In derartigen Publikationen wird häufig auf den Kunstkompass verwiesen, allerdings ohne nähere Analyse. In der Regel ist es mit einer Auflistung, d.h. der reinen Wiedergabe von Listenplätzen getan²⁶³. Über den Rezeptions- und Interpretationsprozess bei der Zielgruppe (Kunstkäufer) ist bisher nicht geforscht worden. Aus dem Kreis der Kunstvermittler (Galeristen, Kunsthändler) gibt es einzelne Berichte und Interviews, die zusammengefasst ergeben, dass der Kunstkompass für sehr unerfahrene Käufer durchaus eine Orientierungshilfe darstellt, dass aber schon einigermaßen eingearbeitete Kunstinteressierte – und jedenfalls alle Kunst-

²⁶⁰ Pommerehne/Frey (1993), S. 104

²⁶¹ Gonzalez (2000), S. 22

²⁶² Fraser (1996)

²⁶³ „Künstler schlagen Aktienfonds“ <http://www.kunstmarkt.com/pages/all/print.php?id=26806> (06.04.2003)

vermittler – nach ihren eigenen Kriterien Kunst auswählen²⁶⁴. Ob und wie sich diese „eigenständige“ Auswahl vom Kunstkompass unterscheidet, wurde nicht untersucht. Vielleicht ist es auch für das fachliche Selbst- und Fremdbild eines Kunstvermittlers wichtig, seine Unabhängigkeit vom Urteil Anderer zu betonen, zumal wenn es in Form eines quantitativen Messinstruments vorliegt.

b) Rezeption durch KünstlerInnen und KunstkritikerInnen

Die Reaktionen der KünstlerInnen auf den Kunstkompass sind unterschiedlich und in der Regel nicht publiziert; die Analyse bleibt also auf das beschränkt, was die Selbstdarstellung des Kunstkompass hergibt²⁶⁵: Manche Künstler wollten die Teilnahme weigern, wurden aber trotzdem (auf hohe Plätze) gerankt, da die nötigen Informationen frei zugänglich sind. Andere kooperieren freiwillig, indem sie von sich aus Informationen bereitstellen. Zu einer inhaltlichen Wertung wurden Äußerungen des Malers Gerhard Richter publiziert (langjährig auf Platz 1 der Rangliste), der den Kunstkompass als „ein schönes Spiel“ bezeichnete²⁶⁶. In Richtung dieses spielerischen Umgangs gehen auch Aktionen von Künstlern, die den Kunstkompass zum Inhalt haben, z.B. ein Reprint des KK 1977 durch den italienischen Künstler Guglielmo Achille Cavellini (1914-1990) mit seinem Namen auf Platz 1. Der amerikanische Künstler Douglas Huebler schrieb an Bongard „...I think that you are making a sublime art piece and I think that you know that.“²⁶⁷

Im Laufe der Zeit scheint sich die Rezeption des Kunstkompass verändert zu haben. Während er anfangs kontrovers diskutiert wurde – man bedenke die polarisierte und stark politisch bzw. kapitalismuskritisch geprägte politische Situation Ende der 60er Jahre – scheint sich die Diskussion heute beruhigt zu haben, was nicht heißt, dass der Kunstkompass kommentarlos akzeptiert wird²⁶⁸. Seitens der Messenden werden die Kontroversen um den Kunstkompass keineswegs verschwiegen, sondern auf eine distanziert-historisierende Weise wiedergegeben, was sie überwunden scheinen lässt²⁶⁹. Das Abflauen der Kontroversen kann mit den weltanschaulichen Verschiebungen der letzten Jahrzehnte zu tun haben oder

²⁶⁴ Herstatt (2003), S. 35. Vgl. auch: Hoffmann, Wolfgang: Das Kapital hängt an der Wand. – in: Die Zeit 13/2003, http://www.zeit.de/2002/13/Wirtschaft/200213_kunst_kapital.html

²⁶⁵ vor allem in Rohr-Bongard (2001)

²⁶⁶ in: Westdeutscher Rundfunk: WDR-online – Kultur - Leidenschaft ist unser Antrieb - Sigmar Polke: <http://online.wdr.de/online/kultur/kunst/polke.phtml> (17.07.2003)

²⁶⁷ Baumann, Margret (2001), S. 15

²⁶⁸ vgl. z.B. Usakowska-Wolff (2002)

²⁶⁹ So wird z.B. immer wieder gerne, aber leider ohne Quellenangabe, darauf hingewiesen, dass Galeristen und Künstler anfangs die öffentliche Verbrennung der Liste gefordert

weltanschaulichen Verschiebungen der letzten Jahrzehnte zu tun haben oder einfach darauf beruhen, dass die Kunst 30 Jahre Kunstkompass überstanden hat, ohne völlig kommerzialisiert zu werden, dass folglich das Messinstrument nicht zum Verlust der Autonomie des künstlerischen Feldes geführt hat.

c) Rezeption durch Kunst- und KulturwissenschaftlerInnen

Interessant sind einige Rezeptionen durch Kunst- und Kulturwissenschaftler. Auch hier wurde die Provokation des Kunstkompass in der Anfangszeit eher thematisiert und ihm vorgeworfen, er würde eine Analogie zwischen der Weltrangliste der Schwergewichtsboxer und den Künstlern herstellen.²⁷⁰ Außerdem wurde ihm vorgehalten, ein „spätbürgerliches und romantisches“ Starsystem der Kunst zu etablieren oder wenigstens zu stützen.²⁷¹

Eine neuere kunstwissenschaftliche Rezeption der Tasmanian School of Art reiht den Kunstkompass in eine „Encyclopaedia of Superfictions“ ein, die in einem „Museum of Contemporary Ideas“ neue philosophische, kunstwissenschaftliche und interdisziplinäre Arbeiten sammelt²⁷². Im Gegensatz dazu wird er an anderer Stelle als ein Modell für Rezeptionsforschung angesehen und als Vorbild für neuere wissenschaftliche Forschungsprojekte zum Thema „reputation development“ herangezogen²⁷³.

4.2.4 Thematisierung des Messens

Die Frage nach der Messbarkeit von Kunst und dem Mess-Verständnis des Kunstkompass wird in seiner verbalen Beschreibung seit Jahrzehnten mit einem gleichbleibenden Satz thematisiert: „Autorin Linde Rohr-Bongard (davor: „Kompass-Erfinder Willi Bongard...“) geht davon aus, dass die Qualität von Kunst nicht messbar ist, wohl aber die Resonanz in der Fachwelt“.²⁷⁴ Dieser Satz taucht in ähnlicher Form in allen Veröffentlichungen zum Kunstkompass auf und stellt das Credo der Messenden dar. Er erfüllt zweierlei Funktionen: zunächst bestätigt er,

hätten, z.B. in: Der Kunstkompass von 1970 bis heute. – <http://capital.de/leb/art/173562> (30.03.2003), Usakowska-Wolf (2002)

²⁷⁰ Baumann (2001) zitiert Hans Platschek, S. 13

²⁷¹ Zitat Heinz Mack, ebenda

²⁷² Hill (2000)

²⁷³ Mottram (2002)

²⁷⁴ Der aktuelle Kunstkompass 2002. – Capital-Homepage. – <http://www.capital.de/leb/art/173568.html> (17.07.2003)

dass Kunst (bzw. ein wichtiges Merkmal von Kunst) unmessbar sei. Damit wird eine direkte Konfrontation vermieden. Dieser erste Teil des Satzes sichert sowohl die Autonomie des Kunstfeldes als auch die Existenz des Kunstkompasses. Der zweite Teil des Satzes ist dagegen Rechtfertigung und Programm für den Messprozess: Es wird nicht „die Kunst“ gemessen, sondern das Renommée der KünstlerInnen. Bongard bezeichnete seine Arbeit als „Rezeptionsforschung [...] ohne wissenschaftlichen Anspruch“²⁷⁵.

In diesem Zusammenhang ist Bongards Kunstauffassung relevant: Kunst war für ihn „ein gesellschaftliches Phänomen, Kunst ist eine soziale Übereinkunft – Kunst ist, was im Bewusstsein Weniger, die sich damit befassen, als Kunst angesehen wird.“²⁷⁶ Diese Auffassung von Kunst wird an verschiedenen Stellen verdeutlicht:

„Bei allem schuldigen Respekt vor dem Erfindungs- und Findungsgeist des einzelnen Künstlers [...] wird man sich nichts darüber vorzumachen haben, dass Kunstwerke letztlich das Ergebnis eines unendlich komplexen, nachgerade arbeitsteiligen Prozesses sind, an dem Künstler zwar mit einem notwendigen, aber keineswegs hinreichenden Beitrag beteiligt sind. An diesem Prozess, an dessen Ende im Idealfall ein allseits anerkanntes und bewundertes einzelnes Meisterwerk oder auch ein gefeiertes Gesamtwerk stehen mag, sind bei genauerem Hinsehen und im hellen Lichte der Erkenntnis dessen, was ein Kunstwerk bzw. Oeuvre eigentlich ausmacht, alle mehr oder weniger beteiligt, die sich damit – so oder so – auseinandersetzen: vom bloßen Betrachter über den Kritiker, den Ausstellungsmacher und Museumsmann bis hin zum Galeristen, in dessen Hände es vorübergehend zur Ware wird.“²⁷⁷

Bongards Kunstverständnis entspricht weitgehend den Annahmen der institutionalistischen Kunsttheorie und ist auch Bourdieus Konzeption von Kunst als „kollektiver Magie“, an der kunstvermittelnde Akteure vieler Art teilhaben, nicht fern (vgl. Kapitel 3.2.3). Es beinhaltet, wie bei Bourdieu, die wichtige Rolle der kunstvermittelnden Institutionen, welche die Bedeutung und den Sinn von Kunstwerken überhaupt erst erzeugen. Vor diesem Hintergrund sind der Ruhm, die Präsenz und Anerkennung eines Künstlers im Raum der Museen, Ausstellungen, Fachzeitschriften und in den Köpfen der Akteure dieses Feldes *genau* das, was für die Erzeugung von Kunst relevant ist. Unter diesem Kunstverständnis ist das Messen von Ruhm eine relevante und aussagekräftige

²⁷⁵ Baumann (2001), S. 14

²⁷⁶ Baumann (2001), S. 12

²⁷⁷ art aktuell, 2. Österreich-Gespräch „Kunst wofür“ 23.-25.10.1979

von Ruhm eine relevante und aussagekräftige Angelegenheit – die den Kern dessen, was Kunst ist, durchaus trifft – wenngleich die verbale Erklärung diesem Kern Unberührbarkeit zusichert.

4.2.5 Kontext des Messens

Der Kunstkompass ist zunächst in Relation zu Messinstrumenten für den Markterfolg von Künstlern und Kunstwerken zu sehen, besonders in Form von Auktionswertzusammenstellungen. Derartige Informationen gehen zwar in den Kunstkompass ein, führen allerdings nicht zur Rangwertung, sondern nur zum Preis-Punkt-Verhältnis, also zur Beurteilung, ob die Bilder eines Künstlers im Vergleich zu seinem Ansehen in der Kunstszene „sehr preiswert“, „preiswert“, „preisgerecht“, „teuer“ oder „sehr teuer“ sind (die Kategorien werden auf der Basis einer Median- und Zentilberechnung gebildet). Die Abgrenzung des Kunstkompass zu Hitparaden oder Bestsellerlisten ist also gerechtfertigt und wurde in Auseinandersetzungen immer wieder betont.

Der Kunstkompass ignoriert gleichermaßen das feldimmanente Bewertungssystem der Kunst: die zahlreichen Kunstpreise und –auszeichnungen, die von Institutionen und Körperschaften aller Art vergeben werden. Die Verteilung von spezifischem symbolischem Kapital wird damit also ausgeblendet; was zählt ist allein die tatsächliche Präsenz des Künstlers in der (Fach-) Öffentlichkeit. Auf diese Weise spielen Expertenentscheidungen und qualitative Urteile keinerlei Rolle für die Rangposition.

Der Kunstkompass muss in Relation zu ähnlichen Messinstrumenten im künstlerischen Feld gesetzt werden, z.B. Rankings und Kanones, die von anderen Zeitschriften oder Experten aufgestellt werden. Einen interessanten Vergleich bietet hier das Kunstmagazin „Art“. Es publizierte in den letzten Jahren zwei derartige Ergebnisse: einmal einen größeren Beitrag unter dem Titel „25 Kunstobjekte, die man kennen muss“²⁷⁸. Darin werden 25 Werke aus den Jahren 1980-2001 („herausragende Arbeiten der letzten 25 Jahre“) vorgestellt. Sie sind nicht gerankt oder gelistet, sondern formlos abgebildet und mit einer Kurzkritik sowie Informationen zu den KünstlerInnen versehen. In der Einführung zu dem Artikel wird der Auswahlprozess als ein „gewagtes Spiel“ beschrieben, das „heftige Emotionen“ und „nächtelange Debatten“²⁷⁹ mit sich brachte. Sie endet mit der Aufforderung an die Leser, über die Auswahl zu diskutieren und in einen „Bilderstreit“ einzutreten.

²⁷⁸ Art (2002)

²⁷⁹ ebenda, S. 45

Sowohl Form als auch Beschreibung betonen den diskursiven, qualitativen und spekulativ-offenen Charakter des Unternehmens und distanzieren sich damit von einem wertenden Anspruch – obwohl die Auswahl, besonders für interessierte Nicht-Fachleute, zweifelsohne eine orientierende, bildgebende und damit wertende Funktion hat. Von den 25 ausgewählten Künstlern sind nur zwei *nicht* im Kunstkompass enthalten.

Anders eine Serie in derselben Zeitschrift aus dem Jahre 1999²⁸⁰. „Art“ befragte hier „mehr als 100 Experten aus aller Welt: Museumsdirektoren, Ausstellungsmacher, Kritiker“ nach „lebenden Künstlern, die ihrem Medium entscheidende Impulse gaben und es prägten“²⁸¹. Es wurden fünf Bereiche der bildenden Kunst vorgegeben (Skulptur, Fotografie, Malerei, Medien, Architektur - in dieser Reihenfolge), und in jedem Bereich wurden die fünf „Gewinner“ mit detaillierten Informationen und Bildern vorgestellt. Von 20 Namen (Architektur ist nicht Bestandteil des Kunstkompass) sind zwei *nicht* im Kunstkompass seit 1999 enthalten. Die 18 enthaltenen belegen Plätze zwischen 1 und 100, sind also nicht mit der Spitzengruppe identisch. Im Begleittext wird an keiner Stelle explizit von einer Punktwertung gesprochen, aber es tauchen Formulierungen auf, die nur möglich sind, wenn es intern eine Auszählung gegeben hat: „mit großem Abstand gewinnt...“, „in die Spitzengruppe“, „großer Abstand zu ...“. Derartige Formulierungen lassen darauf schließen, dass die qualitative Präsentation der Künstler auf einer quantitativen Auszählung von Nennungen beruht, die allerdings nicht veröffentlicht und deren Methodik auch nicht näher erläutert wird. Hier könnte man von einem „maskierten Messprozess“ sprechen. Über die Gründe für die Maskierung kann nur spekuliert werden; sie geschieht u.U., um dem Ansehen von „Art“ als seriöser Kunstzeitschrift nicht zu schaden und um die Diskussion auf Inhalte statt auf die Methoden zu lenken. Um einer Kanonbildung vorzubeugen, kombiniert „Art“ unter der Überschrift „Perspektiven“ die Vorstellung der fünf Gewinner mit einer Präsentation von jeweils fünf neuen Künstlern. Diese werden als „Gegenprogramm der Redaktion“ und als „Blick in die Zukunft“ den Umfragengewinnern gegenübergestellt. Als Kriterien für die Aufnahme werden „Eigenwilligkeit“ und „Experimentierfreude“²⁸² genannt. Von diesen 20 Künstlern sind seit 1999 elf noch nicht im Kunstkompass aufgetaucht. Auch hier wird eine Festbeschreibung dessen, was „große Kunst“ ist, im gleichen Atemzug in Frage und zur Diskussion gestellt.

²⁸⁰ Art (1999), S. 32-33

²⁸¹ Art (1999), S. 33

²⁸² Art (1999), S. 34

4.2.6 Zusammenfassung und Auswertung

Bongard erklärte einerseits demonstrativ, die Qualität der Kunst ungemessen und unangetastet zu lassen; andererseits wollte er genau dasjenige messen, was Kunst nach seinem Verständnis zur Kunst macht: ihre Rezeption und Verbreitung in der Kunstszene, im künstlerischen Feld und in der Öffentlichkeit. Diesen Anspruch erfüllt der Kunstkompass durchaus: er bildet das Feld der westlichen Kunstproduktion und Kunstvermittlung und die Positionierungen in diesem Feld ab und behandelt damit Kunst als ein soziales Konstrukt. Der Kunstkompass ist deshalb auch eine Herausforderung an ein eher traditionelles Kunstverständnis, das an die Bewertbarkeit von Kunst nach ihr immanenten Regeln glaubt²⁸³. Dass er dabei den Regeln und Grenzen des Feldes unterworfen bleibt (also eben blind ist für Künstler, die sich im westlichen Kunstfeld (noch) nicht positionieren konnten) ist unvermeidbar und nur folgerichtig. Der Kunstkompass ist ein Instrument, das zur Definition der Grenzen des Feldes mit Hilfe von feldimmanenten Informationen beiträgt, das also hilft, zu bestimmen „was (in den Augen der Kunstexperten) Kunst ist“. Nicht die Platzierung des/der KünstlerIn ist hierfür wichtig, sondern dass sein/ihr Name im Zusammenhang mit dem Kunstkompass einmal auftaucht (und sei es in den kleinen Sonderlisten).

Weiter ist der Kunstkompass demonstrativ auf „Kommerz“, also die ökonomische Seite der Kunst, ausgerichtet. Das Verhältnis von Kunst und (kapitalistischer) Ökonomie war einerseits vor der Erarbeitung des Kunstkompass ein Arbeitsgebiet Bongards – und es ist andererseits ein Thema, mit dem sich die Kunst, zumindest seit dem 2. Weltkrieg, selbst intensiv und vielfach gebrochen auseinandersetzt²⁸⁴. Durch seine journalistische Arbeit sowie seinen persönlichen Kontakten zu vielen Künstlern war Bongard in diese Diskussionen involviert. Die Methodik des Kunstkompass, seine Publikation und Finanzierung durch die Zeitschrift „Capital“, die Anwendung einer finanzwirtschaftlichen Kennzahl auf Kunst und die Bewertungskategorien „sehr billig“ bis „sehr teuer“ – also das demonstrative Ignorieren aller qualitativen Aspekte der Kunst – sind von daher als bewusste Provokation und auch als ein Statement zum ambivalenten und gespannten Kunst-Kommerz-Verhältnis zu sehen. Im Kontrast zum erklärtermaßen rein kommerziellen Anliegen des Instruments liegt damit die Einschätzung eines beteiligten Künstlers, der Kunstkompass sei „a sublime art piece“ (s.o.) gar nicht mehr so fern.

²⁸³ vgl. z.B. Weber (1987), S. 186-201

²⁸⁴ z.B. „Gut im Geschäft zu sein ist die faszinierendste Art der Kunst“ (Andy Warhol)

Immer wieder wird bei vielen Gelegenheiten die Objektivität des Kunstkompass hervorgehoben: Das Ranking nach genauen Punktzahlen und das Preis-Punkte-Verhältnis sprechen diese Sprache, ebenso die von Zeit zu Zeit publizierten Punktwerte, die Museen und Ausstellungen zugeordnet sind. Andererseits beruhen die Auswahl und die Gewichtung der Institutionen, die Kriterien für einbezogene Künstler sowie die Regeln (und Regeländerungen) der Punktevergabe auf reiner Expertenentscheidung Bongards und seiner Nachfolger. Der Messmodus ist, im Vergleich zu dem, was empirische Sozialforschung und Statistik an Möglichkeiten bieten, extrem einfach (d.h. nur wer die Beschäftigung mit Zahlen grundsätzlich ablehnt, kann sich davon beeindrucken lassen) und er ist ebenfalls durch persönliche Expertenentscheidung entstanden. Das ist zwar kein als wissenschaftlich definierter Weg (z.B. wurden keine Reliabilitäts- und Validitätsprüfungen durchgeführt); aber Bongard hat ehrlicherweise auch nie „Wissenschaftlichkeit“ für sich in Anspruch genommen. Alle statistischen Überprüfungen des Kunstkompass sind durch andere Autoren erfolgt. Im Grunde handelt es sich bei dem gesamten Verfahren um ein „numerisiertes Expertenurteil“. Im Vergleich mit der „Art“-Umfrage von 1999 könnte man hier auch von einer „maskierten Subjektivität“ sprechen oder tatsächlich auch von einer „Superfiction“.

Was geht also vor sich, wenn Künstler mit dem Capital Kunstkompass gemessen werden?

Ein Akteur in der vermittelnden Peripherie des westlichen Kunstfeldes legt ein Messinstrument an, welches das spezifische symbolische Kapital der KünstlerInnen innerhalb dieses Feldes abbildet. Um sein Tun vor Angriffen zu schützen, distanziert er sich davon, die qualitative Essenz von Kunst messen zu wollen. Um nicht in der Vielzahl der Datenbasen zum Kunstmarkt unterzugehen, lässt er diese ebenfalls beiseite und besetzt damit ein Mittelfeld zwischen der (unbesetzten) Position, Kunstqualität zu messen und der von Auktionskatalogen etc. besetzten Position, den Marktwert von Kunst zu messen. Um seiner Messung einen institutionellen Rückhalt zu geben, kooperiert er mit einer feldfremden Zeitschrift. Er positioniert sich sowohl im Kunstfeld – indem er provoziert und trotzdem teilnimmt – und im ökonomischen Feld – indem er einen vermeintlich einfachen Zugang zum symbolisch hoch besetzten aber komplexen Kunstfeld anbietet. Durch diese Strategie schafft er sich eine gesicherte Position zwischen beiden Feldern. Die Zeitschrift „Capital“ gewinnt durch die Finanzierung des Instruments seit 30 Jahren symbolisches Kapital in Form von Seriosität und Beständigkeit und erhebt sich selbst über das Instrument in den Status einer „Institution“. Letztlich erfüllt der Kunstkompass für die Messenden eine mindestens e-

erfüllt der Kunstkompass für die Messenden eine mindestens ebenso wichtige Funktion wie für die Gemessenen und für die Zielgruppe der Messung.

Eine Rückwirkung des Rankings auf Preisentwicklungen innerhalb der Liste ist nicht nachgewiesen. Der Kunstkompass erstellt durch die namentliche Nennung von 100 aus mindestens 11.000 Künstlern eine Art Kanon, die die Position dieser 100 KünstlerInnen festigt. Für sie hat das Instrument keine negativen Konsequenzen. Er macht 100 KünstlerInnen für Feldferne sichtbar und zieht gleichzeitig eine Grenze, hinter der ca. 10.900 Künstler verschwinden. Er hilft damit, den Ruhm, den er misst, weiter zu konstituieren. Vor allem erzeugt der Kunstkompass jedoch bei Feldfremden die Vorstellung, das nur schwer oder gar nicht verständliche Feld der zeitgenössischen Kunst sei mit diesem Instrument wenigstens ansatzweise greifbar und verstehbar zu machen.

4.3 Szientometrie mit Hilfe des Science Citation Index

Der „Science Citation Index“ (SCI) stellt zwar kein Ranking im engeren Sinne dar, er ist aber Bestandteil bzw. sogar Grundlage fast aller Messprozesse, die momentan in der Wissenschaft durchgeführt werden. Die Daten des „Institute of Scientific Information“ (ISI) werden sowohl für die Vermessung der Forschungsleistung einzelner WissenschaftlerInnen (Personen) als auch von wissenschaftlichen Einrichtungen (Institutionen) herangezogen. Es handelt sich hier also um eines der weltweit einflussreichsten quantitativen Messinstrumente für Wissenschaft. Deshalb soll es hier kurz dargestellt werden. Es ergibt sich darüber hinaus die Möglichkeit, vom Science Citation Index Rückschlüsse auf die allgemeine Wirkungsweise von Messinstrumenten zu ziehen.

Kurzbeschreibung des Messinstrumentes

Der „Science Citation Index“ (SCI) und die beiden Parallelprodukte „Social Science Citation Index“ (SSCI) und „Arts and Humanities Citation Index“ (AHCI) sind eigentlich keine Messinstrumente, sondern bibliographische Datenbanken. Sie enthalten die bibliographischen Angaben von Zeitschriftenaufsätzen aus ca. 8.000 wissenschaftlichen Zeitschriften²⁸⁵ (1998 waren das ca. 650.000 Aufsätze)²⁸⁶, wobei die Naturwissenschaften, Mathematik und Medizin eindeutig den Hauptteil ausmachen. Der Unterschied zu anderen bibliographischen Datenbanken besteht darin, dass nicht nur die bibliographischen Angaben der Aufsätze erfasst sind, sondern auch ihre Literaturangaben, d.h. die benutzte Literatur. Die Datensätze sind so vernetzt, dass für jeden Aufsatz ermittelt werden kann, wie oft er in anderen Aufsätzen zitiert wurde. Aus dieser Information lässt sich schließen, auf wie viel Resonanz ein Aufsatz in der Fachwelt gestoßen ist; und daraus wird auf die Qualität des Aufsatzes bzw. der dahinter stehenden Forschungsarbeit geschlossen. Außerdem wird aus dieser Vernetzung der sog. Impact Factor einer Fachzeitschrift errechnet, das ist eine Maßzahl für die Rezeption einer Zeitschrift durch die WissenschaftlerInnen und damit für die Wichtigkeit der Zeitschrift für das Fach.

²⁸⁵ Sentker (2003), S. 2

²⁸⁶ vgl. Kraft (1998), S. 1

Der SCI wird vom Unternehmen „Institute of Scientific Information“ ISI betrieben und als kostenpflichtige Datenbank beim Host DIALOG verlegt. Er wurde 1958 von Eugene Garfield gegründet²⁸⁷.

Im Rahmen neuerer Studien zur Szientometrie resp. Bibliometrie, zur Wissenschaftssoziologie und zur Wissenschaftsevaluation wurde der SCI wissenschaftlich behandelt²⁸⁸.

4.3.1 Die Positionen im sozialen Raum

Der SCI ist eine der umfangreichsten Literaturdatenbanken der Welt; die Zitationszählung als Standardauswertung war lange Zeit einzigartig. Für Recherchezwecke ist der SCI also eine wichtige, für Evaluations- und szientometrische Zwecke die umfassendste und bequemste aller verfügbaren Ressourcen. Zumindest was die Naturwissenschaften und Medizin angeht, hat das ISI eine eindeutige Monopolstellung auf dem Informationsmarkt inne. Die Daten des SCI werden für einzelne Besetzungsverfahren genutzt, sie entscheiden über die Hierarchie und Wertigkeit der Publikationsorte und sie fließen in die meisten internationalen, mehrdimensionalen Hochschul- und Forschungsevaluationen ein. Die Kriterien für Repräsentation und Zählung, die für SCI, SSCI und AHCI angewandt werden, wirken also auf das gesamte Wissenschaftsfeld in zunehmendem Maße strukturierend – jedoch auch strukturell benachteiligend für einzelne Wissenschaftsdisziplinen und Wissenschaftsregionen, besonders für die nicht-englischsprachigen Regionen. (s.u. Kap. 4.3.3). Aufgrund der Monopolstellung des ISI ist hier von einem extremen Ungleichgewicht zwischen Messenden und Gemessenen auszugehen, aber auch zwischen dem ISI und potentiellen, im Moment nicht vorhandenen, Konkurrenten. Das ISI hat auch eine dominante Position im ökonomischen Feld inne: seit 1992 ist es Teil der Firma Thomson Business Information, des weltgrößten Informationsdienstleisters²⁸⁹. Da die strukturierende Machtposition des ISI immer deutlicher wird, formieren sich jetzt Überlegungen zur Etablierung eines Gegengewichtes in Form alternativer Einrichtungen auf nationaler oder europäischer Ebene²⁹⁰.

Der „Matthäus-Effekt“ (näher behandelt unter Kap. 4.3.5) gilt demzufolge nicht nur für die gemessenen WissenschaftlerInnen und Institute, sondern auch für den SCI selber. Er ist aufgrund seiner Monopolstellung derart etabliert, dass

²⁸⁷ vgl. Kraft (1998), S. 1

²⁸⁸ vgl. vor allem Fröhlich (1999a) und (1999b)

²⁸⁹ Sentker (2003), S. 2

²⁹⁰ Spiewack/Winnacker (2003)

sich daraus ein „Pull“-Effekt ergibt, d.h. Aufmerksamkeit und Nutzung werden vom ISI als dem stärksten Akteur im Feld angezogen.

4.3.2 Kooperation/Interaktion der beteiligten Parteien

Die Erstellung des SCI erfolgt als kommerzielle Dienstleistung des ISI. Das ISI ist ein unabhängiges Unternehmen und kann daher den SCI autonom erstellen. Der Auswertungsprozess der Zeitschriften ist ein recht mechanischer Vorgang, der keine Mitwirkung seitens der Gemessenen erfordert. Eine Kooperation mit den gemessenen Wissenschaftlern ist nicht notwendig und findet auch nicht statt. Zwar ist der SCI wie jedes andere Produkt auf die Akzeptanz am Markt angewiesen; aufgrund der faktischen Monopolstellung sind zahlreiche Marktmechanismen jedoch außer Kraft gesetzt. Ein Gegengewicht könnte höchstens aus dem Zusammenhalt der Wissenschaftscommunity entstehen, wenn sich also innerhalb dieser breite Kritik an den ISI-Kriterien formierte. Da die Indizes aber innerhalb dieser Felder gerade für Differenzierung und Hierarchisierung sorgen, wird dieses potentielle Gegengewicht durch das Messinstrument selbst geschwächt. Die Etablierung eines Gegengewichts seitens der strukturell unterrepräsentierten Wissenschaftsdisziplinen und -regionen durch eigene Datenbanken zeichnet sich jedoch momentan ab.

4.3.3 Das Messinstrument

Wie beim Capital-Kunstkompass ist das Messen beim SCI ein reines Zählen – nämlich das (automatisierte) Zählen bzw. Zuordnen von Zitaten zu den zitierten Aufsätzen. Recherchiert man nach einer Person oder einer Institution, liefert die Datenbank alle Aufsätze, die mit dieser Person in Verbindung stehen, inclusive der Anzahl ihrer Zitationen. Um eine Verzerrung der Ergebnisse zu vermeiden, werden Selbstzitate nicht mitgezählt. Zur Berechnung des Impact Factors (also der „Durchschlagskraft“) einer Zeitschrift wird für einen Zeitraum von zwei Jahren die Gesamtzahl der Zitate, die sich auf diese Zeitschrift beziehen, durch die Gesamtzahl der publizierten Aufsätze geteilt. Heraus kommt die Zahl der Zitate pro Aufsatz, die als Impact Factor bezeichnet wird²⁹¹. Weitere Auswertungen oder Rechenmöglichkeiten mit diesen Zahlen führt das ISI nicht durch. Sucht man Informationen zu einem begrenzten Sample – z.B. zu den Bewerbern für eine

²⁹¹ vgl. JCR [Journal Citation Reports] Glossary – <http://jcr5.isiknowledge.com/www/help/hjcrxls2.htm> (29.05.2003)

wissenschaftliche Stelle oder zu den Institutionen, die sich um ein Forschungsprojekt bemühen – kann man jedoch mit wenig Mühe die Informationen des SCI zusammenfassen und weiterberechnen, z.B. die Gesamtzahl von Zitationen zu einer Rangliste von BewerberInnen. Im Rahmen weiterführender Studien wurden beispielsweise die durchschnittlichen Zitierhäufigkeiten für Aufsätze pro Jahr je nach Wissenschaftsgebiet berechnet, die wesentlich von einander abweichen können²⁹². Weitere mögliche Auswertungen bestehen in Produktivitätskennzahlen, d.h. man ermittelt die Anzahl von Publikationen pro WissenschaftlerIn oder Institution.

Die Zahlen sind also sehr einfach und unzweideutig ermittelt. Zur Erhebungsmethode gibt es dementsprechend in der Sekundärliteratur keine Anmerkungen, wohl aber zur Reichweite des SCI, und damit zu dem, was der Index sichtbar macht und was er ignoriert:

- Ignoriert wird vom SCI der größte Teil der nicht-englischsprachigen Publikationen. Was nicht auf englisch erscheint, wird in den meisten Fällen nicht wahrgenommen. Für die Naturwissenschaften, in denen sich Englisch als Wissenschaftssprache weitgehend durchgesetzt hat, mögen die Konsequenzen daraus nicht so gravierend sein. Dennoch werden hier mit einem nicht-fachlichen Kriterium wissenschaftlich-fachliche Grenzen gezogen. In den Sozial- und Kulturwissenschaften sind die Konsequenzen gravierender. Dort schneidet diese Grenzziehung ein Großteil der relevanten Literatur ab. Der Sprachfaktor ist darüber hinaus deshalb relevant, weil durch ihn Namen aus transskribierten Sprachen schwerer recherchierbar werden und somit WissenschaftlerInnen aus Kulturen mit anderen Zeichensätzen strukturell benachteiligt sind.²⁹³
- Ignoriert werden ebenfalls monographisch erschienene Literatur, Graue Literatur (d.h. u.a. vollständige Forschungsberichte) und Patente. Dieses Kriterium hat ebenfalls gravierende Auswirkungen, denn in anderen bibliometrischen Untersuchungen wurde für Monographien grundsätzlich eine höhere Zahl von Zitationen ermittelt als für Zeitschriftenaufsätze. Zudem ist die Nutzung von Monographien keineswegs schon für die Wissenschaft irrelevant geworden, wie häufig behauptet; das Ausmaß der Monographie-Nutzung variiert jedoch zwischen den Disziplinen. In den Sozial- und Geisteswissenschaften spielen Monographien immer noch eine wichtige Rolle, und so ist die Auswertung für diese Disziplinen praktisch wertlos. Die automatisierte (und damit in Sekun-

²⁹² vgl. Kraft (1998), S. 4

²⁹³ vgl. Fröhlich (1999), S. 7

denschnelle abrufbare) Standardauswertung berücksichtigt darüber hinaus nur Zitate aus Zeitschriften, die in der ISI-Datenbank enthalten sind. All diese Einschränkungen der einbezogenen Literatur reduzieren den Anteil der gezählten Zitate an den Gesamtziten schätzungsweise auf lediglich 16%.²⁹⁴

Die Kriterien des ISI schaffen also ein hermetisches, sich selbst bestätigendes System von Querverweisen, Referenzen und damit Kapitalakkumulationen. Sie konstituieren und akzentuieren die Grenzen zumindest der naturwissenschaftlichen Felder.

4.3.4 Der Kontext des Messvorgangs

Der SCI ist auch deshalb interessant, weil sich hier die Verwandlung von einem qualitativen in ein quantitatives Bewertungssystem nachvollziehen lässt. Der SCI enthält nur Aufsätze aus Zeitschriften, die mit dem so genannten Peer-Review-System arbeiten, um eingereichte Aufsätze zu bewerten. Peer-Review bedeutet, dass die Aufsätze anonymisiert an andere Wissenschaftler desselben Fachs zur Begutachtung und Stellungnahme weitergegeben werden, die dann das Manuskript zur Publikation empfehlen, es ablehnen oder Überarbeitungen des Manuskriptes – bzw. sogar der zugrundeliegenden wissenschaftlichen Arbeit – anregen.

Dieses Verfahren ist gegenwärtig weitgehend akzeptiert, um eine Qualitätssicherung der wissenschaftlichen Publikationen zu erreichen²⁹⁵. In den letzten Jahren erfolgten erste wissenschaftliche Untersuchungen des Systems²⁹⁶. Es können hier nur wenige theoretische Kritikpunkte kurz angedeutet werden:

- Die Auswahl der Gutachter ist ein kritischer Akt: ist der Gutachter zu tief in die Materie eingearbeitet, kann der eingereichte Artikel als Konkurrenz zur eigenen Arbeit empfunden werden; ist er nicht gut genug eingearbeitet, versteht er aufgrund der extremen Spezialisierung u.U. die Arbeit nicht. Es ist also ein Mittelweg anzustreben.

²⁹⁴ Fröhlich (1999), S. 6

²⁹⁵ allerdings hat es sich mittlerweile als durchaus hintergehbare erwiesen, vgl. den großen Betrugsfall der beiden Biomediziner Herrmann/Brach 1997, z.B. in: Wormer (1997).

²⁹⁶ z.B. Laudel/Gräser (1999): Tagungsbericht der Jahrestagung 1999 der Gesellschaft für Wissenschafts- und Technikforschung, Hamburg mit dem Thema: Das Gutachtersystem als Evaluierungsinstanz der Forschung und seine Einflüsse auf die Wissenschafts- und Technikentwicklung

- Manuskripte, die in die gegebene Wissenschaftsstruktur nicht passen, weil sie vielleicht *zu* innovativ sind oder einen interdisziplinären Ansatz verfolgen, schneiden bei Peer-Reviews schlechter ab, weil sie die Erwartungen der Gutachter nicht erfüllen (können).
- Betrachtet man den Peer-Review-Prozess als eine mechanische Qualitätsprüfung, so schneidet er schlecht ab, da sehr unterschiedliche Urteile über den selben Aufsatz abgegeben werden (geringe Reliabilität). Der Soziologe Stefan Hirschauer weist jedoch darauf hin, dass es sich bei der Peer-Review eher um einen diskursiven Prozess handelt, der in einer ohnehin kleinen Community als Bestandteil der Kollektivierung von Wissen zu sehen ist und der einen Teil der Kooperationsaufgaben übernimmt, in denen Wissenschaft entsteht.²⁹⁷

Für die vorliegende Arbeit ist eine Betrachtung des Peer-Review-Systems unter dem Blickwinkel der Reputationsökonomie wichtig, also im Hinblick auf die Verteilung von symbolischem Kapital. Zum einen ist es mit symbolischem und sozialem Kapital verbunden, für die Peer-Review als Gutachter zu fungieren; damit einher geht der handfeste Vorteil, frühzeitig über neue Forschungsergebnisse informiert zu sein. Zum anderen wiegen Publikationen in Zeitschriften mit Peer-Review als Reputationsnachweis für die Autoren ungleich schwerer als Publikationen ohne Begutachtung (weshalb viele persönliche Publikationsverzeichnisse diese Publikationen gesondert erwähnen). Zum Dritten geht es um die Reputation für die Zeitschriften bzw. ihre Herausgeber und Verleger. Hirschauer analysiert dazu:

„Hier gilt, daß eine Zeitschrift nur Reputation vergeben kann, wenn sie selbst Subjekt von Reputation ist. Das wiederum hängt aber stark davon ab, wie hoch ihre Ablehnungsquote ist. Zeitschriften vergeben Reputation also genau in dem Maße, in dem sie sie verweigern.“²⁹⁸

Zusammen mit dem Impact-Factor ist das Peer-Review-System für die wissenschaftlichen Zeitschriftenverlage also ein Mittel, um eine Machtposition als Reputationsquelle zu erlangen. Dies wiederum bringt ihnen *keineswegs* nur symbolisches Kapital ein, sondern ganz handfestes ökonomisches: dass die horrenden Preissteigerungen der letzten Jahre für wissenschaftliche Zeitschriften (und die monatelange Verzögerung der Publikation von Forschungsergebnissen, die aus

²⁹⁷ Hirschauer (1999)

²⁹⁸ Hirschauer (1999)

dem Peer-Review-System entsteht) nicht längst dazu geführt haben, dass Beiträger (Wissenschaftler und Forschungsinstitute) und Abnehmer (dieselben Forschungsinstitute, die die Beiträge leisten (!), Bibliotheken und Unternehmen) aus dem gesamten Publikationssystem aussteigen – was ja in Zeiten elektronischen Publizierens ein Leichtes wäre – lässt sich nur anhand der Reputationsökonomie der Publikation in Journals erklären. Nicht umsonst wird von der Hochschulrektorenkonferenz der Aufbau eines Peer-Review-Systems für die elektronische Publikation von universitären Forschungsergebnissen gefordert, um zu dieser Machtposition ein Gegengewicht zu bilden²⁹⁹.

In Bezug auf den SCI erfüllt die Peer-Review folgende wichtige Funktion: Da die Aufsätze des SCI *vor* der Publikation durch Peer-Reviews qualitativ bewertet wurden, ist es möglich, bei der quantitativen Auswertung des SCI das Kriterium „Qualität der Arbeit“ zu vernachlässigen bzw. die Qualität als gegeben vorauszusetzen. Damit wird eine rein quantitative Analyse erst möglich bzw. gerechtfertigt. Der Peer-Review-Prozess wird dabei – im Gegensatz zur Analyse von Hirschauer – durchaus als eine eindeutige Qualitätskontrolle betrachtet.

4.3.5 Die Wirkung der Messergebnisse

Die quantitativen Bewertungen einzelner WissenschaftlerInnen und Institute, die mit Hilfe des SCI möglich sind, haben in ihrem Prinzip viel Ähnlichkeit mit dem Capital-Kunstkompass: In beiden wird die *Resonanz* gemessen, die eine künstlerische oder wissenschaftliche Arbeit innerhalb des jeweiligen Feldes hervorruft. Durchaus unterschiedlich sind jedoch die Wirkungen, die mit der Messung verbunden sind. Durch die gänzlich feldfremden Kriterien, die der Kunstkompass an die KünstlerInnen anlegt, und durch die hohe soziale Distanz zwischen Akteuren und Zielgruppe (das heißt: Messobjekte [KünstlerInnen] und Zielgruppe des Messens [GeldanlegerInnen] gehören nicht zum selben Feld) ist es Letzteren möglich, den Kunstkompass als „schönes Spiel“ zu tolerieren oder zu ignorieren.

Dagegen wird es sich kaum ein/e NaturwissenschaftlerIn, die/der in der medizinischen, biochemischen, oder physikalischen Forschung Ambitionen hat, erlauben können, die Ergebnisse des SCI zu ignorieren. Dafür sind mehrere Faktoren verantwortlich. Zunächst bilden die Naturwissenschaften, je nach dem Grad ihrer Spezialisierung, kleine und kleinste Communities, die zwar räumlich weit verstreut, inhaltlich und persönlich jedoch sehr eng verknüpft sein können. Der SCI ist via Internet jederzeit und überall zugänglich, d.h. alle Mitglieder der Commu-

²⁹⁹ vgl. HRK (2002) - Pressemeldung der Hochschulrektorenkonferenz vom 06.11.2002

nity können – wenn sie wollen – aktuell über ihren eigenen Stand in Relation zu anderen informiert sein. Sie sind Gegenstand und gleichzeitig Zielgruppe des Messprozesses. Damit stehen die SCI-Daten für Entscheidungen zur Verfügung, die sich unmittelbar auf die Positionierung und Kapitalakkumulation der Akteure im Feld auswirken können. Die Beziehung zwischen Messergebnissen und – teilweise existentiellen – Auswirkungen für die Gemessenen ist bei diesem Messinstrument von allen untersuchten Instrumenten am unmittelbarsten. Bei derartigen Entscheidungen kann es sich beispielsweise um die Besetzung einer Personalstelle handeln, die Vergabe von Fördermitteln oder die Auswahl einer Forschungsinstitution für ein Forschungsprojekt. Obwohl die SCI-Ergebnisse nirgendwo das einzige Kriterium sein werden, fließen sie doch mit mehr oder weniger Gewicht in viele solcher Entscheidungen ein³⁰⁰.

Dabei spielt es sicher eine Rolle, dass die Auswertung des SCI in den naturwissenschaftlichen Disziplinen (in denen er diese bedeutende Rolle spielt) durch ihren quantitativen und „objektiven“ Ansatz problemlos anschlussfähig ist an die Methodik und Denkweise dieser Fächer. Da dem SCI eine „Qualitätskontrolle“ in Form der Peer-Reviews vorgeschaltet ist, werden häufig die Publikationsdichte (d.h. die Anzahl der Publikationen) mit Leistungsfähigkeit und die Zahl der Zitationen mit Forschungsqualität gleichgesetzt³⁰¹.

Aus der engen Beziehung zwischen Messung und Wirkung auf die Gemessenen ergibt es sich, dass hier die Tatsache, dass beide ein gemeinsames System bilden – dass die Messung also auf das Verhalten der Gemessenen zurückwirkt – besonders deutlich zu bemerken sein müsste. Dies vor allem auch deshalb, weil das Publizieren für WissenschaftlerInnen die zentrale Möglichkeit ist, um fachlich und professionell in Erscheinung zu treten, sich also „sichtbar“ zu machen und zu positionieren („publish or perish“). Deshalb ist ein Messinstrument, das an diesem Punkt ansetzt, auch als besonders sensibel zu werten. Es verstärkt den ohnehin schon vorhandenen Druck, zu publizieren.

Rückwirkende Effekte werden vor allem in den Publikationsgebräuchen der Disziplinen sichtbar. Der Wissenschaftsforscher Gerhard Fröhlich erwähnt diverse (bekannte) Taktiken: gezieltes gegenseitiges Zitieren zwischen den TeilnehmerInnen offizieller oder inoffizieller Netzwerke (wobei hier diejenigen mit hohem sozialen und symbolischen Kapital im Vorteil sind) oder das Verteilen der Forschungsergebnisse auf mehrere kleinere (Publikations-)Einheiten, um damit die Zahl der Publikationen zu erhöhen. Die umfangreiche und geheimnisvolle Kultur

³⁰⁰ vgl. Kraft (1998), S.1, Fröhlich (1999), S.

³⁰¹ Fröhlich (1999), S. 4

der Ko- und Ehrenautorschaften ist ebenfalls hier einzuordnen. Sie ist es besonders, die Fröhlich zu der Vermutung veranlasst „dass Produktivitätskennziffern einzelner AutorInnen, aber auch von Gruppen und Institutionen, eher als Indikatoren für akkumulierte Macht, soziales und symbolisches Kapital stehen, denn für ‚reine‘ wissenschaftliche Leistung.“³⁰² Aufgrund der strukturellen Ähnlichkeit zum Capital-Kunstkompass, der ja explizit *nicht* die Qualität der Kunst, sondern den Ruhm des Künstlers messen will, ist das auch keineswegs fernliegend.

An zahlreichen Stellen wird bei der Analyse des SCI mit dem so genannten „Matthäus-Effekt“ gearbeitet, den der Amerikaner Robert Merton 1968 als Effekt der Wissenschaftsevaluation formulierte: positiv bewertete Einrichtungen erhalten mehr Ressourcen und können daher noch besser forschen, negativ bewertete Einrichtungen erhalten weniger Ressourcen und werden damit im Hinblick auf Forschungsmöglichkeiten noch weiter an den Rand gedrängt.³⁰³ Analog dazu bekommen durch quantitative Messmethoden die WissenschaftlerInnen mit viel Kapital (aller Arten) stetig mehr „Kapital“ (d.h. Aufmerksamkeit, Zitationen, Auftritte, Forschungsgelder, Publikationsmöglichkeiten) zugeteilt, während die mit weniger „Startkapital“ noch weiter ins Abseits gedrängt werden.

Eine Wirkung des SCI ist auch noch auf einer übergeordneten Ebene auszumachen. Seine Daten werden, wie erwähnt, für zahlreiche Evaluationsprojekte herangezogen. Dass dabei manche Bereiche strukturell unterrepräsentiert sind (also nicht-englischsprachige Forschungsergebnisse und die geisteswissenschaftlichen Disziplinen) bleibt dabei keineswegs unbeachtet³⁰⁴. Die Überlegungen zu eigenen Datenbanken für die derart ausgegrenzten Bereiche zeigen jedoch, dass zwar die konkrete Ausformung durch das ISI, nicht aber das grundlegende Prinzip der Zitationsanalysen kritisch bewertet wird. Die Zitationsanalyse mittels bibliographischer Datenbanken wird daher voraussichtlich als Modell auch für die Wissenschaftsbereiche herangezogen werden, die im Moment von derartigen Analysen noch nicht erfasst werden können. Es geht nicht um alternative Bewertungsformen, sondern um die Ausdehnung der vom SCI vorstrukturierten Form auf andere Bereiche.

³⁰² Fröhlich (1999), S. 6

³⁰³ vgl. Merton (1968)

³⁰⁴ so nennt beispielsweise das DFG-Forschungsranking die mangelnde Anwendbarkeit der SCI-Daten für diese Bereiche als ein Grundproblem quantitativer Evaluation, vgl. DFG (2003), S. 145

4.4 BIX - der Bibliotheksindex

Kurzbeschreibung des Messinstruments

Seit dem Jahr 2000 erstellt die Bertelsmann Stiftung in Kooperation mit dem Deutschen Bibliotheksverband DBV den so genannten Bibliotheksindex, kurz: BIX. Hierbei handelt es sich um ein Ranking von bundesweit ca. 200 freiwillig teilnehmenden Öffentlichen Bibliotheken³⁰⁵. Es wurden im Jahre 2002 17 Indikatoren in vier „Dimensionen“ erhoben. Die teilnehmenden Bibliotheken werden in fünf Größenklassen aufgeteilt und in diesen Größenklassen auf der Basis ihrer Indikatorwerte in eine Rangfolge gebracht. Auf diese Weise ergibt sich ein vierdimensionales Ranking in fünf Gruppen. Im Sommer jeden Jahres werden die Ergebnisse in einer Broschüre publiziert. Folgende Abbildung zeigt exemplarisch einen Ausschnitt aus einer BIX-Tabelle³⁰⁶:

³⁰⁵ Im deutschen Sprachgebrauch bezeichnet der Begriff Öffentliche Bibliothek die in der Regel von der Kommune unterhaltene öffentlich zugängliche Bibliothek für alle Einwohner eines Einzugsgebietes – im Gegensatz zur wissenschaftlichen Bibliothek, die in der Regel auf einen bestimmten akademischen oder spezialisierten Nutzerkreis zugeschnitten oder auch beschränkt ist und von Forschungs- und Lehrinrichtungen unterhalten wird.

³⁰⁶ Quelle: BIX-Magazin 2002

TABELLE 2 Bibliotheken in Städten mit 50.000 bis 100.000 Einwohnern

	SB Rosenheim	SB Norderstedt	SB Göttingen	BogB Neumünster	SB Gütersloh	SB Landshut	SB Herten	SB Greifswald	SB Gladbeck	SB Esslingen am Neckar	SB Aschaffenburg	SB Hildesheim	SB Celle	SB Wabblingen	SB Langenfeld (Rhd.)	SB Weimar	SB Villingen-Schwenningen
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17
Einwohner	59.033	73.338	56.182	70.809	95.728	59.586	66.799	53.210	78.213	90.000	67.788	56.564	72.088	52.298	58.846	61.937	81.655
Rang Auftragsbefriedigung	2	3	4	1	7	6	9	8	11	5	17	15	14	12	19	13	10
Medien je Einwohner	1,7	1,9	1,6	3,9	1,4	2,9	1,7	2,0	1,4	1,9	1,1	1,5	1,9	1,9	0,9	1,9	2,1
Publikumsfläche in qm je 1.000 Einwohner	19	36	35	43	45	37	26	27	30	20	37	32	21	24	18	16	44
Mitarbeiter je 1.000 Einwohner	0,25	0,36	0,27	0,59	0,28	0,38	0,25	0,42	0,28	0,27	0,28	0,19	0,25	0,27	0,14	0,32	0,29
Erneuerungsquote	15,1	14,4	13,3	4,6	10,1	7,3	10,5	6,0	10,4	14,1	8,2	8,8	7,3	8,0	10,5	7,8	6,9
Computerangebot in Stunden je Einwohner	0,36	0,06	0,44	0,85	0,82	0,39	0,44	0,48	0,23	0,42	0,23	0,38	0,21	0,22	0,20	0,34	0,53
Internet-Services	4	1	4	4	4	2	3	3	3	2	1	2	4	3	4	1	2
Rang Kundenorientierung	1	2	4	10	3	7	5	6	8	13	9	11	12	15	16	14	17
Besuche je Einwohner	3,9	4,9	4,2	5,5	3,4	4,7	3,3	4,3	3,0	2,6	3,1	3,0	3,1	2,7	1,9	2,7	2,4
Entleihungen je Einwohner	10,3	11,1	10,6	8,6	7,2	12,9	8,5	9,2	8,5	8,9	5,9	5,7	8,1	8,9	3,6	5,9	5,9
Umschlag	6,3	5,8	6,7	2,8	5,2	4,9	5,3	5,0	6,0	4,8	5,3	4,2	4,5	4,7	3,9	3,4	3,0
Öffnungsstunden Durchschnitt je Einrichtung	1.939	1.618	519	1.312	2.234	553	1.784	1.185	1.235	1.096	1.672	1.741	1.140	443	1.545	1.603	1.411
Einrichtungen Anzahl im System	1	4	5	6	1	13	1	2	2	3	1	1	3	6	1	1	2
Rang Wirtschaftlichkeit	5	20	3	24	17	11	18	14	10	29	8	12	9	16	15	32	33
Medienentst. je Entleihung in Euro	0,25	0,33	0,25	0,30	0,25	0,20	0,29	0,21	0,19	0,32	0,18	0,32	0,23	0,21	0,28	0,32	0,30
Mitarbeiterstunden je Öffnungsstunde	15,3	7,9	11,3	9,3	22,8	6,5	19,6	18,4	17,0	13,5	21,4	12,2	10,3	9,9	10,3	24,3	17,4
Besuche je Öffnungsstunde	120,0	55,0	90,8	49,2	146,7	39,2	122,5	97,1	94,7	72,1	124,3	97,2	65,2	53,5	72,1	105,9	70,7
Ausgaben je Besuch in Euro	4,15	4,41	3,74	5,06	5,26	5,29	4,37	4,03	4,35	5,70	4,50	3,87	4,35	5,76	4,68	5,05	6,36
Rang Mitarbeiterorientierung	23	5	14	18	15	27	8	32	22	24	34	20	25	7	2	35	31
Verfügbarkeitsquote	93,0	96,3	96,0	94,4	96,1	94,1	95,6	90,2	93,0	95,4	93,1	96,1	92,9	98,4	96,5	89,6	93,5
Fortbildungsquote	2,5	1,8	1,1	2,2	2,3	0,7	1,2	1,4	1,5	0,7	1,8	1,8	1,2	1,0	3,0	0,3	2,1
Fluktuationsquote	22,2	2,8	4,7	14,3	16,2	15,2	0,0	23,1	12,1	16,7	45,5	18,2	13,6	4,5	0,0	34,5	32,6

4.4.1 Der Kontext des Messvorgangs

Das Bibliothekswesen ist von einem gespaltenen Verhältnis zu quantitativen Messinstrumenten geprägt. Einerseits gibt es im Bibliothekswesen eine Vielzahl quantitativer Instrumente mit teilweise langer Tradition. Die grundlegende Variable zur Beschreibung einer Bibliothek ist und war immer eine quantitative, nämlich die Bestandsgröße, d.h. die Zahl der vorhandenen Bände oder Titel. Eine Bibliothek wird zudem durch eine Vielzahl von repetitiven Vorgängen betrieben, die eher produzierenden oder verwaltenden als kreativen Charakter haben. Gleichzeitig sind jedoch die Aufgaben und Zielsetzungen von Bibliotheken fest in den Zusammenhängen von Kultur und Bildung verankert:

„Bibliotheken sind unverzichtbare Einrichtung der Kultur, Bildung, Information, Wissenschaft und Forschung [...] Allen Bürgerinnen und Bürgern dienen die Bibliotheken für ihre schulische und berufliche Aus- und Weiterbildung, ihre kreative Freizeitgestaltung und Unterhaltung. Bibliotheken dienen der politischen Meinungsbildung im demokratischen Gemeinwesen, der Sinnorientierung und der Leseförderung. Sie sind Basis für Forschung und Lehre in Schule und Hochschule [...].“³⁰⁷

Quantitative Instrumente werden in der Profession mit Zurückhaltung betrachtet und/oder sind hart umkämpft. Zwar gibt es eine regelmäßige statistische Erfassung der Bibliotheken seit 1902³⁰⁸ (das Bibliothekswesen hat damit die älteste Statistik der Kultur (nicht: Bildungs-) Einrichtungen) – aber die geringe Akzeptanz dieser Statistik innerhalb der Profession zieht sich wie ein roter Faden durch ihre Geschichte³⁰⁹.

Erste Ansätze zu bibliotheksspezifischen Kostenrechnungen gab es bereits in den 1960er Jahren. Sie waren vorwiegend am Ressourcenbedarf der Bibliotheken orientiert, hatten also eine Input-Perspektive: die „angemessene“ Ausstattung der Kommunen mit Bibliotheken und der Bibliotheken mit Personal, Medien und Geld sollte ermittelt werden. Die „Angemessenheit“ sollte außerdem durch bibliothekspolitisch festgelegte Richtwerte gesichert werden.

Im Konzept der „Dreigeteilten Bibliothek“, das seit Anfang der 70er Jahre das Bibliothekswesen stark beeinflusste, nahmen hingegen bestimmte Kennzahlen der Nutzung eine zentrale Stellung ein. Diese Zahlen waren nicht auf die Ressourcen,

³⁰⁷ Bibliotheken 93, S. 3

³⁰⁸ Die „Betriebsstatistik der größeren wissenschaftlichen Bibliotheken“ des Vereins Deutscher Bibliothekare

³⁰⁹ Wickert (1986), S. 79 u. 82 f.

sondern auf die Nutzung der Bibliothek gerichtet und sollten dazu dienen, die Annahme des Bestands durch die Nutzer zu messen und seine Nutzung durch zielgerichteten Bestandsaufbau und Präsentation zu optimieren. Diese Instrumente brachten eine Versachlichung im Verhältnis BibliothekarIn – LeserIn und BibliothekarIn – Buch mit sich. Dieses Verhältnis war im Öffentlichen Bibliothekswesen ursprünglich pädagogisch-volksbildnerisch geprägt, die Wahrnehmung der Nutzerbedürfnisse dementsprechend eher intuitiv-fürsorglich.

Der Ansatz, durch Messungen die Nutzungsseite der Bibliothek zu erfassen, setzte sich im Konzept des Bibliotheksmarketings fort, das von Mitte der 80er bis Anfang der 90er Jahre bestimmend für die Bibliotheksführung war³¹⁰. Der Marketingbegriff beinhaltete das Denken in kurz- und mittelfristigen zyklischen Planungsperioden mit konkreten Zielen und Maßnahmen. Diese Steuerungszyklen waren stark auf Daten und Informationen aufgebaut (Gemeinwesenanalyse, Repräsentativbefragungen, Bestandsnutzungsdaten etc.). So ging mit dem Streben nach Nutzerorientierung eine Vielzahl von quantitativen Instrumenten einher.

Die 90er Jahre standen für das Öffentliche Bibliothekswesen im Zeichen der Reform Öffentlicher Verwaltungen. Kernbegriffe waren hier „Dezentrale Ressourcenverantwortung“ und „Budgetierung“. Die Idee des „Neuen Steuerungsmodells“³¹¹ sah vor, den einzelnen Verwaltungseinheiten eine stärkere Eigenverantwortung zuzugestehen und ihnen damit Möglichkeiten und Anreize zu wirtschaftlicherem und flexiblerem Verhalten zu geben. Zum Ausgleich sollte die Steuerung der nun eigenverantwortlichen Einheiten über konkrete – quantitative – Zielvorgaben und deren Kontrolle erfolgen. Dass Öffentliche Einrichtungen nicht, wie private Unternehmen, einem Wettbewerb ausgesetzt sind, der sie zu stetigen Verbesserungen zwingt, sollte durch den interkommunalen Leistungsvergleich als Wettbewerbssurrogat kompensiert werden. Der Betriebsvergleich ist also ein zentrales Element im Konzept der Verwaltungsmodernisierung.

In diesem Zusammenhang wurde wieder eine Vielzahl von quantitativen Instrumenten notwendig: zunächst genauere Kostenberechnungen, um finanziellen Handlungsspielraum der Einrichtungen zu ermitteln, dann die Definition von Output-Einheiten (so genannten „Produkten“), um Ziele für die Einrichtungen festlegen zu können, und schließlich ein Controlling-System, das Zielsetzungen und Ergebnisse laufend überprüfbar machte. Alle drei Instrumente (Controlling, Produktdefinition und Kostenrechnung) wurden in der ersten Hälfte der 90er

³¹⁰ vgl. dazu vor allem die beiden Marketing-Projekte des DBI (1986 – 1992, publiziert 1987 und 1992) und die Eröffnung der Stadtbibliothek Gütersloh 1984 als Modellbibliothek für Kundenorientierung

³¹¹ KGSt (1993)

Jahre für Bibliotheken erarbeitet. Der Blickwinkel wurde bestimmt von einer Kombination aus Output-Orientierung (Produkte) und Fokussierung der internen Abläufe der Bibliothek (Kostenrechnung, Controlling). Ihre Entsprechung fand diese Kombination in der Gegenüberstellung der Begriffe „Effektivität“ („die richtigen Dinge tun“) und „Effizienz“ („die Dinge richtig tun“).

Während Öffentliche Bibliotheken bei den Pilot- und Einführungsprojekten für die Budgetierung und Dezentrale Ressourcenverantwortung häufig freiwillig eine Vorreiterrolle innerhalb der Öffentlichen Verwaltung übernahmen, fanden um die Definition von Produkten und Controlling-Instrumenten heftige Diskussionen statt, und zwar nicht nur hinsichtlich ihrer Inhalte, sondern auch um die Transparenz ihres Erstellungsprozesses und um die Besetzung der erstellenden Expertengruppen. Produkte und Controlling wurden als die Grundlage für Betriebsvergleiche angesehen, und diesen standen die BibliothekarInnen sehr skeptisch gegenüber. Hier zeichnet sich die Kontur der Haltung eines Großteils der Profession ab: Daten erheben: ja, Daten vergleichen: nein, aus Daten Beurteilungen ableiten: auf keinen Fall. Aus dieser ambivalenten Haltung heraus kann der Anforderung nach Daten entsprochen werden und gleichzeitig eine Abgrenzung zum Messen erfolgen.

Ein erstes Bertelsmann-Projekt („Betriebsvergleich an Öffentlichen Bibliotheken“, Projektstart: 1992) versuchte das Misstrauen der Profession gegenüber Vergleichen durch die langfristige, rein bibliothekarische und nicht-öffentliche Erarbeitung eines Mess- und Vergleichsinstrumentariums zu dämpfen. Gut 100 Bibliotheken haben bis 1999 über längere Zeiträume die Methodik der Bertelsmann Stiftung zu einem „output-orientierten Berichtswesen“ angewandt³¹²; sie ist damit die am weitesten verbreitete Methode. In diesen Zeitraum fiel (neben diversen Kostenrechnungskonzepten) auch die Überarbeitung der Deutschen Bibliotheksstatistik im Hinblick auf weniger aber für die Bibliothekssteuerung nützlichere Daten³¹³. Die Überarbeitung geschah durch eine repräsentativ besetzte Arbeitsgruppe, in der so heftig um Daten gerungen wurde, dass sich der Prozess über fast drei Jahre hinzog. Der für die Organisation der DBS notwendige Konsens aller Beteiligten konnte letztlich nur durch einen (fachlich unbefriedigenden) Kompromiss gerettet werden, der das ursprüngliche Konzept nur noch erahnen ließ³¹⁴.

³¹² An dem Projekt nahmen 27 Bibliotheken teil, nach Projektende 1997 - 1999 bildeten sich unter Regie der staatlichen Fachstellen 12 Vergleichsringe mit 78 Bibliotheken, die die erarbeitete Methodik übernahmen. (Bertelsmann-Stiftung (2000), S. 10)

³¹³ ausgelöst durch Jülkenbeck (1992)

³¹⁴ Der Fragebogen ist jetzt genauso lang wie vorher, aber nur ein Teil der Daten wird auf nationaler Ebene ausgewertet; die restlichen Daten verbleiben auf der Landesebene.

Bis Ende der 90er Jahre waren also zahlreiche betriebswirtschaftliche Instrumente fürs Bibliothekswesen erarbeitet worden. Keines der Instrumente hatte letztlich die erhoffte „sichere Stellung“ der Bibliothek im kommunalen Gefüge gebracht. Um die Existenz von Bibliotheken zu begründen und zu rechtfertigen geht die bibliothekarische Leistungsmessung in eine neue Richtung: dem Messen von „Effekten“ oder „Outcomes“. Diese neue Richtung setzt bei der gesellschaftlichen *Wirkung* an, die die Bibliothek durch ihre Arbeit erzielt. Bei wissenschaftlichen Bibliotheken sind dies z.B. bessere Abschlüsse und schnelleres Studium durch Bibliotheksnutzung, bei Öffentlichen Bibliotheken Lesefähigkeit, Medienkompetenz oder soziale Teilhabe. Es werden weniger betriebswirtschaftliche, sondern eher volkswirtschaftliche Methoden verwendet (Opportunitätskosten) oder aber soziologische Forschungsinstrumente, teilweise auch qualitativer Art (z.B. Social Audits, Critical Incident Technique, Einstellungsmessung etc.)³¹⁵. Die rein betriebswirtschaftlichen Methoden haben sich aufgrund des öffentlichen Auftrags von Bibliotheken als zu eng erwiesen, um den Wert der Bibliothek zu demonstrieren.

Eine Anmerkung zum ökonomischen Antrieb der Entwicklungen: zwar standen alle Quantifizierungsschübe im Bibliothekswesen im Zusammenhang mit schlechten Haushaltslagen der Kommunen. Die konkrete *Ausformung*, die die jeweiligen quantitativen Instrumente annahmen und ihr Blickwinkel (Input – Output – Effizienz/Effektivität – Outcome) wurden aber nicht von der schlechten Haushaltslage bestimmt (die im übrigen für Bibliotheken *nie* „gut“ war!), sondern von jeweils aktuellen *inhaltlichen* Themen und Diskursen der Trägereinrichtungen, z.B. „flächendeckende Versorgung der Bürger“ (70er Jahre), „Bürgerorientierung“ (80er Jahre) oder „Verwaltungsmodernisierung“ (90er Jahre).

Zu den komplexen quantitativen Instrumenten für die *interne* Bibliothekssteuerung traten schließlich Ende der 1990er Jahre zwei „extravertierte“ Instrumente hinzu, die Bibliotheksdaten so stark komprimieren sollten, wie es dem Informationsbedarf von Rezipienten *außerhalb* der Bibliotheken (Entscheidungsträger, Presse etc.) entspricht: der BIX und das DBS-Indikatorenraster. Das DBS-Indikatorenraster entstand gleichzeitig mit dem BIX. Es ermöglichte auf der Grundlage der allgemeinen Bibliotheksstatistik die Einordnung einer Bibliothek in Relation zu allen anderen Bibliotheken ihrer Größenklasse, *ohne* jedoch eine Rangordnung herzustellen³¹⁶. Die Methodik des DBS-Indikatorenrasters wurde in

³¹⁵ vg. Poll (2002), ULB Münster (2003)

³¹⁶ vgl. Wimmer (1999). Im Sinne der Selbstobjektivierung des Forschenden im Forschungsprozess ist zu erwähnen, dass das DBS-Indikatorenraster 1999 von der Verfas-

Fachkreisen zwar durchaus positiv aufgenommen³¹⁷, zu „dem“ etablierten Bibliotheksvergleichsinstrument wurde letztendlich jedoch der BIX. Neben der augenfälligen Begründung hierfür (Das Deutsche Bibliotheksinstitut, in dem das Raster erstellt worden war, wurde aufgelöst und verließ damit das bibliothekarische Feld), sprachen auf der strategischen Ebene folgende Gründe für den BIX als nach außen gewandtes Messinstrument:

- Die isolierte Nutzung des DBS-Indikatorenrasters durch eine einzelne Bibliothek konnte dieser nicht das symbolische Kapital verschaffen, das die Teilnahme an einem Projekt der Bertelsmann-Stiftung mit sich bringt.
- Bei einem nach außen gerichteten Messinstrument ist die attraktive Aufbereitung der Ergebnisse integraler Teil des Messvorgangs. Das DBS-Indikatorenraster vernachlässigte diesen Aspekt.
- Das DBS-Indikatorenraster wollte direkten Vergleich zwischen Bibliotheken vermeiden, vergab dadurch aber auch die wichtige Möglichkeit, öffentlichkeitswirksame Titel („Beste Mittelstadtbibliothek Deutschlands“) zu erlangen.
- durch die Kooperation mit dem Bibliotheks-Dachverband DBV erhielt der BIX einen Status als quasi-offizielles Vergleichsinstrument.

Extravertierte Messinstrumente sind im Bibliothekswesen noch umstrittener als diejenigen zur internen Steuerung. In einem Berufsstand, für den eines der größten professionellen Probleme die mangelnde Wahrnehmung durch Externe darstellt (vgl. Kap.4.4.2), erscheint die ganzheitliche, zumindest aber umfassende Darstellung der Bibliotheksarbeit überaus wünschenswert. Die Informationsreduktion, die sich aus den hochaggregierten Instrumenten ergibt, wird deshalb als besonders problematisch wahrgenommen.

4.4.2 Die Positionen im sozialen Raum

Die Positionen und Anliegen folgender am Messprozess „BIX“ beteiligten Akteure sollen untersucht werden:

- die Öffentlichen Bibliotheken und der Deutsche Bibliotheksverband
- die Bertelsmann Stiftung und infas

serin im Rahmen ihrer Tätigkeit am jetzt aufgelösten Deutschen Bibliotheksinstitut (DBI) entwickelt wurde. Bis September 2000 gehörte sie dem BIX-Beirat an.

³¹⁷ so übernahm der Österreichische Bibliotheksverband die Methodik des Rasters für den nationalen Bibliotheksvergleich, Pascher (2002); vgl. z.B. auch Umlauf (2002), S. 256

- Kommunalpolitik als vorwiegende Zielgruppe des Rankings

Öffentliche Bibliotheken werden in der Regel von der Öffentlichen Hand, meist von Kommunen und aus Steuergeldern finanziert. Sie sind fest in die öffentlichen Aufgaben Bildung und Kultur eingebunden; auch organisatorisch und hierarchisch sind sie in der Regel Teil des Verwaltungsapparats. Bibliotheken sind nach dem Subsidiaritätsprinzip echte öffentliche Einrichtungen; privat finanzierte Öffentliche Bibliotheken gibt es in keinem Land der Welt in nennenswertem Ausmaß. Gleichzeitig existiert jedoch in der Bundesrepublik, im Gegensatz zu vielen anderen Ländern, kein Bibliotheksgesetz (oder eine entsprechende Vorschrift), das der Kommune die Einrichtung einer Bibliothek und deren Leistungsniveau vorschreibt. Aufgrund dieser Sachlage ist das Öffentliche Bibliothekswesen in der Bundesrepublik recht heterogen ausgebildet, und es gibt einen großen Anteil von Kommunen ohne Öffentliche Bibliothek³¹⁸. Sinken die Steuereinkünfte der Kommunen über einen längeren Zeitraum, kommt es zu Einschränkungen des Betriebs oder im Extremfall sogar zu Bibliotheksschließungen. Die Situation von Öffentlichen Bibliotheken ist also juristisch nicht abgesichert und demnach grundsätzlich prekär. Das Etikett „Freiwillige Leistung“ klebt auf Öffentlichen Bibliotheken (wie auf allen anderen öffentlichen Kultureinrichtungen) und spielt im Kontext der bibliothekarischen Leistungsmessung eine Rolle, indem es zu einer ambivalenten Haltung gegenüber Messinstrumenten beiträgt: Einerseits erzeugt der Status als „freiwillige Leistung“ den Druck (und die Motivation), den Nutzen einer Bibliothek möglichst eindeutig beweisen zu wollen. Andererseits verstärkt dieser Status die Angst vor Messergebnissen, da nicht nur die *Höhe* des Ausstattungsniveaus zur Debatte steht, sondern letztlich die Frage nach Sein oder Nichtsein der Bibliothek. Derartige Befürchtungen äußern sich z.B. in dem Szenario, dass besonders gut abschneidende Bibliotheken womöglich Ressourcen *einbüßen* müssten (weil „eine mittelmäßige Bibliothek auch reicht“).

Eine Öffentliche Bibliothek ist in der Regel die meistbesuchte „freiwillige“ Einrichtung einer Gemeinde. Zettelkataloge gibt es nur noch in einer Minderheit von Bibliotheken; Internetzugang in der Mehrheit. Trotzdem haben Bibliotheken

³¹⁸ „Die Bundesrepublik zählt 16.000 Gemeinden, aber in nur rund 2.000 Gemeinden gibt es Öffentliche Bibliotheken mit bibliothekarisch geschultem Personal - insgesamt etwa 4.000 Bibliotheken. Alle Großstädte über 100.000 Einwohner haben Öffentliche Bibliotheken, und bis zu einer Einwohnerzahl von 20.000 ist das Bibliotheksnetz noch relativ dicht, hier fehlt nur in 10% der Kommunen eine Öffentliche Bibliothek mit hauptamtlichem Personal. Zwischen 5.000 und 20.000 Einwohnern besitzt dagegen nicht einmal mehr die Hälfte der Gemeinden eine solche Einrichtung.“ Thun (1998), Kap. 2.1: Öffentliche Bibliotheken

in der öffentlichen Wahrnehmung das Image von weltabgewandten und altmodischen Einrichtungen. Bibliotheken werden von Trägern und Öffentlichkeit entweder als Elfenbeintürme oder aber *gar nicht* wahrgenommen; wobei die Nicht-Wahrnehmung mindestens genauso unvorteilhaft ist, wie die Falsch-Wahrnehmung. Dieses Imagedefizit der Öffentlichen Bibliotheken ist dauerhaft und stellt für den Berufsstand ein großes Problem dar. Es spielt für Messprozesse ebenfalls eine Rolle: Ein wichtiges Anliegen für BibliothekarInnen ist es, dass die Bibliothek von Außenstehenden stärker wahrgenommen wird; dies ist – neben dem Informationsgewinn für die Bibliothekssteuerung – ein Hauptmotiv für die Teilnahme am BIX. Die Bibliothek bekommt damit ein Instrument zur Außendarstellung; und dazu noch eines, das aus *kommunaler Perspektive* positive Konnotationen aufweist (Wettbewerb, neue Managementmethoden etc.)

Der *Deutsche Bibliotheksverband (DBV)* ist der Institutionenverband des deutschen Bibliothekswesens. Er vertritt alle Typen von Bibliotheken und bibliothekarischen Einrichtungen. Im Gegensatz zu den bibliothekarischen Personalverbänden sind im DBV die Bibliotheken „kraft eigenen Rechts oder durch ihre Rechtsträger“³¹⁹ Mitglied, was für die meisten Bibliotheken bedeutet, dass sie über ihre Träger Mitglied sind. Der Vorstand des DBV ist bibliothekarisch, das Präsidium aber mit gewählten Kommunalpolitikern oder Verwaltungsfachleuten besetzt. Der DBV bildet somit die Verzahnung zwischen der Bibliotheksprofession und den Bibliotheksträgern. Seine Aufgabe ist die Interessenvertretung der deutschen Bibliotheken³²⁰. Er ist damit der maßgebliche deutsche Bibliotheksverband. Für die Interessenvertretung und vor allem für die Durchführung von Projekten benötigt er (nach Abwicklung des bibliothekarischen Forschungsinstituts) zusätzliche Partnerschaften.

Die *Bertelsmann Stiftung* ist eine Stiftung privaten Rechts. Sie ist Mehrheitseignerin der Bertelsmann AG, einem der größten Medienkonzerne der Welt. Die Stiftung wurde 1977 von Reinhard Mohn, dem Haupteigentümer der Bertelsmann AG, gegründet und hat folgendes Selbstverständnis:

„Die Bertelsmann Stiftung engagiert sich in der Tradition ihres Gründers Reinhard Mohn für das Gemeinwohl. Fundament der Stiftungsarbeit ist die Überzeugung, dass Wettbewerb und bürgerschaftliches Engagement eine wesentliche Basis für gesellschaft-

³¹⁹ vgl. DBV-Homepage

³²⁰ Alle Angaben aus: DBV-Homepage

lichen Fortschritt sind. Die Bertelsmann Stiftung versteht sich als Förderin des gesellschaftlichen Wandels und unterstützt das Ziel der zukunftsfähigen Gesellschaft. Die Stiftung will frühzeitig gesellschaftliche Herausforderungen und Probleme identifizieren sowie exemplarische Lösungsmodelle entwickeln und verwirklichen.“³²¹

Insgesamt führt die Stiftung zur Zeit ca. 170 Projekte in zehn Bereichen durch, davon 40 in der Gruppe „Bildung“³²², davon wiederum 17 Bibliotheksprojekte.³²³ Zehn der 170 Projekte sind Leistungsvergleiche oder Benchmarkings in den unterschiedlichsten Gebieten (Finanzamt – Krankenhaus – Beschäftigungsförderung – Musikschulen etc.) Die Bertelsmann Stiftung ist damit neben dem kommunalen Forschungs- und Serviceinstitut KGSt die einflussreichste Akteurin zum Thema Verwaltungsmodernisierung. Sie genießt daher bei Kommunalpolitikern – den Trägern Öffentlicher Bibliotheken – einen ausgezeichneten Ruf.

Öffentliche Bibliotheken waren für die Bertelsmann Stiftung (sicher auch aufgrund des Unternehmensprofils) seit ihrer Gründung ein zentrales Betätigungsfeld. Nicht zuletzt ist das Hauptfeld wirtschaftlichen Handelns von Bibliotheken der Medienkauf. Die Ausgaben der Stiftung für Öffentliche Bibliotheken betrugen bis 2002 über 28 Mio EUR³²⁴. Die Bibliotheksprojekte genießen hohes Ansehen in den deutschen Öffentlichen Bibliotheken: die Stadtbibliothek Gütersloh (als von der Stiftung mitfinanzierte Modellbibliothek) war bis Ende der 90er Jahre ein Mekka für Studienreisen, das Projekt „Bibliotheksvergleich“ wurde sehr aufmerksam verfolgt, das online-Internettraining „bibweb“ wurde von knapp einem Viertel (!) aller BibliotheksmitarbeiterInnen absolviert³²⁵.

Seit 1999 - mit Beginn des BIX-Projektes – zeichnen sich zwei neue Linien in der Arbeit der Bertelsmann-Stiftung ab:

³²¹ Bertelsmann Stiftung-Homepage. - <http://www.bertelsmann-stiftung.de/foundation/tradition.cfm?lan=de&nId=1040> (17.04.2003)

³²² andere Bereiche sind: Demokratie und Bürgergesellschaft, Wirtschaft und Soziales, Gesundheit, internationale Verständigung, Kultur, Stiftungswesen, Carl-Bertelsmann-Preis

³²³ Eine vollständige Liste der Projekte findet sich bei Bertelsmann-Stiftung-Homepage unter <http://www.bertelsmann-stiftung.de/projects.cfm?lan=de&nId=33> (17.04.2003)

³²⁴ Fit für das Internet: Online-Fortbildung für Bibliothekare bundesweit ein Renner. – Pressemeldung vom 20. Juni 2002. in: BDB-Homepage. - <http://www.bdb-dachverband.de/index2.html> (17.04.2003)

³²⁵ ebenda

- a) eine kontinuierliche Kooperation mit dem DBV, und zwar bei drei Projekten, die für die Außenwirkung des Bibliothekswesens von maßgeblicher Bedeutung sind:
- BIX-Bibliotheksindex (Bibliotheksvergleich)
 - Deutsche Internetbibliothek: kooperative Linksammlung und elektronischer Auskunftsdienst der deutschen Öffentlichen Bibliotheken
 - Bibliothek 2007: diese Projekt beinhaltet nichts weniger als die Erarbeitung einer nationalen Bibliotheksplanung
- b) die Erweiterung der Zielgruppe auf wissenschaftliche Bibliotheken (besonders in den Projekten „BIX“ und „Bibliothek 2007“) - seit 2002 wird an einem BIX für wissenschaftliche Bibliotheken gearbeitet.

Seit dem Jahr 2000 ist die Bertelsmann Stiftung Mitglied in der Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände (BDB), dem Dachverband aller für das Bibliothekswesen relevanten Verbände. Es ist also eine enge Verbindung zwischen Interessenvertretung und Selbstdarstellung deutscher Bibliotheken und der Bertelsmann Stiftung festzustellen.

Infas – das Institut für angewandte Sozialwissenschaft – ist eines der ältesten und etabliertesten Meinungsforschungsinstitute Deutschlands (1958 gegründet) und betrieb von 1965 bis 1996 die Wahlberichterstattung der ARD. Das Institut ist dementsprechend auch Nicht-Marktforschern und BibliothekarInnen bekannt und wird als ausgesprochen seriös wahrgenommen. (Diese Formulierung soll nicht andeuten, dass das Institut nicht seriös *ist*, sondern dass es in diesem Zusammenhang auf die *Wahrnehmung* der Seriosität durch die BIX-TeilnehmerInnen ankommt.)

Als Zielgruppe des BIX sind in erster Linie *Kommunalpolitiker* anzusehen, die als Entscheidungsträger über bibliotheksrelevante Fragen bestimmen. Die Kommunen spielen bei der Bereitstellung kultureller Angebote eine wichtige Rolle; gleichzeitig befinden sich die Kommunen in der Entscheidungshierarchie Bund – Länder – Kommunen auf der untersten Stufe, was sich so auswirkt, dass die Kommunen finanziell ebenfalls das „schwächste Glied“ in der Kette sind. Einer Vielzahl von kommunalen Aufgaben steht durch die Entwicklung der letzten 15 Jahre ein sich verringernder Etat gegenüber. Dies führt zu schwierigen Entscheidungssituationen für kommunale Verwaltungen und Entscheidungsträger.

Viele Kommunalpolitiker sind ehrenamtlich bzw. nebenamtlich tätig, d.h. sie haben unter großem zeitlichem Druck eine Vielzahl von Entscheidungen zu fällen, in deren fachliche Hintergründe sie sich nicht immer detailliert einarbeiten können. Diesem Sachverhalt versucht der BIX durch seine hohe Aggregationsstufe – wenige Indikatoren in *einem* Ranking zusammengefasst – entgegenzukommen. Das Bedürfnis des Berufsstandes nach differenzierter Darstellung der Bibliotheken kollidiert allerdings sogar hier noch mit dem Wunsch der Träger nach einfacher Information, wie folgendes Zitat belegt:

„Aber, meine Damen und Herren, wollen sie ihm [dem ehrenamtlichen Stadtrat, U.W.] dann ernsthaft den BIX 2002 mit seinen vier Zieldimensionen und den diesen zugeordneten siebzehn Leistungsindikatoren für die ‚Leistungsmessung in Öffentlichen Bibliotheken‘ vorlegen?“³²⁶

Die Forderung nach Komplexitätsreduktion, die aufgrund der Zeitgebundenheit von Entscheidungen notwendig ist (vgl. Kap. 2.3.1.1), wird hier besonders greifbar.

4.4.3 Kooperation/Interaktion der beteiligten Parteien

Die zahlreichen heftigen Kontroversen rings um die Überarbeitung von DBS, Richt- und Normwerten, Produktdefinitionen und Kostenrechnungen ließen befürchten, dass ein Ranking (das holzschnittartigste und damit in der Wahrnehmung der Profession „gefährlichste“ quantitative Instrument überhaupt) nicht leicht durchzusetzen sein würde. Das Gelingen des BIX war und ist also in hohem Maß von der Akzeptanz des Instruments durch die Bibliotheken abhängig. Der Start des BIX im September 1999³²⁷ gelang durch folgende Maßnahmen:

- als Kooperationspartner konnte der DBV, der Dachverband der deutschen Bibliotheken, gewonnen werden. Durch diese Kooperation bekam der BIX die bibliothekarisch-fachliche Rückendeckung und Legitimation, ohne die die Akzeptanz bei den Bibliotheken sonst wohl nicht gelungen wäre. Diese Unterstützung ging eben nicht nur von einer „beliebigen“ bibliothekarischen Expertengruppe aus, sondern vom Verband selber.

³²⁶ Beurteilung des BIX durch einen Lokalpolitiker in: Hasenbeck (2003), S. 210

³²⁷ Klug (1999), S. 522

- die Auswahl der erhobenen Daten und Indikatoren geschah in einem ersten Schritt *nicht* durch ein bibliothekarisches Gremium, sondern durch eine statistische Sekundäranalyse der im Projekt „Betriebsvergleich“ gewonnenen Bibliotheksdaten durch infas. Damit war Folgendes erreicht: eine langwierige Diskussion durch eine bibliothekarische Fachgruppe wurde vermieden; trotzdem erfolgte die Indikatorenbildung auf der Basis von bibliothekarisch-fachlich erhobenen Daten. Statt einer Legitimierung der Indikatoren durch eine *bibliotheksfachliche* Arbeitsgruppe erfolgte die Legitimation über die *mathematisch-statistische* Fachkenntnis von infas (an dieser Stelle spielt die wahrgenommene Seriosität des Instituts eine entscheidende Rolle). Auf diese Weise waren die Indikatoren einerseits über den Fachdisput erhaben, andererseits aber trotzdem nicht fachfremd.
- Erst in einem zweiten Schritt erfolgte die Modifikation und zusätzliche Legitimierung der vorliegenden Indikatorenliste durch ein bibliothekarisches Fachgremium, in dem die Sektionen der Öffentlichen Bibliotheken im DBV und einige weitere Institutionen vertreten waren³²⁸.

Das Messinstrument und seine Variablen wurden im Lauf dieses Prozesses ausführlich in der Fachdiskussion thematisiert und dadurch transparent gemacht. Zum Gelingen des BIX trug sicher auch bei, dass Ende der 90er Jahre in den Bibliotheken bereits genügend Erfahrungen mit quantitativen Instrumenten vorhanden waren (nicht zuletzt aufgrund des Projekts „Betriebsvergleich an Öffentlichen Bibliotheken“), um einen entspannteren Umgang mit quantitativen Messinstrumenten zu wagen. Nichtsdestoweniger bleibt die Steigerung der Akzeptanz des BIX bei den Bibliotheken ein wichtiges Thema (s.u.)³²⁹. Folgende Maßnahmen sollen die Akzeptanz verstärken:

- die Bibliotheken bekommen die BIX-Ergebnisse mit einem zeitlichen Vorlauf von 4-6 Wochen vor der Publikation, um sich eine Interpretations- und Argumentationsstrategie zurechtlegen zu können und ihre Pressearbeit vorzubereiten.
- Es wird ein Höchstmaß an Transparenz über die Vorgänge rund um den BIX hergestellt. Nicht nur sind die genauen Definitionen, Gewichtungen und Berechnungswege der Indikatoren auf der BIX-Website publiziert, sondern sogar die Protokolle (!) der Sitzungen der Steuerungsgruppe mit allen (internen) Ü-

³²⁸ Die Mitglieder der Steuerungsgruppe finden sich unter www.bibliothekindex.de

³²⁹ vgl. die BIX-Protokolle vom 07.12.2000 und 03.05.2001

berlegungen zum Fortgang des BIX³³⁰ – mehr Transparenz ist praktisch nicht möglich.

- Anregungen und Verbesserungsvorschläge der Bibliotheken werden sehr ernsthaft behandelt und fließen in die weitere BIX-Planung ein.
- Der BIX wird durch Erfahrungsaustausch, Fortbildungen und Studienreisen vermittelt und ergänzt.

Die Erstellung des BIX geschieht also unter maximaler methodischer Transparenz, mit hohem bibliothekarischem, mathematisch-statistischem und gestalterischem Sachverstand und durch ein Höchstmaß an Einbindung aller potentiellen *stakeholder*.

Ausschlaggebend für die Etablierung des BIX war letztlich aber auch, dass die Teilnahme freiwillig ist, d.h. dass keine Bibliothek gezwungen wird, sich ranken zu lassen. Die Bibliotheken schließen mit der Bertelsmann Stiftung einen Kooperationsvertrag ab und müssen für die Teilnahme am BIX jährlich ca. 150 EUR (DM 300.-) bezahlen. In Großbritannien gibt es demgegenüber einen Leistungsvergleich, der für Bibliotheken obligatorisch ist, aber nicht in ein Ranking mündet. In den USA gibt es mit „Hennen´s American Public Library Rating Index“³³¹ ein Ranking, das aus den öffentlich vorliegenden Statistikdaten von ca. 9.000 Öffentlichen Bibliotheken errechnet wird, also eine Art „Zwangsranking“ ohne jegliche Kooperation oder Einverständnis seitens der Bibliotheken. „Das würde in Deutschland kein Bibliothekswissenschaftler machen, der noch den Ehrgeiz hat, auf Tagungen begrüßt zu werden“³³². Die Freiwilligkeit der Teilnahme ist ein Punkt, den die Bibliotheken für ihre Selbstdarstellung positiv verwenden können (vgl. Kap. 4.4.5.2).

Ziel des BIX-Projekts war es ursprünglich, innerhalb der dreijährigen Projektlaufzeit 300 Teilnehmerbibliotheken für den BIX zu gewinnen. Im ersten Jahr nahmen 107 Bibliotheken am BIX teil, die Zahl stieg 2001 auf 168 und 2002 auf 200; auf diesem Niveau blieb sie auch 2003³³³. D.h. im Moment liegt die Teilnahme bei rund 10% aller Bibliothekssysteme, die angestrebten 300 Teilnehmer konnten trotz der optimalen Bedingungen noch nicht erreicht werden.

³³⁰ <http://www.bix-bibliotheksindex.de/index.php?LANG=de&nID=15>

³³¹ <http://www.haplr-index.com/index.html>

³³² urteilt Umlauf (2002), S. 254

³³³ BIX-Magazine 2000 bis 2002, sowie BIX-Homepage (16.07.2003)

4.4.4 Das Messinstrument

Der BIX erhebt 17 Indikatoren in 4 Dimensionen und gewichtet sie mit den Faktoren in Klammern³³⁴:

Dimension Auftragserfüllung (Quantität)	Dimension Kundenorientierung (Qualität)
<ul style="list-style-type: none"> • Medien je Einwohner (1,0) • Publikumsfläche in qm je 1.000 Einwohner (0,5) • Mitarbeiter je 1.000 Einwohner (1,0) • Erneuerungsquote (1,5) • Computerarbeitsplätze in Stunden je Einwohner (0,5) • Internet-Services (0,5) 	<ul style="list-style-type: none"> • Besuche je Einwohner (1,5) • Entleihungen je Einwohner (1,0) • Umschlag (1,5) • Wochenöffnungszeiten (1,0)
Dimension Wirtschaftlichkeit	Dimension Mitarbeiterorientierung
<ul style="list-style-type: none"> • Medienetat je Entleiher (Euro) (-0,5) • Mitarbeiterstund/Öffnungsstunde (-0,5) • Besuche je Öffnungsstunde (0,5) • Ausgaben je Besuch in EURO (-0,5) 	<ul style="list-style-type: none"> • Verfügbarkeitsquote (0,2) • Fortbildungsquote (0,2) • Fluktuationsquote (-0,2)

Einige Erläuterungen zu den Indikatoren:

- Hinter dem missverständlichen Begriff „Auftragserfüllung“ verbirgt sich die Ressourcenausstattung der Bibliothek. „Auftragserfüllung“ meint hier eigentlich, wie gut *die Kommune* ihren Auftrag erfüllt, der Bevölkerung Bibliotheksangebote nur zur Verfügung zu stellen.
- Bei den „Internet-Services“ handelt es sich um sieben unterschiedliche Dienstleistungen: Homepage, Web-OPAC, interaktive Funktionen (Verlängerung etc.), Linksammlung, virtuelle Bestände, virtueller Auskunftsdienst, proaktive Informationsdienste (e-mail-Newsletter, SMS etc.). Deren Vorhandensein wird mit einem Punkt bewertet. Die höchste erreichbare Punktzahl ist also 7.
- Die Verfügbarkeitsquote ist die positive Formulierung des Krankenstandes der Bibliothek, d.h. eine Verfügbarkeitsquote von 85% bedeutet, dass 15% der

³³⁴ BIX-Homepage: <http://www.bix-bibliotheksindex.de/index.php?LANG=de&nID=8> (29.04.2003)

Mitarbeiterstunden wegen Krankheit, Kur, Sonderurlaub etc. nicht zur Verfügung stehen.

- Fortbildungsquote: der Anteil der Mitarbeiterstunden, der für Fortbildung aufgewendet wird.

Die Erneuerungsquote, der Umschlag und die Besuche pro Einwohner sind also die wichtigsten Indikatoren im BIX (da 1,5-fach gewichtet). Für die Gesamtplatzierung am wichtigsten ist die Dimension „Kundenorientierung“, denn alle vier Indikatoren werden einfach oder anderthalbfach gewichtet. Damit gewinnen, als einfache Maßzahlen, die Besucherzahl und die Zahl der Ausleihen das größte Gewicht für die Platzierung im BIX. Die Dimension „Auftragserfüllung“, die auf das Engagement der Kommune verweist (die der Bibliothek Ressourcen zur Verfügung stellen muss), enthält die meisten Indikatoren (6). Dadurch bietet sie auch den Bibliotheken die meisten ressourcenbezogenen Argumentationsansätze ihren Trägern gegenüber. Obwohl die „Wirtschaftlichkeit“ der Bibliothek eine eigene Dimension einnimmt, wird keiner der Indikatoren mehr als 0,5fach gewichtet; das hängt auch mit der heterogenen Datenbasis für Finanzdaten zusammen. Die Dimension „Mitarbeiterorientierung“ enthält die wenigsten Indikatoren (3) mit der geringsten Gewichtung (0,2). Die Gewichtungen sind nur der BIX-Homepage, aber nicht dem BIX-Magazin zu entnehmen; dort stehen die Dimensionen gleichwertig nebeneinander. Die geringere Wertung der Dimensionen „Wirtschaftlichkeit“ und „Mitarbeiterorientierung“ erfolgt also zwar methodisch (dies kommt den teilnehmenden Bibliotheken entgegen), aber weniger in der Präsentation (das entspricht dem Informationsinteresse der Zielgruppe).

Interessant ist die Dimension „Mitarbeiterorientierung“. Sie soll die Mitarbeiterzufriedenheit in den Bibliotheken abbilden. Die ganze Dimension und die einzelnen Indikatoren sind jedoch besonders umstritten. Die Ermittlung des Indikators „Verfügbarkeitsquote“ (=umgekehrter Krankenstand) ist personalrechtlich sensibel und stößt in manchen Bibliotheken auf Widerstand der Personalvertretung oder der Bibliotheksmitarbeiter. Dieser Indikator ist für etliche Bibliotheken der ausschlaggebende Grund, nicht am BIX teilzunehmen³³⁵. Die anderen beiden Indikatoren sind für Bibliotheken bis zu 5 MitarbeiterInnen nicht wirklich valide, werden sehr häufig in Frage gestellt³³⁶ und schwächen die (für den BIX lebenswichtige) Akzeptanz.

³³⁵ vgl. z.B. BIX-Protokoll vom 07.12.2000

³³⁶ das Thema gehört zu den „Frequently asked Questions“ zum BIX, vgl. BIX-Homepage: BIX Der Bibliotheksindex - Projektinfos – Häufige Fragen/FAQs. - <http://www.bix-bibliotheksindex.de/index.php?LANG=de&nID=9> (25.04.2003)

Als Ausgleich werden die drei Indikatoren so gering gewichtet (mit dem Faktor 0,2), dass sie für die Platzierung im BIX kaum eine Rolle spielen. Warum werden sie überhaupt beibehalten? Die Antwort auf diese Frage findet sich z.B. auf der Website zu den „häufig gestellten Fragen“ (FAQ): „Verfügbarkeits-, Fluktuations- und Fortbildungsquote sind *auch im Wirtschaftsbereich übliche Indikatoren*, die Rückschlüsse auf die Entwicklung des Bibliotheks-Teams zulassen.“³³⁷ Innerhalb der Steuerungsgruppe wird ebenso argumentiert: „Die Mitarbeiterorientierung ist eine wichtige Dimension in Verwaltung und Industrie“³³⁸, und auch auf zahlreichen Fortbildungsveranstaltungen wird dieser Aspekt betont.

Es bleibt also festzuhalten: Obwohl die Indikatoren der Dimension „Mitarbeiterorientierung“ a) aufgrund vorwiegend sehr kleiner Betriebsgrößen nicht valide, b) bei Nicht-Teilnehmern höchst umstritten und c) für das Ergebnis des Rankings (aufgrund niedriger Gewichtung) kaum relevant sind, soll diese Dimension erhalten bleiben. Damit werden die Ergebnisse des BIX für bibliotheksferne Rezipienten anschlussfähig gemacht, und die Bibliotheken werden in deren Kategorien dargestellt. Dies als ein Überstülpen von ökonomischen Kriterien über die Bibliotheken zu sehen, greift zu kurz, denn ein Anliegen der teilnehmenden Bibliotheken ist es ja gerade, sich durch die Teilnahme am BIX als moderne, managementorientierte öffentliche Betriebe zu profilieren, und dazu leistet die Dimension „Mitarbeiterorientierung“ ihren Beitrag – ohne das Ergebnis der Rankings sehr zu beeinflussen. Es handelt sich hier also um ein gutes Beispiel für eine (fast) ausschließlich strategisch begründete Messung.

Zum Großteil bauen die Indikatoren auf den etabliertesten Kennzahlen des Bibliothekswesens auf. Daraus ergibt sich ein Bild der Bibliotheken, das auch eher einer traditionellen Sicht auf das Bibliothekswesen verhaftet ist: viele Besucher und viele Ausleihen bestimmen den Erfolg einer Bibliothek im BIX. Die mangelnde Orientierung des BIX auf innovative, zukunftssträchtige Bibliothekskonzepte und eher qualitativ ausgerichtete Nutzungskonzepte, z.B. durch Indikatoren, die elektronische Dienstleistungen oder die Relevanz der Bibliothek als Informationsressource, als Kultureinrichtung oder als Lernort abbilden, wird an verschiedenen Stellen moniert³³⁹. Da im Bibliothekswesen international ein Trend zu steigender Nutzung der räumlichen und elektronischen Bibliotheksressourcen bei gleichzeitig

³³⁷ ebenda, Hervorhebung der Verfasserin

³³⁸ BIX-Protokoll vom 08.12.1999, vgl. auch Anlage zum BIX-Protokoll vom 31.11.2002

³³⁹ vgl. vor allem Umlauf (2002), S. 255-256 oder BIX-Homepage: BIX – der Bibliotheksindex – Projektinfos – Häufige Fragen/FAQs . - <http://www.bix-bibliothekindex.de/index.php?LANG=de&nID=9> (29.04.2003),

sinkenden Ausleihzahlen zu beobachten ist, kann das eher traditionelle Bild, das der BIX von Öffentlichen Bibliotheken zeichnet, perspektivisch tatsächlich problematisch werden.

Allerdings muss darauf hingewiesen werden, dass praktisch von der ersten Stunde an alle am BIX-Projekt Beteiligten (Bibliotheken, Projektbearbeiterinnen, Steuerungsgruppe etc.) um Indikatoren gerungen haben, die zumindest die elektronischen Dienstleistungen und ihre Nutzung in den Bibliotheken darstellen. Dieser Punkt ist einer der zentralen methodischen Fragestellungen für die Weiterentwicklung des BIX³⁴⁰. Nicht umsonst wurden im zweiten BIX-Jahr zwei Indikatoren ergänzt, die elektronische Angebote abbilden: „Computerstunden pro Einwohner“ und der Summenindex „Internet-Services“. Dass bisher kein entsprechender Indikator für die Nutzungsseite in den BIX eingefügt wurde, lässt sich also keinesfalls auf mangelndes Problembewusstsein zurückführen, sondern wohl tatsächlich darauf, dass trotz zahlreicher diesbezüglicher Forschungsprojekte bisher kein Indikator gefunden werden konnte, über dessen Aussagekraft, Zuverlässigkeit und methodische Erhebungsweise weitgehend *Einigkeit* besteht. Für eine differenziertere Darstellung der Bibliotheksnutzung gilt das selbe Problem (außerdem ist sie mit dem Anspruch des BIX auf Knappheit und Übersichtlichkeit tatsächlich kaum zu vereinbaren).

Die Frage nach der Zukunftsfähigkeit des BIX verweist daher eher auf ein grundsätzliches Problem von Messprozessen im kulturellen Feld: nur über bereits etablierte („sozial gereifte“) Phänomene besteht in der feldeigenen Wahrnehmung soweit Einigkeit, dass auch ein Konsens über die Auswahl und Methodik der Daten erzielt werden kann, die das Phänomen abbilden sollen. Anders ausgedrückt: so lange es für die Öffentlichen Bibliotheken noch nicht entschieden ist, welches ihr Platz in der elektronischen Medienwelt sein wird, wie die „angemessene“ Nutzung einer Bibliothek im Internetzeitalter aussehen könnte und was die Bibliotheken tun müssen, um bei sinkenden Ausleihzahlen ihre Daseinsberechtigung zu behalten, so lange können sie sich auch nur schlecht darüber einigen, welche Daten diesen wünschenswerten Zustand belegen. Die unsichere zukünftige Positionierung des Bibliothekswesens im gesellschaftlichen Raum findet also seine Entsprechung in den fehlenden zukunftsgerichteten Indikatoren. Dass viele *einzelne* BibliothekarInnen eine Vorstellung von der Zukunft ihrer Arbeit in Bibliotheken haben, wird dabei keineswegs bezweifelt; bei der Indikatorenfindung geht es jedoch um ein Selbstbild, das *auf breiter Ebene* konsensfähig sein muss, da auch die Indikatoren konsensfähig sein müssen.

³⁴⁰ vgl. alle BIX-Protokolle

Andererseits bedingt die Zielsetzung einer weitestmöglichen Informationsverdichtung und –reduktion – die für ein Ranking unbedingt notwendig ist und die Rezeption durch die Zielgruppe gewährleistet – dass nur die etabliertesten und methodisch sichersten Indikatoren in den Messprozess einfließen können. Für Experimente und Details ist dabei kein Platz. Je verdichtender und umfassender das Messinstrument, umso stärker muss es sich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner an Kennzahlen beschränken.

Aufgrund dieser beiden Sachverhalte – Indikatorenbildung ist nur für etablierte Phänomene möglich, und Rankings können keine Experimente abbilden – ist davon auszugehen, dass Messprozesse im kulturellen Feld grundsätzlich eher verstärkenden und beharrenden als innovativen Charakter haben *können*. (Dieses Problem gilt jedoch nicht allein für kulturelle Messungen; auch bei Vergleichsinstrumenten in anderen Feldern, z.B. dem Benchmarking in der Betriebswirtschaft, wurde schon der reflexive, dem Bestehenden verhaftete Charakter konstatiert³⁴¹.) Das heißt für die Kultur, dass Messverfahren immer tendenziell das bestehende Bild vom jeweiligen kulturellen Feld bestärken und bekräftigen, weil sie erfassen, was schon gefestigt ist und für neue Entwicklungen noch blind sind. Obwohl die Arbeitsgremien des BIX also in einem Höchstmaß für neue Entwicklungen sensibilisiert und engagiert sind, kann der BIX nicht abbilden, was innerhalb der Profession noch nicht ausgereift ist, und er kann auch keine Experimente abbilden, ohne sein Kernanliegen – einfache Information zu liefern – aus den Augen zu verlieren.

Auch die interpretative Bewertung der Ergebnisse bleibt ohne systemexternen Maßstab im Bestehenden gefangen; so kann sich aus dem Vergleich von Messergebnissen mit politisch-„willkürlich“ gesetzten Ziel- und Richtwerten potentiell eine viel größere Dynamik ergeben als aus dem Vergleich von Ergebnissen untereinander: Dass der Mittelwert bei „Medien je Einwohner“ in vier der fünf BIX-Kategorien deutlich unter 2 liegt, dass also eine mindestens 30 Jahre alte Forderung („jede Bibliothek soll 2 Medien pro Einwohner anbieten“) nicht im Ansatz erfüllt ist, kann *innerhalb* des BIX nicht reflektiert werden.

4.4.5 Die Wirkung der Messergebnisse

4.4.5.1 Darstellung und Publikation

Die Ergebnisse des BIX werden jedes Jahr im Sommer (Juli/August) in einer kostenlosen Broschüre, dem BIX-Magazin, veröffentlicht. Die Publikation wird von

³⁴¹ vgl. u.a. Schreyögg (1999), S. 324 u. 542

Pressearbeit seitens der Bertelsmann-Stiftung begleitet. Alle Daten und Ergebnisse sind außerdem über die BIX-Website abfragbar; hier ist auch der individuelle Vergleich von gezielt ausgewählten Teilnehmerbibliotheken möglich.

Die Bibliotheken bekommen, wie erwähnt, die BIX-Ergebnisse mit einem zeitlichen Vorlauf von ca. vier Wochen vertraulich mitgeteilt. Dies geschieht, um ihnen den Aufbau einer Interpretations- und Argumentationsstrategie zu ermöglichen und ihnen Zeit für die eigene Öffentlichkeitsarbeit (Pressemeldungen, Pressekonzferenz, Veranstaltungen etc.) zu geben. Das BIX-Magazin muss von den Trägern nicht angefordert oder gar gekauft werden (was schon Interesse voraussetzen würde), sondern es wird in einer aktiven Informationsleistung an ca. 3.000 Adressaten („Bibliotheken, Fachstellen, Kommunalverwaltungen“) versandt, die sich in einer Verteilerdatenbank der Stiftung befinden³⁴². Damit ist eine breite Erstverteilung der BIX-Informationen gewährleistet.

Das BIX-Magazin ist für die Verhältnisse der Öffentlichen Verwaltung ausgesprochen attraktiv gestaltet: Farbe, Bilder, modernes, aufwändiges Layout, – das ist für Öffentliche Einrichtungen aufsehererregend. Bei einem Messinstrument, das von seiner ganzen Anlage her auf Außendarstellung angelegt ist, sind diese Dinge nicht als sekundäres Beiwerk zu sehen; vielmehr ist hier die professionelle Präsentation fast gleichwertig mit der professionellen Indexberechnung anzusetzen. Das sehen auch die teilnehmenden Bibliotheken ganz klar so³⁴³.

Es gibt im BIX kein eigentliches Gesamtranking; das hätte keine Akzeptanz gefunden³⁴⁴. Die teilnehmenden Bibliotheken werden in fünf Größenklassen eingeteilt und für jede Größenklasse wird eine separate Rangfolge errechnet. Der primäre (datenbezogene) Grund hierfür ist die Divergenz zwischen Kleinstadt- und Großstadtbibliotheken bzw. Bibliothekssystemen unterschiedlicher Größe³⁴⁵. Es ergibt sich zusätzlich der sekundäre, strategische Vorteil, dass es nicht nur *einen* ersten, zweiten, dritten usw. Platz gibt, der für die Öffentlichkeitsarbeit genutzt werden kann, sondern jeweils immer gleich fünf „beste“, „zweitbeste“ usw. Bibliotheken. Die Chancen einer positiven Nutzbarkeit vervielfachen sich also für die

³⁴² vgl. BIX-Protokoll vom 16.10.2001

³⁴³ vgl. z.B. Behnke (2002), S. 249; Raumel (2002), S. 253, oder ein Beitrag in der Mailingliste Forum ÖB, archiviert unter <http://www.bix-bibliotheksindex.de/index.php?LANG=de&nID=5&MODE=show&gid=77>

³⁴⁴ vgl. BIX-Protokolle vom 03.05.2001 und 19.03.2002

³⁴⁵ so musste ab dem Jahr 2002 die Zahl der Standorte (Zweigstellen) eines Systems als „Zusatzinformation“ in den BIX aufgenommen werden, sie fließt aber nicht in den Index mit ein.

Teilnehmer (es gibt keinerlei Anzeichen dafür, dass dieser Effekt von der Steuerungsgruppe beabsichtigt war; nichtsdestoweniger ist er da).

Innerhalb der Größenklassen werden die Daten der Bibliotheken, wie erwähnt, zu vier Dimensionen aggregiert; für jede Dimension wird ein eigener Rangplatz errechnet. Jede Bibliothek hat also nicht eine, sondern vier Platzierungen. Die Auflistung der Bibliotheken erfolgt jedoch nach der Gesamtwertung. Sinn der Mehrdimensionalität ist auf primärer (datenbezogener) Ebene eine differenzierte Sicht auf die Bibliothek. Besonders auf die Relationen zwischen Ressourcenausstattung bzw. Wirtschaftlichkeit und Kundenorientierung kann auf diese Weise zur argumentativen Unterstützung hingewiesen werden: „Gute Bibliotheksservices kosten Geld“³⁴⁶. Auf sekundärer Ebene vervielfältigt sich auch hiermit noch einmal die Nutzbarkeit der Ergebnisse („Unsere Bibliothek ist die wirtschaftlichste/kundenfreundlichste Kleinstadtbibliothek“). Außerdem erhöht die Mehrdimensionalität die Akzeptanz derjenigen BibliothekarInnen, die den informationsverdichtenden Aspekt des Messens fürchten.

Um den Tabellenteil, den „Kern“ des BIX herum schließen sich ca. 35 Seiten redaktioneller Teil an. Er enthält unter anderem:

- Grußworte vom Präsidenten des DBV und der Bertelsmann Stiftung
- Erläuterungen zu Entwicklung und Verlauf des BIX
- eine verbale Zusammenfassung der BIX-Ergebnisse
- Informationen zu den „Gewinnerbibliotheken“: Kerndaten und eine verbale Erläuterung der Indikatorenwerte der Bibliotheken unter der Überschrift „Best Practice“
- Berichte über innovative Bibliotheksprojekte
- Ausführliche Berichte über herausragende Bibliotheken im Ausland (Helsinki, Los Angeles, New York, Dänemark)
- Beiträge zur Theorie von Leistungsmessung, Kundenbefragung etc.

Die redaktionelle Entsprechung zum attraktiven Layout des Magazin sind jedoch die Interviews mit Persönlichkeiten des Öffentlichen Lebens (2001: Bildungsministerin Bulmahn, Fernsehmoderator Yogeshwar; 2002: Rita Süßmuth, Fernsehquiz-Gewinner Freise). Die Strategie, das verstaubte Image von Bibliotheken durch Einsatz von „Celebrities“ zu verbessern, wurde bisher zwar in den USA, aber kaum in Deutschland angewandt; hier gelingt sie (mit Hilfe der Kontakte der

³⁴⁶ vgl. z.B. BIX-Magazin (2001), Erläuterungen zu Tabelle 2 und BIX-Magazin (2002), Erläuterungen zu Tabelle 5

Bertelsmann Stiftung) und steigert sowohl das Image der Öffentlichen Bibliotheken als auch des BIX.

4.4.5.2 Nutzung und Interpretation der Ergebnisse

Die teilnehmenden Bibliotheken nutzen die BIX-Ergebnisse hauptsächlich für ihre Öffentlichkeitsarbeit: es werden Pressemeldungen herausgegeben, Pressekonferenzen auf lokaler und manchmal regionaler Ebene, Präsentationen, Gewinner-Feste etc. veranstaltet. Die Information über die BIX-Teilnahme wird in den Jahresbericht aufgenommen und in die Bibliotheks-Homepage integriert³⁴⁷. Natürlich sind es hauptsächlich die gutplatzierten Bibliotheken bzw. Gewinner, die aufwändige Pressearbeit betreiben, aber eben nicht ausschließlich. Die (für ein Ranking große) Differenziertheit des BIX erlaubt ja gerade vielfältige Argumentationswege: „der größte Umschlag in Nordrhein-Westfalen“, „die beste Kundenorientierung in Städten über 100.000 EW“ können Selbstdarstellungen mit Hilfe des BIX lauten. Auch Bibliotheken mit mittelmäßigem oder schlechtem Ergebnis können bei richtiger Argumentation für sich punkten. Das lässt sich beispielhaft an einem Beitrag zeigen, den die Leiterin der Stadtbibliotheken Bremen für die Verwaltungsreform-Seiten der Stadt Bremen verfasst hat (also für das Forum, in dem sich Bremen als moderne, zukunftsgerichtete Verwaltung präsentiert)³⁴⁸. Die Stadtbibliothek Bremen nimmt beim BIX seit seiner Entstehung einen Rangplatz im hinteren Drittel ein.

³⁴⁷ im April 2003 konnten immerhin noch Pressemeldungen von 16 Bibliotheken zum BIX 2002 recherchiert werden.

³⁴⁸ Lison (2002)

BIX-Auswertung im Text (primäre Ebene) ³⁴⁹	strategische Aussage (sekundäre Ebene)
„Auch im Jahr 2001 hat sich die Stadtbibliothek Bremen wieder dem von der Bertelsmann Stiftung und dem Deutschen Bibliotheksverband organisierten freiwilligen Leistungs- und Angebotsvergleich der Öffentlichen Bibliotheken in Deutschland gestellt...“	Die StB verhält sich aktiv und wettbewerbsorientiert. Sie nimmt freiwillig an einem bundesweiten Leistungsvergleich teil.
„... stieg [...] die Zahl der beteiligten Bibliotheken sogar von 28 auf 35 und die Stadtbibliothek Bremen rangiert mit Platz 20 weiterhin im Mittelfeld, bewegt sich aber bereits kontinuierlich auf die oberen Vergleichsränge zu. Den Spitzenplatz nimmt die Stadtbibliothek Bremen wie schon im Vorjahr bei den Internet-Dienstleistungen ein.“	Die StB schneidet insgesamt zwar momentan noch mittelmäßig ab, belegt bei <i>modernen</i> Angeboten aber bereits einen Spitzenplatz und strebt weiter nach oben.
„Im Feld der großen Großstädte haben sich 2001 neben Bremen und Dresden nun erstmals auch die Städtische Bibliothek Leipzig sowie die Stadtbibliothek Bochum beteiligt. [...]Für die kommenden Jahre hofft die Bremer Stadtbibliothek auf die Beteiligung weiterer der 17 möglichen Bibliotheken ihrer Größenklasse, um im externen Vergleich mit möglichst vielen ihre Leistungsfähigkeit zu messen.“	Die StB ist mutig und innovativ, denn von den 17 Bibliotheken ihrer Größenklasse trauen sich bisher nur vier, beim BIX mitzumachen. Die StB hat zwar schlechte Ergebnisse, scheut aber den Vergleich und die Transparenz nicht.
„Mit der Teilnahme an diesem ehrgeizigen, wenn auch nicht repräsentativen Benchmarking-Projekt zeigt sich die Bremer Stadtbibliothek als Lernende Organisation und nutzt die Chancen des Vergleichs mit dem Ziel, Defizite und Stärken zu erkennen.“	Die StB ist für Veränderungen aufgeschlossen und bereit zu lernen, z.B. auch die gängigen Management-Begriffe. Die Daten des BIX sind nicht repräsentativ, also ist das schlechte Abschneiden der StB nicht zu hoch zu bewerten.
„Besondere Bedeutung bei der Darstellung hat die Tatsache, dass die Stadtbibliothek	Die BIX-Ergebnisse belegen, dass die StB eine neue Zentralbibliothek braucht. Es ist

³⁴⁹ alle Zitate entnommen Lison (2002)

Bremen derzeit noch nicht über eine Zentralbibliothek notwendiger Größe und Leistungsfähigkeit verfügen kann. Das Jahr 2004 - Eröffnung der Zentralbibliothek am Wall - wird hier eine neue Dimension eröffnen!“	richtig, diese Investition zu tätigen, und sie wird sich auch auszahlen.
--	--

Ähnlich flexibel (wenn vielleicht auch nicht ganz so virtuos) nutzen viele BibliothekarInnen die Ergebnisse des BIX für ihre Kommunikation nach außen. Allein die *Teilnahme* am BIX, unabhängig von den Ergebnissen, kann für eine Bibliothek positive Konsequenzen haben:

- sie nimmt an einem Projekt der in Kommunalkreisen sehr renommierten Bertelsmann Stiftung teil und sie ist im BIX-Magazin vertreten, das fördert ihr Image
- sie nimmt an einem *bundesweiten* Projekt teil, das verleiht ihr Offenheit, Kooperationsfähigkeit und überregionale Bedeutung
- sie nimmt an einem *Leistungsvergleich* teil, das macht sie zu einer modernen, wettbewerbsorientierten, für neue Verwaltungsformen aufgeschlossene Einrichtung
- sie nimmt freiwillig teil, das beschreibt sie als „proaktiv“, mutig und innovativ.

Es werden bisher demnach auch ausschließlich positive Konsequenzen der Messung berichtet: kleinere Etatserhöhungen, die Rücknahme einer Etatkürzung, eine beschleunigte Baumaßnahme etc.³⁵⁰ Bibliotheken mit schlechten Ergebnissen benutzen diese auch als Nachweis ihrer schlechten Lage bzw. als Anreiz für die Träger, sich mit der Bibliothek zu beschäftigen und sie ggf. stärker zu unterstützen. Die befürchteten Verschlechterungen für die vorderen Plätze sind bislang nicht eingetreten. Für die interne Steuerung bietet der BIX zwar Beobachtungs- und Denkansätze; für die Planung von Maßnahmen ist er durch seine hohe Aggregationsstufe aber zu grobmaschig.

4.4.5.3 Rückkoppelungseffekte

Für Aussagen über Rückkoppelungseffekte – d.h. die Anpassung der Bibliotheksarbeit an die Bewertungskriterien des BIX – gibt es den BIX noch nicht lange

³⁵⁰ vgl. BIX-Magazin (2001), S. 18-20

genug. Umlauf (2002) hat angedeutet, wie solche Effekte potentiell aussehen könnten:

- Maßnahmen zur Erhöhung der Besucherzahlen im Bibliotheksgebäude – unabhängig davon, ob die Besucher tatsächlich wegen der Angebote der Bibliothek kommen
- Verlängerung der Öffnungszeiten, ggf. ohne fachliche Betreuung
- Verminderung des Fachpersonals zur Reduzierung von Personalkosten
- Erhöhung des Erwerbungssetats und umsatzträchtige Ausrichtung des Bestandes
- Erstellung eines Neubaus für die Bibliothek, da Bibliotheken in neuen Räumen immer erfolgreicher sind als Bibliotheken in alten Räumen.³⁵¹

Während die letzten beiden Maßnahmen durchaus als qualitative Verbesserungen zu werten sind, wären die ersten drei Strategien Rückkoppelungseffekte, die von der Qualität der Bibliotheksarbeit unabhängig sind (bzw. sie verschlechtern würden), und trotzdem zu einer besseren Platzierung im BIX führen würden.

4.4.6 Zusammenfassung: Welche Funktionen erfüllt der BIX?

Der BIX erfüllt für die beteiligten Akteure folgende Funktionen:

Aufgrund seiner Selbstdarstellung und Methodik und der Trägerschaft durch die Bertelsmann-Stiftung konstituiert bzw. definiert das BIX-Ranking eine Gruppe von Bibliotheken, denen in der Wahrnehmung der Rezipienten folgende Charakteristika zugeschrieben werden können: transparent, aufgeschlossen für moderne Managementmethoden, offen für Wettbewerb und den Vergleich mit anderen, innovativ, risiko- und kooperationsfreudig. Durch die Teilnahme am BIX, unabhängig von der Platzierung, wird eine Bibliothek Teil dieser positiv konnotierten Gruppe, und kann, wenn sie möchte, für sich eine Sonderstellung beanspruchen, da nur 10% aller Bibliotheken teilnehmen. Die teilnehmenden Bibliotheken profitieren außerdem von der Informationsgewinnung durch ein professionell gestaltetes Messinstrument und haben die Möglichkeit, durch das BIX-Begleitprogramm an einem überregionalen Prozess teilzunehmen.

Die Bertelsmann-Stiftung kann durch den BIX ihre Stellung als eine der führenden Einrichtungen in Sachen Verwaltungsmodernisierung ausbauen. Das Know-How, das im Zuge des Bibliotheksrankings erworben wurde, lässt sich teilweise auf andere Ranking- und Benchmarking-Projekte übertragen; die Aus-

³⁵¹ Umlauf (2002), S. 254 f.

weitung des Wettbewerbsgedankens auf neue Bereiche ist ja eines ihrer Ziele. Schließlich hat sie durch die beim BIX vereinbarte Kooperation mit dem DBV neben dem fachlichen auch einen institutionalisierten Rückhalt im Bibliothekswesen gewinnen können.

Der Deutsche Bibliotheksverband profitiert von der fachlichen, ökonomischen und managementbezogenen Potenz der Bertelsmann-Stiftung. Er hat durch die Unterstützung des BIX die Basis für weitere Kooperationen mit der Stiftung geschaffen, die nach dem Wegfall von zentral vorgehaltener Forschungskompetenz im DBI notwendig geworden sind. Allerdings begibt er sich dadurch möglicherweise in ein Abhängigkeitsverhältnis zu einer vom Bibliothekswesen unabhängigen und damit (bibliotheks-)politisch nur bedingt zu steuernden Institution.

4.5 Hochschul-Rankings

Im Gegensatz zu den bisher behandelten Feldern gibt es für die Hochschulen zahlreiche konkurrierende Rankings mit breiter Streuung und Publikumsresonanz. Aufgrund der politischen Relevanz des Bildungsbereiches, aber wahrscheinlich auch, weil die Rankings die Wissenschaft selbst betreffen, existieren ein eigener Forschungsstrang und umfangreiche Sekundärliteratur zum Thema Hochschulrankings³⁵². Der Schwerpunkt der Betrachtung soll deshalb in diesem Fall weniger auf den einzelnen Rankings liegen (diese sind an anderen Stellen ausführlich behandelt³⁵³), sondern auf der Entwicklung des Hochschulrankings in den letzten 10-15 Jahren. Außerdem wird das derzeit führende Ranking des Centrums für Hochschulentwicklung CHE mit der Zeitschrift Stern etwas genauer betrachtet. Ein weiterer Abschnitt analysiert die wissenschaftliche Diskussion um Rankings, und zum Schluss wird die Wirkung der Publikumsrankings auf die Wahrnehmung von Hochschulen untersucht.

4.5.1 Hochschulrankings im Überblick

Während sich in den USA seit Ende der 1950er Jahre Hochschulrankings etabliert haben³⁵⁴, wagte in der Bundesrepublik Deutschland 1989 der „Spiegel“ das erste breit angelegte Hochschulranking. Als er es 1993 wiederholte, konnte die Öffentlichkeit im gleichen Jahr unter vier Rankings in Publikumszeitschriften wählen. Seither gab es eine Vielzahl von Rankings durch Zeitschriften in Deutschland:

- Spiegel: 1989, 1993, 1998/99
- Manager Magazin: 1995, 1996, 1997, 1998
- Focus: 1993, 1997, 2002
- Forbes: 1993
- Deutsches Studentenwerk: 1996
- Stiftung Warentest: 1998 in Kooperation mit dem Centrum für Hochschulentwicklung (CHE)
- Stern: 1993, ab 2000 jährlich in Kooperation mit dem CHE
- Capital: 1997, 2003
- Wirtschaftswoche: 1997, 1999, 2002, 2003³⁵⁵

³⁵² vgl. Bayer (1999), Engel (2001), Müller-Böling (2001)

³⁵³ vor allem Bayer (1999)

³⁵⁴ Bayer (1999), S. 14

³⁵⁵ Quellen: Bayer (1999), S. 24-37, WZ I Update 9 (2000), S. 3 und eigene Ergänzungen

Diese Liste ist trotz eifriger Recherche wahrscheinlich nicht vollständig, da ein Überblick über die zahlreichen großen, kleinen und kleinsten Hochschul-Rankings schwierig geworden ist.³⁵⁶ Sie sollen im Folgenden als „Publikumsrankings“ bezeichnet werden, im Gegensatz zu Benchmarking-, Evaluations- und Vergleichsprojekten, die von Institutionen der Wissenschafts- und Hochschullandschaft durchgeführt oder moderiert werden (DFG, HIS). Diese wenden sich an die Zielgruppe der Hochschulverwaltungen und Bildungspolitiker und richten sich nicht direkt an die breite Öffentlichkeit. Allerdings hat die DFG ihre schon 1997 und 2000 erstellte Übersicht über vergebene Fördermittel 2003 mit weiteren Indikatoren zu einem DFG- „Förderranking“ angereichert³⁵⁷; dieses wurde in der Wochenzeitung „Die Zeit“ weitläufig publiziert³⁵⁸.

Jedes Publikumsranking hat seine eigene Methodik (eine detaillierte und systematische Gegenüberstellung der Methoden findet sich bei Bayer (1999)) und deckt unterschiedliche Fachbereiche ab. Da Hochschulrankings Studien darstellen, die mit einem hohen finanziellen und organisatorischen Aufwand verbunden sind, ist der Umfang dessen, was ein einzelnes Publikumsmagazin leisten kann, begrenzt. Die Rankings finden in der Regel in mehrjährigem Abstand statt und sind auf einzelne Fachbereiche beschränkt.

Die „großen“ Rankings (Spiegel, Stern/CHE, Focus) umfassen zwischen 15 und 34 Fächer (diese Fächer decken ca. 75% aller StudentInnen ab), „kleine“ Rankings (ManagerMagazin, Capital, Wirtschaftswoche usw.) beschränken sich auf 1-7 Fachbereiche. In *allen* Rankings vertreten sind die Fächer Jura, Wirtschaftswissenschaften und Ingenieurwissenschaften/Technik. Da die Erhebung von Fakten auf vergleichbarer Basis für viele Hochschulen schwierig, aufwändig und teuer ist und z.B. im Vergleich zu den USA viel weniger Daten überhaupt erhoben werden, beschränken sich die „kleinen“ Rankings weitgehend auf Reputationserhebungen, d.h. es werden StudentInnen, ProfessorInnen oder VertreterInnen der Wirtschaft (Arbeitgeberseite) nach ihrer Einschätzung der Hochschule gefragt. Nachdem dieses Vorgehen stark kritisiert wurde (siehe unten) kommt jetzt in den meisten Rankings eine Mischung aus Einschätzungen und Fakten zum Einsatz. „Kleine“ Rankings (z.B. Capital 2003) stellen ein Ranking aus drei Einschätzungs-

³⁵⁶ Im Internet gibt es gleich drei Domains: www.dashochschulranking.de (CHE), www.hochschul-ranking.de (Methodische Informationen zu Hochschulrankings allgemein von Bayer, vgl. Bayer (1999)) und www.hochschulranking.de, eine Site ohne Impressum im Aufbau

³⁵⁷ DFG (2003)

³⁵⁸ Zeit-Spezial: Forschungsranking. - <http://www.zeit.de/hochschule/forschungsranking> (17.07.2003)

fragen an Personalverantwortliche aus der Wirtschaft und drei Faktenzahlen der Universitäten zusammen. Die „großen“ Rankings, besonders Stern/CHE, führen neben umfangreichen Befragungen auch umfassende Faktenerhebungen und sogar eigene bibliometrische Analysen durch.³⁵⁹ Als „Abfallprodukt“ aus dem Hochschulranking erstellte das CHE aus den Daten zur Forschungsarbeit an den Hochschulen erstmals ein eigenes Forschungsranking³⁶⁰. Zusammen mit dem DFG-Förderranking gibt es damit zwei Rankings für die Forschungsleistung von Hochschulen³⁶¹.

Die übliche Messkonstellation für die Publikums-Hochschulrankings sieht so aus: eine *Publikumszeitschrift* initiiert, finanziert und publiziert das Ranking. Die Durchführung übernimmt ein *Meinungsforschungsinstitut*. Mit der wissenschaftlichen Begleitung, der Auswahl der Methodik, dem statistischen Modell, dem Befragungsdesign etc. wird ggf. ein „approbierter“ Sozialwissenschaftler (*Professorentitel*) beauftragt.

Die Vielzahl von Hochschulrankings mit unterschiedlichsten Methodiken und Ergebnissen führt tendenziell zu einer Entschärfung der Ergebnisse und der wahrgenommenen Bedeutung der Einzelrankings. Die große öffentliche Aufregung um das Spiegel-Ranking von 1989 hat sich dementsprechend auch nicht wiederholt. Die *wissenschaftliche* Diskussion um die Methodik von Rankings im allgemeinen ist dagegen (auch vor der Hintergrund der Änderung des HRG von 1998) wach geblieben (vgl. Kap. 4.5.4).

4.5.2 Positionierung der Akteure im Messprozess

Beim größten deutschen Hochschulranking von Stern/CHE sind die beteiligten Akteure folgende:

Das *Centrum für Hochschulentwicklung* (CHE) wurde 1994 gemeinsam von der Bertelsmann Stiftung und der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) als gemeinnützige GmbH gegründet. Die Finanzierung erfolgt zu 75% „aulagenfrei“³⁶² durch die Bertelsmann Stiftung, die übrigen Einnahmen stammen von Kooperationspartnern und aus Veranstaltungen.³⁶³ Die Präsidenten beider Gremien sind im

³⁵⁹ vgl. CHE (2003), S. 14-23

³⁶⁰ http://www.dashochschulranking.de/allgemeines_fr.php und CHE (2002)

³⁶¹ für einen detaillierten Vergleich der beiden Rankings in dieser Arbeit erschien das DFG-Ranking leider zu spät

³⁶² CHE-Homepage: Organisation. - <http://www.che.de/organisation.php?> (24.06.2003)

³⁶³ ebenda

zehnköpfigen Beirat des Instituts neben anderen Vertretern von Hochschulen und der Wirtschaft vertreten. Zum Selbstbild des CHE:

„Das CHE versteht sich als eine Reformwerkstatt für das deutsche Hochschulwesen: Wir arbeiten an neuen Ideen und Konzepten, als Projektpartner für Hochschulen und Ministerien, als Anbieter von Fortbildungsprogrammen und des differenziertesten Hochschulrankings in Deutschland. Als Leitbild dient die Idee der ‚entfesselten Hochschule‘. Sie ist autonom, wissenschaftlich, profiliert und wettbewerbsfähig, wirtschaftlich, international und neuen Medien gegenüber aufgeschlossen.“ Wichtigstes Anliegen ist: „Die Leistungsfähigkeit der deutschen Hochschulen durch neue Konzepte und überzeugende Modellbeispiele zu verbessern“.³⁶⁴

Das CHE führt neben dem Hochschulranking eine Reihe von Projekten zum Hochschulmanagement durch.³⁶⁵ Außer der finanziellen gibt es auch eine organisatorische Nähe zur Bertelsmann Stiftung: das Institut hat seinen Sitz in Gütersloh, die Publikationen des CHE erscheinen im Verlag der Bertelsmann Stiftung. Das Logo des CHE weist durch ähnliche Gestaltungselemente ebenfalls auf die Nähe zur Bertelsmann Stiftung hin.

Die *Hochschulrektorenkonferenz (HRK)*

„ist der freiwillige Zusammenschluss der staatlichen und staatlich anerkannten Universitäten und Hochschulen in Deutschland. Die HRK ist die Stimme der Hochschulen gegenüber Politik und Öffentlichkeit und sie ist das Forum für den gemeinsamen Meinungsbildungsprozess der Hochschulen“³⁶⁶

Sie hat ihrerseits ihr Angebot „Hochschulkompass“ mit den Ergebnissen des CHE-Rankings verlinkt. Beim Hochschulkompass handelt es sich um ein im Internet verfügbares, umfassendes Informationsangebot zu allen Studienmöglichkeiten in der Bundesrepublik Deutschland³⁶⁷. Es ist aufgrund der autorisierten Informationsquellen (die Hochschulen selber) das wichtigste Orientierungs- und Informationsinstrument zum Studium für Studienanfänger. Durch das Verlinken

³⁶⁴ CHE-Homepage: Das CHE Centrum für Hochschulentwicklung. - <http://www.che.de/ueberuns.php?> (24.06.2003)

³⁶⁵ Eine Liste der Projekte findet sich bei CHE-Homepage: <http://www.che.de/projekte.php?&show=thematisch> (24.06.2003)

³⁶⁶ HRK-Homepage – Porträt. - <http://www.hrk.de/243.htm> (17.07.2003)

³⁶⁷ <http://www.hochschulkompass.de>

wird das CHE-Ranking in die „offizielle“ Information zu den Studiengängen in der Bundesrepublik integriert und bekommt selbst einen halboffiziellen Status. Die Publikumszeitschrift „*Stern*“ wiederum ist das Nachrichtenmagazin mit der stärksten Auflage auf dem deutschsprachigen Zeitschriftenmarkt. Das Sonderheft mit dem Hochschulranking erscheint laut „Stamm“ mit einer Auflage von 200.000 Exemplaren.

Das CHE wurde von der HRK gegründet, um Leistungsvergleiche durchzuführen, für die der HRK selbst die Mittel fehlten. Sie begründet ihr Engagement für das CHE zudem wie folgt:

„Hintergrund war die in der HRK gewachsene Einsicht, dass sich das Hochschulwesen in Deutschland stärker wettbewerbsfähig orientieren muss und hierfür geeignete Instrumentarien zu entwickeln sind.“³⁶⁸

Über die HRK sind die Hochschulen selbst Auftraggeber des Rankings. Die „Masterminds“ des Rankings sind Hochschulangehörige³⁶⁹. Die Hochschulen sind aber nicht strukturell oder institutionell in die Erarbeitung der Methodik eingebunden (im Sinne einer Teilnahme an Arbeitsgruppen oder Gremien). Sie werden auf mehreren Ebenen befragt:

- auf Hochschulebene (zu zentralen Einrichtungen, Infrastruktur etc.)
- auf Fachbereichsebene (zu Ausstattung, Studierendenzahlen etc.)
- auf der Ebene einzelner Professoren (Fragebogen).

Der Rücklauf für die Befragung von Fachbereichen und Hochschulen liegt bei 94%³⁷⁰, der Rücklauf bei den Professoren bei knapp 50%³⁷¹. Die Kooperation seitens der Hochschulen ist also grundsätzlich gegeben. Die konsequente Weigerung einer Hochschule, Daten für das Ranking zu liefern, würde andererseits sicherlich negativ auf das Bild der Hochschule zurückwirken.

³⁶⁸ HRK-Homepage – Projekte und Initiativen – CHE.- <http://www.hrk.de/219.htm> (24.06.2003)

³⁶⁹ Prof. Detlef Müller-Böling ist Professor für Empirische Wirtschafts- und Sozialforschung an der Universität Dortmund und war 1990-1994 Rektor der Universität Dortmund. Stefan Hornbostel ist Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Soziologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena

³⁷⁰ CHE (2003), S. 15

³⁷¹ CHE (2003), S. 25

Das erklärte Anliegen von Publikumsrankings besteht seit Beginn (Spiegel 1989) in einer „Orientierungs- und Entscheidungshilfe für Studienanfänger/innen“. Dieses Hauptanliegen ist allen Zeitschriften-Rankings gemeinsam. Es wird in einzelnen Fällen (z.B. CHE/Stern) ergänzt durch das Anliegen, „die Angebots- und Leistungstransparenz im Hochschulbereich zu verbessern“³⁷². Das Anliegen „Orientierungshilfe für Studienanfänger“ steht im Vordergrund; die impliziten hochschulpolitischen Anliegen werden im Rahmen der Rankings nur am Rande oder gar nicht mehr thematisiert.

Die impliziten Anliegen der Zeitschriften sind zum Teil sicherlich auf der kommerziellen Ebene zu sehen (Auflagensteigerung durch Publikation des Rankings). Da die Erstellung eines Rankings jedoch teuer ist, dürfte das nicht das Hauptanliegen sein. Wahrscheinlich ist das Anliegen eher, durch Publikation eines Rankings die Zeitschrift als eine zu etablieren, die zum Thema Bildungspolitik ernst genommen wird, und dadurch das Gewicht der eigenen Stimme, die Meinungsmacht der Zeitschrift, langfristig zu stärken. Das gelingt umso mehr, je methodisch anspruchsvoller – also „erstzunehmender“ – das Ranking ist. Im Bereich der Bildung gab es mehrere Zeitschriften, die um die gewichtigste Stimme konkurrierten. Gewonnen hat aller Voraussicht nach die Zeitschrift „Stern“, da sie eine feste Kooperation mit dem „Centrum für Hochschulentwicklung“ (CHE) eingegangen ist. Das CHE wiederum ist gleich dreifach gesichert: es steht erstens durch die Grundfinanzierung der Bertelsmann-Stiftung auf sicherer, kontinuierlich finanzierter Basis, die ihm zweitens ein hohes Maß an Wissenschaftlichkeit, d.h. die aufwändigste Rankingmethodik, erlaubt, und es hat drittens durch die organisatorisch-personelle Verknüpfung mit der Hochschulrektorenkonferenz eine hohe – um nicht zu sagen die höchstmögliche - legitimatorische Rückendeckung³⁷³. Vor dieser Akkumulation von Macht dürften sich die anderen Publikumszeitschriften perspektivisch aus dem kostenintensiven Geschäft der allgemeinen Hochschul-Rankings herausziehen. Der „Spiegel“ publizierte 2003 jedenfalls nur noch spezielle, fremderstellte Rankings, z.B. eine Rangliste der Universitäten, die bei ausländischen Forschern bevorzugt als Gasthochschulen gewählt wer-

³⁷² CHE-Homepage: Projekt Hochschulranking. - [http://www.che.de/projekte.php? strAction=show&PK_Projekt=74](http://www.che.de/projekte.php?strAction=show&PK_Projekt=74) (28.06.2003)

³⁷³ Vor diesem Hintergrund wäre es interessant zu untersuchen, warum vom CHE eine vierte Machtposition, die Kooperation mit der Stiftung Warentest als der breitest- und anerkannten nationalen Vergabestelle für Qualitätsurteile aller Art, nach der einmaligen Zusammenarbeit 1998, aufgegeben wurde, und warum nicht der „Spiegel“, eine als seriöser angesehene Informationsinstanz als der „Stern“, zum Ersatz-Kooperationspartner wurde.

den³⁷⁴. Das letzte Spiegel-Ranking stammt von 1998/99. Verschiedene Zeitschriften aus dem Wirtschaftsbereich publizieren weiterhin die – leicht und schnell zu erstellenden – Reputations-Rankings auf der Grundlage von Bewertungen durch Führungskräfte aus der Wirtschaft.³⁷⁵

4.5.3 Die Entwicklung der Messinstrumente

Um die Bandbreite der möglichen Ranking-Methoden und gleichzeitig die Entwicklung der Rankings seit 1989 darzustellen, werden im Folgenden das erste Ranking des „Spiegel“ von 1989 und das Stern/CHE-Ranking von 2003 miteinander verglichen.

	Spiegel 1989	CHE 2003
Ranking-Ebene	Gesamtranking / Gesamturteil für Hochschule	Fachbereichsranking, kein Hochschul-Gesamturteil
Rangdifferenzierung	exakte Rangplätze	keine Rangplätze, sondern statistische Gruppenbildung (3 Gruppen)
Listung	gedruckte Listung nach Rangplatz	gedruckte Listung alphabetisch
Auswertungsmöglichkeiten	nur gedruckte Liste	gedruckte Listen und online-Datenbankabfrage mit eigenen Kriterien und Gewichtungen = personalisiertes Ranking
Publikationsform	Teil des Magazins	Extra-Magazin mit vielfältiger Studieninformation, Online-Angebot
Zielgruppe	Öffentlichkeit, Hochschulen, Politik/Verwaltung	Studienanfänger (Hochschulen und Politik nur „nebenbei“)
erklärtes Anliegen	Hochschulbewertung	„Studienführer“, Entscheidungshilfe

³⁷⁴ Spiegel (2003)

³⁷⁵ Welp (2003) in der Wirtschaftswoche/next und Capital Extra „Die besten Universitäten“ (2003)

Datengrundlage	Studenten- und Professoren-Befragungen	Statistisches Material, Faktenabfrage, eigene bibliometrische Auswertungen, Studenten und Professoren-Befragungen
Datenmaterial	nicht zugänglich	für Forschungszwecke teilweise zugänglich
Transparenz der Methodik	grob beschrieben	detailliert beschrieben, Fragebogen und Rücklaufquoten öffentlich
Zahl der einbezogenen Fachbereiche	15	34

Das erste Hochschulranking des Spiegel 1989 war also ein simples, recht plakatives Ranking im engeren Sinne. Es wurden Gesamturteile berechnet, „Die beste Hochschule Deutschlands“ gekürt und die Hochschulen nach Rangplätzen gelistet.

Das Stern/CHE-Ranking 2003 wird dagegen nicht mehr unter dem Titel „Ranking“ publiziert, sondern als „Hochschulführer“ mit umfangreichem Informationsmaterial zum Thema Studienbeginn, von denen das Hochschulranking nur ein – wenn auch zentraler Punkt – ist. Hier ein Beispiel für die Darstellungsform des CHE-Rankings, entnommen dem Stern-Sonderheft (Stern 2003), S. 127



Im Vergleich lassen sich drei große Veränderungslinien beobachten:

1. eine Verbreiterung der Datenbasis

- quantitativ (durch eine höhere Zahl der befragten Studenten und Professoren)
- qualitativ (durch eine höhere Zahl und Art der einbezogenen Datenquellen und Reputations- *plus* Faktenmessungen statt reiner Reputationsmessungen)

2. ein Aufweichen des „harten“ Ranking-Prinzips

- es wird kein Gesamturteil mehr vergeben
- die Online-Datenbank ermöglicht ein personalisiertes Ranking

- die gedruckte Listung erfolgt alphabetisch, nicht nach Rängen
- es werden keine „exakten“ Rangplätze errechnet, sondern drei Leistungsgruppen

3. eine Erhöhung der Transparenz

- durch detailliertes Offenlegen der Methodik
- durch das Offenlegen der Datenbasis
- durch das Initiieren von und Teilnehmen an Fachdiskursen.

Diese Veränderungslinien lassen sich aus drei Perspektiven deuten:

- Sie sind ein Zeichen für eine Verwissenschaftlichung des Ranking-Prozesses, ermöglicht durch die Institutionalisierung und Finanzierung des CHE als Forschungsinstitution durch die Bertelsmann Stiftung und die HRK
- Die Ausdifferenzierung des Rankings nach Fachbereichen und die Möglichkeit, personalisierte Wertungen vorzunehmen, entsprechen den modernen Anforderungen an ein Beurteilungssystem, das unterschiedliche Prioritäten und Präferenzen bei der Zielgruppe Studienanfänger berücksichtigen soll
- Das „weiche“ Ranking und die differenzierten Auswertungen schaffen eine breitere Akzeptanz seitens der Hochschulen.

Der Verlauf der Hochschulrankings ähnelt also in mancher Hinsicht dem Verlauf beim Bibliotheksranking BIX: Drei Faktoren,

- erstens: eine solide, qualitativ-wissenschaftliche Konzeption des Messinstrumentes,
- zweitens: ein Maximum an Transparenz bezüglich Datenerhebung und Methodik und
- drittens: die Kooperation eines Fachverbandes (DBV bzw. HRK) mit einer am Ziel der Wettbewerbsstärkung orientierten Einrichtung (Bertelsmann Stiftung), schaffen gemeinsam eine de-facto-Akzeptanz gegenüber dem quantitativen Instrument des Rankings, wo vorher eine eher ablehnende Haltung vorherrschte.

In beiden Fällen sind die Professionen durch eine Reihe von vorhergehenden Messvorgängen gegenüber dem Messen desensibilisiert. Es treffen sich die Strategien der Fachverbände – nämlich durch die Teilnahme an einem Wettbewerb ihre Transparenz und Offenheit zu demonstrieren und dafür eine möglichst hochwertige d.h. teure Methodik zu bekommen – mit der Strategie der Bertelsmann Stiftung – nämlich den Wettbewerb öffentlicher Einrichtungen zu verstärken.

4.5.4 Diskussion und Kritik an den Rankings

Die wissenschaftliche Diskussion über Rankings wird dadurch bemerkenswert, dass sowohl die Entwickler der unterschiedlichen Rankings als auch ihre Kritiker Hochschulangehörige sind, also den gerankten Institutionen angehören. Alle Beteiligten sind also gleichzeitig Beurteiler und Beurteilte. Die Kritik an Rankings konzentriert sich in der Regel auf einige zentrale Punkte, die immer wiederkehren. Ein berechtigter Vorwurf der Ranking-Ersteller ist, dass die Gegner häufig dogmatisch urteilen und sich weigern, Entwicklungen und Verbesserungen in den Ranking-Methoden zur Kenntnis zu nehmen³⁷⁶.

Es handelt sich bei der wissenschaftlichen Diskussion um einen ausschließlich methodenzentrierten Diskurs zwischen Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlern, d.h. über die Berechtigung oder Nicht-Berechtigung der Rankings wird in der Regel statistisch-fachlich argumentiert (z.B. durch Validitäts- und Reliabilitätsprüfungen). Das CHE hat für den Fachdiskurs die Datengrundlage des Rankings von 2000 interessierten Wissenschaftlern zur Verfügung gestellt; dadurch wurden diese statistischen Auswertungen und Gegenüberstellungen möglich³⁷⁷. Allein Bayer (1999) nähert sich der Frage nach Ranking-Methoden auf einer systematisch-theoretischen Ebene, die über die Kritik am Gegebenen hinausweist. Im Detail konzentriert sich die Kritik auf drei Bereiche:

1. Kritik an der engeren Methodik:

- bei den Befragungen werden zu kleine und nicht repräsentative Stichproben gezogen
- die Bildung von Gesamtrankings für Hochschulen ist sinnlos, da die Fachbereiche zu unterschiedlich sind
- das Errechnen von konkreten Rangplätzen im Ranking suggeriert eine Exaktheit, die aufgrund des hohen Anteils an subjektiven Einschätzungen im Ranking nicht seriös ist
- die Ergebnisse der Rankings laufen so weit auseinander, dass sie quasi beliebig sind.

Diese Vorwürfe sind, zumindest bezüglich des Stern/CHE-Rankings, aufgrund der Weiterentwicklung der Methodik mittlerweile gegenstandslos. Auch die meisten

³⁷⁶ Hornbostel (2001), S. 7

³⁷⁷ vgl. Hornbostel (2001b), Kromrey (2001a), Moosbrugger/Hartig (2001), Engel/Krekeler (2001), Meinefeld (2000)

anderen Rankings nehmen heute von exakten Rangplätzen Abstand und vergeben keine Gesamturteile mehr; die „weichen“ Rankings haben sich durchgesetzt. Der letzte Kritikpunkt bezieht sich auf die weit auseinanderlaufenden Methodiken und kann von keinem Ranking alleine aufgelöst werden.

2. Kritik an der Validität und Reliabilität von Reputationsurteilen im Allgemeinen und von Urteilen der Studierenden im Besonderen:

Die vielfältigen methodischen und theoretischen Problematiken, die grundsätzlich mit der Messung von persönlichen Werturteilen verbunden sind, werden mit einer Präzision und Differenziertheit kritisiert, die man als Studentin im Seminar über die Methoden der empirischen Sozialforschung schmerzlichst vermisst hat. Ein ganzer Forschungsstrang widmet sich der Frage nach der Urteilsfähigkeit von StudentInnen, d.h. der Frage, ob Studierende in der Lage sind, ihre Hochschule zu beurteilen und von welchen Faktoren ihre Urteile verzerrt werden.³⁷⁸ Die statistisch-methodische Argumentation kaschiert hier nur schlecht die dahinterstehende Abwehrhaltung gegenüber einer reziproken Bewertungssituation, zumal die Reputationsmaße von Professoren und Managern (die ja auch Teil von Rankings sind) nicht annähernd so akribisch seziert werden, wie die der Studierenden. Wo die Urteilsfähigkeit von Studierenden nicht ganz geleugnet wird, lautet das Fazit: Studierende sind zwar in der Lage, über ihre Hochschule zu urteilen, aber die Urteile geben lediglich Befindlichkeiten und Einstellungen wieder und sind für die *Evaluation* der Institutionen nicht relevant.³⁷⁹ In der studentischen Kritik an Rankings werden umgekehrt Zweifel an der Urteilsfähigkeit von Managern über Hochschulen geäußert und die Professoren als vorurteilsbeladen charakterisiert.³⁸⁰

3. Die letzte Gruppe von Kritikpunkten bezieht sich darauf, dass sich in den Rankingergebnissen Sachverhalte abbilden, auf die die Hochschule gar keinen Einfluss hat, z.B. die absolute Größe der Fachbereiche und der Hochschule, das Alter der Hochschule (neue und kleine Hochschulen würden grundsätzlich besser bewertet) oder die Größe und Eigenheiten des Hochschulortes. Auch hier wird versucht, diese Einwände durch Datenanalysen zu widerlegen, nicht etwa durch eine inhaltliche Argumentation³⁸¹.

Insgesamt konzentriert sich die wissenschaftliche Diskussion also fast vollständig auf die Ebene der empirischen Methoden und statistischen Instrumente.

³⁷⁸ Kromrey (2001a) und (2001b); Spiel (2001), Moosbrugger/Hartig (2001)

³⁷⁹ Kromrey (2001a), S. 63

³⁸⁰ Unimut 132 vom 009.07.1997. - <http://unimut.fsk.uni-heidelberg.de/unimut/archiv/um132.html#art3>

³⁸¹ Hornbostel (2001a) (2001b), S. 20-21

WissenschaftlerInnen aus anderen Disziplinen (z.B. WissenschaftshistorikerInnen, OrganisationstheoretikerInnen oder PhilosophInnen) scheinen sich bisher an der Diskussion nicht zu beteiligen (oder wurden nicht zur Teilnahme aufgefordert), was ihre Breite empfindlich einschränkt. Der methodenkritische Diskurs verbirgt nur schlecht eine persönliche Verteidigungshaltung gegenüber Rankings. Die Diskussion wird teilweise polemischer geführt als dies bei anderen wissenschaftlichen Themen der Fall wäre. Besonders die von Bourdieu immer wieder geforderte Selbstobjektivierung der (Sozial-) WissenschaftlerInnen muss in diesem Zusammenhang als dringend fehlend vermerkt werden.

4.5.5 Kontext des Messvorgangs

In den USA haben die publizierten Rankings großen Einfluss auf die Reputation der Hochschulen, dementsprechend auch auf das Renommée der Absolventen. Aus ihnen ergeben sich hohe Bewerberzahlen und die finanzielle Ausstattung der Hochschulen. In anderen Ländern, z.B. Großbritannien und den Niederlanden, werden die staatlichen Zuschüsse für die Hochschulen den Ergebnissen staatlicher Evaluationen angepasst.

In Deutschland haben die Ergebnisse von Hochschulrankings bislang für die Hochschulen keine finanziellen Konsequenzen. Nichtsdestoweniger ist seit den 1990er Jahren die Evaluation von Hochschulen ein wichtiger hochschulpolitischer Gegenstand. Die Änderung des Hochschulrahmengesetzes von 1998 stellte grundsätzlich die Weichen für eine leistungsorientierte Finanzierung und die systematische Evaluation von Forschung und Lehre.³⁸²

Die Hochschul-Informations-System GmbH (HIS), eine von Bund und Ländern finanzierte Dienstleistungseinrichtung für Hochschulen, führt schon seit Anfang der 90er Jahre Ausstattungsvergleiche durch (bisher auf einzelne Bundesländer beschränkt), die zu einem Hochschulbenchmarking-System erweitert wurden. Die Zielgruppe für diese Vergleiche sind allerdings nicht die breite Öffentlichkeit, sondern die Hochschulverwaltungen selbst bzw. die Bildungsverwaltungen der Länder. Außerdem wurde im Rahmen eines Projektes der HRK ein Netzwerk zur Qualitätssicherung und Evaluation an Hochschulen installiert, das die Evaluation fördern soll. Die zugehörige Datenbank der Evaluationsprojekte an Hochschulen umfasst z. Zt. 519 Einträge; demnach dürften die meisten deutschen Hochschulen in Evaluationsprojekte involviert sein. Derartige Evaluationsprojekte sind an einem zweistufigen Gutachter- bzw. Peer-Review-System orientiert (Stufe

³⁸² Bayer (1999), S. 13

1: die Hochschule erarbeitet intern Grundlagenmaterial für eine Evaluation, Stufe 2: externe Peers evaluieren auf dieser Grundlage die Hochschule). Es handelt sich hier also nicht um quantitative, sondern qualitative Bewertungen.³⁸³

Hochschulrankings sind also in einen größeren Zusammenhang von qualitativen und quantitativen Instrumenten zum Vergleich und zur Bewertung von Hochschulen eingebettet. Sie unterscheiden sich von diesen Instrumenten durch die erklärte Zielgruppe – Studienanfänger – und die Erstellung durch hochschulferne Einrichtungen (Zeitschriften) und die Ausrichtung auf die Öffentlichkeit. Gerade durch diese öffentlichkeitswirksame Publikation der Ergebnisse werden sie jedoch – auch wenn sie sich erklärtermaßen an Studienanfänger richten – auch auf die Zielgruppen zurückwirken, die nicht direkt angesprochen sind: auf die Hochschulverwaltungen selbst und auf die Bildungspolitik.

Mit ihrem Förderranking hat die DFG als erste Einrichtung der Wissenschaftsverwaltung ein Ranking breit publiziert und damit neben die Publikumsrankings gestellt. Dieses Ranking zielt im Gegensatz zu den Publikumsrankings nicht auf die Gruppe der StudienanfängerInnen, sondern direkt ins Herz des Hochschulbetriebs – auf die Forschungsaktivitäten. Hier ist zu beobachten, wie eine seit langem erstellte Übersicht über die Vergabe von Mitteln zu einem Ranking umgedeutet und ausgebaut wird, weil das Thema Wettbewerb und Leistungsorientierung von Hochschulen hoch im (Dis-)Kurs steht.

4.5.6 Wirkung der Messergebnisse

Wie wirken sich Rankings auf die angesprochene Zielgruppe der Studienanfänger aus? Untersuchungen zu den Wahlkriterien der Hochschulanfänger haben über lange Zeit hinweg ergeben, dass die Nähe zum Heimatort das wichtigste Kriterium für die Wahl des Studienortes war und ist ³⁸⁴. Die Entscheidung wurde also hauptsächlich aufgrund von Sachverhalten getroffen, die in der persönlichen Situation des/der Studierenden lagen, und weniger aufgrund von Eigenschaften der Hochschule. Dies korrespondiert einerseits mit der traditionell proklamierten Konkurrenzfreiheit (also Homogenität) der Hochschulen und spricht andererseits dafür, dass für die Studierenden ihr persönliches und soziales Wohlergehen vor fachlichen und strategischen Gesichtspunkten rangiert.

³⁸³ EvaNet: Evaluationsverfahren. - <http://evanet.his.de/evanet/knowhow/kh.grund/kh.evalarten.html>

³⁸⁴ Daniel (2001), S. 123

Erste Untersuchungen zur Auswirkung von Rankings auf die Studienortwahl, durchgeführt an der Gesamthochschule Kassel, haben ergeben, dass dies zwar auch heute noch gilt³⁸⁵; es sind aber zwei Entwicklungen festzustellen:

- Für Studiengänge an Hochschulen, die beim Spiegel-Ranking 1999 gut abgeschnitten haben, stieg die Bewerberzahl bei der Zentralen Vergabestelle für Studienplätze (ZVS) um ca. 20% an; für schlecht bewertete Hochschulen sank sie um ca. 20%. Dabei zeigten sich hohe Korrelationen zwischen den Verschiebungen und dem Ranking-Urteil der Studierenden, aber keine Korrelation mit den erfassten Rankings der Professoren. Die Entscheidung folgte also dem Urteil der anderen Studierenden über die Hochschule und ließ das Urteil der Professoren weitgehend unberücksichtigt³⁸⁶.
- Laut einer Studie des CHE von 2001 orientiert sich ca. ein Drittel aller StudentInnen bei ihrer Hochschulwahl an Rankings (Befragung von 700 StudentInnen an 10 Hochschulen)³⁸⁷
- Die Studienanfänger, die ihren Studienplatzwunsch oder ihre Studienplatzwahl an Rankings orientieren, unterschieden sich laut zweier Untersuchungen deutlich von denen, die das nicht tun. Sie bewerteten Items, die auf eine karriere- und erfolgsorientierte Studienmotivation hinweisen („viele / gesicherte / angesehene Berufsmöglichkeiten“, „gute Verdienstmöglichkeiten“ – „aus meinem Leben etwas machen, mich nicht treiben lassen“ usw.) deutlich häufiger als wichtig und orientierten sich bei der Wahl eher an Leistungskriterien der Hochschule („guter Ruf / gute Ausstattung“, „vielfältiges Lehrangebot“, „überschaubare Verhältnisse“) als an persönlichen Kriterien. Die Orientierung an Rankings ist fachspezifisch unterschiedlich: bei Sozial-, Sprach- und Kulturwissenschaften spielt sie eine geringe Rolle, am stärksten werden sie in den Fächern Wirtschafts-, Rechts-, Ingenieurwissenschaften und Medizin herangezogen.³⁸⁸

³⁸⁵ WZ I Update 7 (1999), S. 6

³⁸⁶ WZ I Update 8 (1999), S. 2

³⁸⁷ Pressemeldung unter <http://www.adicor.de/aktuell.nsf/0/31F0045F42E257C6C1256ABE0049D332?OpenDocument>; die Studie selbst war im Publikationsverzeichnis des CHE nicht mehr zu finden.

³⁸⁸ Es handelt sich um eine Untersuchung der HIS GmbH vom Wintersemester 1998/99 und der Gesamthochschule Kassel vom Frühjahr 1999, vgl. WZ I Update 9 (2000), S. 3 und Daniel (2001), S. 122

Es waren keine Studien darüber zu finden, ob und wie Hochschulrankings auf das Verhalten von HochschullehrerInnen wirken. Das Anliegen, für Transparenz und Vergleich der Lehre zu sorgen, ist bei den Publikumsrankings nicht mehr vorzufinden.

Deutsche Publikums-Hochschulrankings sind also nicht unmittelbar für die ökonomische Situation der Hochschulen relevant. Es ist zwar mit der Einführung von leistungsorientierten Elementen bei den Zuwendungen an die Hochschulen zu rechnen, diese werden aber sicherlich nicht auf der Basis der Zeitschriftenrankings stattfinden, sondern aufgrund von speziell dafür entwickelten Bewertungsinstrumenten (die natürlich an der – bereits vorliegenden – Methodik der Rankings nicht ganz vorbei können). Die Hochschulen benutzen Publikumsrankings jedoch – bei gutem Abschneiden – für ihre Presse- und Öffentlichkeitsarbeit.³⁸⁹ Die Publikumsrankings haben damit Auswirkungen auf die kognitiven Muster, mit denen Hochschulen und Bildung wahrgenommen werden, und damit auf die kulturelle Wahrnehmung von Kultur (in diesem Fall Bildung):

In Deutschland existierte traditionell keine Ausdifferenzierung des Bildungsfeldes in „angesehene“ und „unwichtige“ Hochschulen, wie sie in etlichen anderen Ländern (ebenfalls traditionell) gegeben ist: zumindest in Frankreich, Großbritannien und den USA existierte auch schon vor oder ohne Hochschul-Rankings eine deutliche Vorstellung von einer Prestige-Hierarchie der existierenden Hochschulen (die Bedeutungsbestimmung und hierarchische Einordnung von Namen wie „Cambridge“, „Sorbonne“ oder „Princeton“ (als Beispiele) ist nicht nur national, sondern auch international problemlos möglich). Diese Differenzierung nach symbolischem Kapital bezieht sich auf die Hochschulen, wirkt aber auf die *Studierenden* an den Hochschulen direkt zurück. Es entsteht auf diese Weise ein sozialer Differenzierungseffekt innerhalb der Gruppe der Studierenden (Student/in an renommierter Hochschule versus Student/in an unbekannter Hochschule). Die Homogenität der deutschen Hochschulen ist weniger als *Gleichheit* zu lesen (natürlich gibt es große Unterschiede zwischen ihnen), sondern als proklamierte Konkurrenzlosigkeit der Hochschulen untereinander.

In das traditionell undifferenzierte Feld der deutschen Hochschullandschaft legen nun Rankings den WahrnehmungsfILTER der Differenzierung. Sie wenden ein neues Wahrnehmungsmuster auf die höhere Bildung an – Hierarchisierung statt Homogenität – und können damit zum Beginn einer Ausdifferenzierung des Feldes der höheren Bildung werden. Dass die Rankings auf die breite Öffentlichkeit

³⁸⁹ z.B. die Universitäten Jena: http://www.recht.uni-jena.de/fak/st_bewerber.html oder Karlsruhe: <http://www.uni-karlsruhe.de/~presse/Pressestelle/1999/pi045.html>

zielen, und eben *nicht* auf die unmittelbaren Entscheidungsträger, macht die Rankings in diesem Zusammenhang nicht weniger, sondern stärker relevant. Denn sie wirken damit nicht auf die (bereits gefestigte) Wahrnehmung weniger Funktionsträger, sondern auf die breite gesellschaftliche und teilweise noch offene Wahrnehmung von Feldfremden und können damit auf der kulturellen Ebene der Werte und Symbole wirksam werden. Das hohe Gewicht, das in den Rankings auf Reputationsmessungen liegt (also auf der subjektiven Einschätzung einer Hochschule durch Studierende, Professoren oder Arbeitgeber), ist in dieser Hinsicht kein Schwachpunkt, sondern entspricht genau dieser Funktion von Rankings: eine Reputationsdifferenzierung in der öffentlichen Wahrnehmung eines Feldes einzuführen, das bisher zwar deutliche und gravierende Differenzierungen *innerhalb* der einzelnen wissenschaftlichen *Disziplinen/Diskurse* vornahm, sich nach außen, im Feld der Hochschulen und der Hochschullehre insgesamt, jedoch weitgehend homogen darstellte.

Der Widerstand der Hochschulen bzw. der Akteure im Hochschulbereich gegen Rankings richtet sich demnach gegen eine Hierarchisierung der Hochschulen *von außen*. Es ist natürlich keineswegs so, dass der Hochschulbereich bis dato ein hierarchie- und konkurrenzfreier Raum gewesen wäre; vielmehr ist er im Gegenteil durchzogen von sehr *starken* persönlichen Abhängigkeiten, inoffiziellen Hierarchien und unreglementierten politischen Prozessen. Diese Strukturen gehorchen jedoch den spezifischen Regeln des Feldes, und sie sind in keiner Form formalisiert oder oft auch nur aussprechbar. Der Widerstand des Feldes ist insofern nicht nur ein Widerstand gegen das Aufoktroieren von ökonomischen oder sozialen Wertsystemen, sondern er ist genauso auch eine Verteidigung der feldimmanenten autonomen Hierarchie: er richtet sich also dagegen, dass die informellen, unausgesprochenen und damit auch unanfechtbaren Macht-Spielregeln in den wissenschaftlichen Disziplinen (und im Bereich der Wissenschaft und Forschung allgemein) durch explizite, formalisierte und disputable Hierarchisierungen von außerhalb ersetzt werden.

Dies ist umso mehr anzunehmen, als der ganz praktische Effekt, die Hochschulwahl der Studierenden zu unterstützen, im deutschen System überhaupt nicht die Relevanz bekommen kann, die ihm durch die Rankings zugeschrieben wird: Die Wahl der Hochschule liegt ja letztlich mitnichten im Entscheidungsbereich der Studienanfänger, sondern wird durch bundesweite oder hochschulinterne Zugangsbeschränkungen (NCs) geregelt. So dürften die Rankings für die symbolische Hierarchisierung (ausgedrückt in Form der Studienplatzwünsche) einen viel größeren Effekt haben als für die reale Studiensituation an den Hochschulen.

Das konzeptionelle Gegenstück zur Hochschulwahl seitens der Studierenden aufgrund der Qualität der Hochschule ist die Auswahl von StudentInnen seitens der Hochschulen durch eigene Aufnahmekriterien. Das hierfür etablierte Messverfahren (die im Laufe von zwei Jahren erarbeitete Abiturnote des/der BewerberIn) wird damit als Eignungsindex der Bewerber/in entwertet und durch neue, jeweils spezifische Kriterien und „Expertenurteile“ der Eingangstester ersetzt bzw. ergänzt. Im Gegensatz zur Formalisierung der Hochschulbewertung ist damit also eine Ent-Formalisierung der Studierendenbewertung verbunden.

Als Hinweis auf den Effekt des Hineinprojizierens einer hierarchischen Differenzierung in die Studiensituation können auch die Ergebnisse der beiden Studierendenbefragungen interpretiert werden: Studenten/innen, die eine eher erfolgs- und karriereorientierte Studienmotivation mitbringen, achten eher auf die differenzierende Repräsentation der Hochschulrankings. Breitet sich dieser Effekt aus, kann er eine Eigendynamik entwickeln, der sich auch die Studenten/innen nicht mehr verschließen können, die Rankings bisher noch indifferent gegenüberstehen. Langfristig träte dann der Aspekt der Studienzeit als „Interimszeit“ vor Eintritt in die Konkurrenzsituation des Berufslebens in den Hintergrund.

Die inflationäre Anzahl der Hochschulrankings sorgt unter diesem Blickwinkel zwar ggf. für eine Entwertung der konkreten Ergebnisse bzw. der Aussagekraft und Relevanz, die der Platzierung einer einzelnen Hochschule zukommen. Da aber alle Rankings dasselbe Wahrnehmungsmuster anwenden – nämlich den hierarchisierenden Blick auf ein bislang weitgehend als homogen wahrgenommenes Feld – sorgen alle Rankings gemeinsam, unabhängig von ihren Ergebnissen, für eine Wahrnehmungsverschiebung in Richtung auf die symbolische Ausdifferenzierung des Hochschulfeldes, der in absehbarer Zeit auch eine ökonomische Ausdifferenzierung folgen wird.

4.6 Das Wirkungsspektrum kultureller Messungen

Eine eindeutig positive oder negative Positionierung gegenüber dem Messen von Kultur ist unter anderem deshalb nur schwer möglich, weil die Auswirkungen von Messvorgängen auf einer großen Spannbreite liegen. Bei einem Messinstrument wie dem Kulturkompass erhebt eine deutsche Journalistin Ausstellungsdaten über 11.000 Künstler, die über die ganze Welt verstreut leben und arbeiten. Oftmals wissen die Künstler wahrscheinlich nicht einmal, dass Informationen über sie in der Datenbank ausgewertet werden; wenn es nicht gerade um den Einstieg in die „Top 100“ geht, dürfte ihnen das egal sein; und wenn sie dann in die „Top 100“ kommen, sind sie schon so erfolgreich, dass die Konsequenzen für sie relativ unbedeutend sein werden. Ein Einfluss auf das Kaufverhalten von Anlegern und Sammlern ist in geringem Maße vorhanden, aber nicht so, dass er für die Künstler von großer Bedeutung sein kann. Die Wirkung des Kunstkompass auf das künstlerische Feld besteht, wenn überhaupt, eher in der Provokation. Eine derartige Messung (man könnte hier noch die diversen Kritikerspiegel etc. einordnen) markiert den einen Pol des Wirkungsspektrums kultureller Messungen: die intellektuelle oder symbolische Herausforderung des Feldes, das Zahlenspiel, das Feldfremden eine Illusion des „Bescheidwissens“ über das Feld gibt, ohne größere Auswirkungen auf das Feld selbst zu haben.

Am anderen Ende des Spektrums liegen z.B. Kostenrechnungs- und Controllinginstrumente für öffentlich finanzierte Kultureinrichtungen und ihre Auswirkung auf Ressourcenallokation und Mittelzuweisungen. Als Beispiel für die unmittelbare Relevanz, die solche Instrumente potentiell erlangen können, sei das Budgetierungsmodell des Landes Berlin erwähnt, dessen Einführung im Rahmen der Verwaltungsreform zwischen 1999 bis 2005 geplant war. Es sieht folgendermaßen aus: Alle zwölf Berliner Bezirke errechnen für einheitlich definierte kulturelle *Produkte* mit einheitlich festgelegtem Modus *Stückkosten* in Vollkostenrechnung. Diese zwölf Stückkostenwerte (z.B. die Kosten für eine Ausleihe in einer Bibliothek oder die Kosten für eine Unterrichtsstunde an der Volkshochschule oder für eine Ausstellung der bezirklichen Galerien) werden verglichen und es wird ihr Median errechnet. Dieser Teil des Modells ist bereits verwirklicht, und die Ergebnisse werden publiziert³⁹⁰. Das Budgetierungsmodell des Landes sieht perspektivisch vor, dass den Bezirken, neben einem festen finanziellen Grundsockel, „output-orientierte“ Zuschüsse in Höhe des errechneten Medians für die im nächsten Jahr zu erbringenden (kulturellen) Leistungsmengen zugewiesen werden. Das

³⁹⁰ vgl. „Was kostet wo wie viel?“ der Senatsverwaltung für Finanzen (2003)

heißt: die Bezirke, die mit ihren Stückkosten *unter* dem Median liegen, bekommen mehr zugewiesen, als sie bisher verbraucht haben (eine Belohnung) die Bezirke, die *über* dem Median liegen, bekommen weniger, als sie bisher auf die Erstellung der Leistungen verwendet haben (eine Einschränkung, die zu Produktivitäts- und Wirtschaftlichkeitssteigerungen anreizen soll). Diese Berechnungen bestimmen im Budgetierungsmodell zwar nicht alleinig die Allokationsentscheidungen, sie bilden jedoch die Basis für politische Entscheidungen³⁹¹. Die Voraussetzung dafür, dass eine Leistung überhaupt als „budgetierbares Produkt“ in dieses Verfahren einbezogen werden kann, ist, dass es zählbar sein muss³⁹². Die „Zählbarkeit“ von Kultur – d.h. das Vorhandensein eines Produktkatalogs und die Einführung der Kostenrechnung – ist also in diesem Modell die Voraussetzung, um am Verfahren für die Vergabe von Ressourcen überhaupt teilnehmen zu können.

Das Berliner Budgetierungsmodell zeigt also beispielhaft, wie Messinstrumente unmittelbare und existentielle Auswirkungen auf gemessene Kultur(-einrichtungen) haben können. Ein ähnlicher Mechanismus ist in nächster Zeit für die Finanzierung von Hochschulen zu erwarten.

Zwischen diesen beiden Polen ist eine Vielzahl von Wirkungen einzelner Messprozesse möglich. Hervorzuheben, weil besonders häufig, ist die Nutzung von Messergebnissen für die Stärkung des Images einer Einrichtung oder eines Akteurs. So wirkt bei Bibliotheken z.B. allein die Teilnahme an einem Vergleichsring oder die Tatsache der Erarbeitung einer Kostenrechnung (relativ unabhängig vom Ergebnis) positiv für das Ansehen der Einrichtung: sie profilieren sich damit als aufgeschlossene, moderne und lernfähige Einrichtungen, die Transparenz nicht scheuen und sich an Verwaltungsprozessen beteiligen. (vgl. Kap. 4.4.5.2).

Durch die weitläufige Publikation von Messergebnissen können Messvorgänge eine eigendynamische Wirkung entfalten. Es wäre ein interessantes Experiment, die Rückwirkung von Bestsellerlisten auf das Kaufverhalten der Rezipienten zu testen – mit der Hypothese, dass ein Platz auf der Bestsellerliste a) ein Werk unter jährlich ca. 80.000 Neuerscheinungen sichtbar macht, also Komplexität reduziert, und b) diesem Werk eine „Besonderheit“, eine in der massenhaften Rezeption *anderer* Rezipienten implizierte Qualität attribuiert, so dass c) durch das hohe Ranking die Kaufentscheidungen der RezipientInnen verstärkt auf diese Werke gelenkt wird. Dieser Effekt wäre eine Variante des „Matthäus-Effekts“ (vgl. Kap.

³⁹¹ eine Beschreibung des Vorgehens findet sich in: Senatsverwaltung für Finanzen (2000) und (1997)

³⁹² Senatsverwaltung für Finanzen (1997), S. 10

4.3.5); das Messinstrument würde damit das *herstellen bzw. verstärken*, was es messen will.

Die Wirkung eines Messprozesses kann also vielfältig sein, und vor allem ist sie sehr häufig nicht vom Messergebnis selbst abhängig, sondern von den politischen Rahmenbedingungen, auf die das Ergebnis stößt, und von der *Interpretation* des Ergebnisses in diesem Kontext. Ein mittelmäßiges Ergebnis bei einem Ranking ist in der Interpretation völlig variabel; ob es als „solide Stellung im Mittelfeld“ oder als „nur sehr mittelmäßiges Abschneiden“ interpretiert wird, hängt davon ab, wie die Einflussverhältnisse auf die Meinungsbildung aussehen. Genauso kann ein sehr schlechtes Messergebnis die Initialzündung für neue Investitionen und Anstrengungen sein, oder kann ein sehr gutes Ergebnis zum Einfrieren von Ressourcen führen. „Tatsächlich ist das Ergebnis des Rankings eigentlich egal“³⁹³ urteilt eine Expertin für Betriebsvergleiche im Bibliothekswesen; damit ist nicht gemeint, dass die Vergleiche überflüssig oder nutzlos sind, sondern dass das, was *vor* dem Messergebnis stattfindet (die Durchleuchtung der Betriebsprozesse, die Entwicklung der Messinstrumente) und das, was *nach* dem Messergebnis stattfindet (die Interpretation und Argumentation, das „Aushandeln von Bedeutungen“, die Umsetzung einzelner Maßnahmen) über die Bedeutung und die Auswirkungen eines Messergebnisses entscheidet.

³⁹³ Im Rahmen der Fortbildung „Instrumente für Leistungsmessung und Betriebsvergleich von Öffentlichen Bibliotheken“ der Fachstelle für Öffentliche Bibliotheken, Stuttgart am 08. Mai 2000

5 Zusammenfassung

Zum Schluss sollen noch einmal die grundlegenden Fragen, die zu Beginn gestellt wurden, im Überblick angesprochen werden: was geht vor sich, wenn Kultur gemessen wird:

- welche kulturellen Vorstellungen von „Kultur“ wirken in einem Messvorgang? und
- welche Machtspiele und Positionierungen sind mit dem Messvorgang verbunden?

Kulturelle Prägungen, die sich auf das Messen von Kultur auswirken

Eine Voraussetzung für die Wahrnehmung von Kultur als nur schwer oder gar nicht messbar besteht in der (historisch entstandenen) Vorstellung, Kunst und Wissenschaft stünden als eigenständige, unverbundene Wert- und Handlungssphären *neben* der Sphäre der materiellen, politischen und ökonomischen Welt. Kunst und Wissenschaft haben diese Vorstellung für sich genutzt und sich damit tatsächlich eigene soziale Hierarchien und Regeln gegeben, was ihnen eine gewisse Sicherheit in der Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt verschafft hat. Der Preis für diese Freiheit besteht in einer Abgetrenntheit, d.h. beispielsweise in einer Kluft zwischen Kunstobjekten und Gebrauchsobjekten, in der Unverständlichkeit von Kunstobjekten für BetrachterInnen außerhalb des Kunstfeldes oder in der schwierigen Vermittlung von Forschungsergebnissen an Nicht-WissenschaftlerInnen. Die Wahrnehmung von Kultur als „etwas Besonderem“ stellt ein Grundproblem für Messvorgänge im kulturellen Feld dar.

Durch einen Messprozess, durch Vergleiche und Kategorisierungen, werden kulturelle Messobjekte in den Kontext einer (nicht-künstlerischen oder nicht-wissenschaftlichen) Umwelt eingebunden. Sie werden in ihrer Bedingtheit und Relationalität dargestellt. Das kann als Gefahr des Autonomieverlusts für die gemessenen Bereiche gewertet werden – oder auch als ein Akt, der Kunst und Wissenschaft wieder „in die Welt zurückholt“. Kunst und Wissenschaft, die ureigsten Terrains von Subjektivität, Originalität, Genie und Einzigartigkeit, werden in einem Messprozess objektiviert, also „zum Objekt gemacht“. Das bedeutet eine Entmystifizierung, aber in gewisser Weise auch eine Re-Sozialisierung. Dieser Prozess kann von Kulturschaffenden als beleidigend und schmerzhaft empfunden werden, aber auch von RezipientInnen, für die die Freiheit und Besonderheit von Kunst und Wissenschaft eine hohe kompensatorische Funktion gegenüber der

Welt von Ökonomie und Macht ausübt. Durch die Abwehr dieser „Zumutungen“ sind Widerstände und Auseinandersetzungen über Messprozesse im kulturellen Bereich geprägt.

Dass seit Mitte der 60er Jahre trotzdem immer häufiger Messinstrumente für Kulturobjekte oder –einrichtungen entwickelt wurden, ist einerseits eine Folge (bzw. ein Symptom) der sich verringernenden Distanz zwischen den kulturellen Feldern und den sie umgebenden Feldern. Messinstrumente wirken für diese Entwicklung bildgebend. Andererseits tragen sie durch ihren quantitativen Blick auf die Kultur auch zur Verringerung der wahrgenommenen Distanz der Felder bei und wirken damit blickbildend.

Der Einsatz von Messinstrumenten kann also als immer stärkerer Übergriff von Sparrwängen und von ökonomischen oder politischen Interessen auf kulturelle Einrichtungen und Objekte interpretiert werden. Eine andere Interpretation läge darin, dass sich seit den 1960er Jahren, mit der schrittweisen Durchsetzung des weiten Kulturbegriffs, der Gegensatz zwischen „hoher“ Kunst und populärer Kunst verringert hat. Dadurch wurde der Gegensatz zwischen Quantität und Kultur/Kunst aufgeweicht, „Kultur“ ein Stück weit entsakralisiert und der Einsatz quantitativer Instrumente eher möglich. Bei Kunstgattungen, die erst *nach* der Phase der bürgerlichen Sakralisierung von Kultur entstanden sind (Film, Photographie, Popmusik), ist der Kunst-Kommerz-Gegensatz bei weitem nicht so fest in der Wahrnehmung verankert; dementsprechend sind die Auseinandersetzungen um Messungen in diesen Feldern auch nicht so heftig. Dazu kommt, dass gerade die moderne Bildende Kunst das Kunst-Kommerz und Kunst-Politik-Verhältnis zu einem ihrer Gegenstände gemacht und damit integriert hat.

Positionierung und Konstituierung kultureller Felder durch Messprozesse

Messvorgänge in kulturellen Feldern stellen Positionierungsversuche der beteiligten Parteien dar. Das heißt allerdings, dass Messprozesse je nach der Position des Feldes, seiner Lage, seiner Autonomie und der Position der Akteure unterschiedliche Bedeutungen haben können. Auch die verfolgten Strategien sind unterschiedlich. Manche Felder (z.B. die Theater) verfolgen eher eine Strategie der Abgrenzung, wollen also Messungen vermeiden (oder jedenfalls auf den handwerklichen Teil des Theaters beschränken), um ihre künstlerische Autonomie zu wahren. Dem gegenüber steht die Strategie von Akteuren in anderen Feldern, durch Selbstbeobachtung oder Selbstobjektivierung (d.h. aufs eigene Feld gerichtete Messprozesse) wenigstens teilweise feldspezifische Wertmaßstäbe beibehalten zu können und dem sie umgebenden Machtfeld mit klarer Kontur entgegenzutreten.

Für diese Akteure (z.B. aus dem Feld der Hochschulen oder der Bibliotheken) bedeutet das Messen eine Strategie, ihre Autonomie zu sichern, indem sie sich offensiv den Mess- und Bewertungsinstrumenten des Machtfeldes stellen, statt sich ihnen zu entziehen. Gleichzeitig wollen sie diese entschärfen, indem sie so weit wie möglich ihre feldspezifischen Kriterien in das Bewertungsinstrument integrieren.

Die Analyse der sozialen Felder macht deutlich, dass die Weigerung, sich messen zu lassen, genauso auf strategische Überlegungen bezüglich der Umwelt zurückzuführen ist wie die Teilnahmen an Messverfahren: *beide* Haltungen sollen helfen, die soziale Position der Akteure zu sichern. Bei der Untersuchung von Messvorgängen müssen deshalb die Hintergründe für eine Verweigerung genauso kritisch in Frage gestellt werden wie die Hintergründe für die Teilnahme an einer Messung.

Die Bedeutungen der untersuchten Rankings lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

Bildende Kunst: Der Kunstkompass unterstreicht mit seinen Rankingkriterien den Konstruktcharakter von Kunst. Er entspricht damit einer sehr modernen Auffassung von Kunst, der institutionalistischen Kunsttheorie. Im Einklang mit dieser Theorie bildet der Kunstkompass die Grenzen des Feldes ab und zieht sie damit auch fester. Aufgrund der großen sozialen Distanz zwischen Messenden und Gemessenen kann der Kunstkompass dem Feld selbst jedoch eigentlich nichts anhaben. Seine Hauptfunktion liegt darin, dass er Feldfremden die Illusion verschafft, das Kunstfeld zu durchschauen, es „in den Griff bekommen“ zu können. In der Erzeugung dieser Idee dürfte der Reiz des Kunstkompass für Rezipienten außerhalb des Kunstfeldes liegen (auch wenn sie, wie die meisten, *kein* Geld in Kunst investieren können).

Bibliotheken: Das Bibliothekswesen besitzt keine fachliche Autonomie, die der künstlerischen oder wissenschaftlichen Autonomie vergleichbar wäre. Es hat (aufgrund des fehlenden Bibliotheksgesetzes) aber auch keine sichere Stellung im Machtfeld inne. Der BIX ist ein Mittel, um die grundsätzlich prekäre Stellung von Öffentlichen Bibliotheken bei ihren Trägern – also im Machtfeld – zu festigen. Die Teilnahme am BIX soll Professionalität, Modernität und Kooperationsbereitschaft demonstrieren, er ist also als Stärkung der Autonomie der Bibliotheken gegenüber den Trägern gedacht. Die AkteurInnen im Bibliotheksfeld verfolgen unterschiedliche Strategien: entweder sie beteiligen sich offensiv an Messvorgängen, um ihre Stellung zu festigen, oder sie lehnen Messversuche ab, weil sie glau-

ben, dass diese ihre Eigenständigkeit untergraben. Dem entspricht eine ambivalente bzw. gespaltene Haltung des Bibliothekswesens zu Messinstrumenten, die sich in der Teilnahme von nur ca. 10% der Bibliotheken am BIX äußert.

Hochschulen: Hochschulrankings sind Instrumente, um das bis dato homogene Feld der höheren Bildung aus der Sicht Außenstehender zu differenzieren, und zwar zunächst nur symbolisch. Sie stellen für die wissenschaftlichen Felder eine Herausforderung dar, weil sie neben die etablierten Hierarchien innerhalb der fachlichen Disziplinen eine neue Hierarchisierung stellen, die Ansprüche von außen an die Hochschulen formuliert. Dabei kann diese Form der Hierarchisierung auf die Gruppe der Studierenden zurückwirken. Es handelt sich teilweise um Kriterien, („Praxisbezug“, „Studiendauer“), die nicht nur Ansprüche an die Hochschullehre, sondern auch an das Verhalten der Studierenden formulieren (sich schnell praxisrelevantes Wissen anzueignen). Publikumsrankings haben keine unmittelbaren ökonomischen oder ressourcenbezogenen Konsequenzen, sie wirken aber durch ihre weite Streuung und große Verbreitung in hohem Maße bildend.

Science Citation Index: Der Science Citation Index ist ein Beispiel dafür, wie eine einzelne statistische Auswertung (die Zitationsanalyse der Aufsätze einer bibliographischen Datenbank) zu einem weltweit ausschlaggebenden Messinstrument für die Bewertung von Forschungsleistungen, ForscherInnen und Forschungsinstitutionen werden kann. Er verfügt über ein hohes Vergabepotential für symbolische Macht, das sich über die Impact-Faktoren für Zeitschriften auch auf Publikationsorte, d.h. den vermittelnden Sektor des wissenschaftlichen Feldes auswirkt. Er ist eines der wenigen Instrumente, das Vergleiche und Bewertungen auf internationaler Ebene möglich macht. Das ist relevant, weil hochspezialisierte Forschungscommunities auf internationaler Ebene arbeiten, Forschungsevaluationen aber in der Regel auf nationaler Ebene angesiedelt sind.

Diesen Kulturbereichen stehen andere Felder gegenüber, in denen Erfolgsmessungen in Form von Hitlisten oder Bestsellerlisten seit Mitte des letzten Jahrhunderts weitgehend etabliert sind: die Bereiche Popmusik, Film, Fernsehen/Hörfunk und Literatur. Dies sind die Felder, die im Gegensatz zu den oben behandelten weniger in öffentliche, sondern mehr in marktwirtschaftliche Strukturen eingebunden sind. Es gibt jedoch kein kulturelles Feld, das *nicht* für die qualitative, spezifische Seite der Kunst- oder Wissenschaftsproduktion ein ausgebautes System von Preisen und Auszeichnungen als Ergänzung zu den Verkaufsdaten bzw. Einschaltquo-

ten etabliert hätte. Diese Auszeichnungen werden in der Regel nicht auf der Grundlage von Mess-, sondern von Expertenurteilen vergeben. Der Zusammenhang zwischen etablierten Messinstrumenten und marktwirtschaftlicher Verfasstheit dieser Bereiche benennt allerdings nur eine Seite der Betrachtung; auf der anderen Seite haben diese Kulturfelder als „Breitenkultur“ auch nicht die Trennung zwischen Lebenswelt und Kunstwelt erfahren, wurden also weniger ihrer materiellen Aspekte enteignet und zeichnen sich durch eine enge Orientierung am Publikum aus.

Grundsätzlich sind Messinstrumente für Kunst weniger entwickelt als für Bildung und Wissenschaft. Das kann einerseits an der höheren Autonomie von Kunst liegen, andererseits auch einfach daran, dass Bildung und Wissenschaft in der Regel institutionalisiert sind und dass sie für das Gemeinwesen eine brisantere Funktion erfüllen. Deshalb ist ein höheres Interesse an Messungen vorhanden und sie sind auch leichter durchführbar. Dem gegenüber gibt es einige Bereiche, in denen kaum Messinstrumente existieren, besonders das Theater- und das Museumsfeld.

Theater: Außer einer Art Kritikerspiegel (vgl. Kap. 4.1.2.2) und der Theaterstatistik existieren im Theaterbereich keine Messinstrumente. Ein Grund hierfür könnte in der hohen Autonomie dieses Bereichs gesehen werden, bzw. in dem positiven Selbst- und Fremdbild und dem hohen Maß an professioneller Identifikation, die dort vorzufinden ist. Nach Porter ist eine starke „community“ wie die Theaterwelt von quantifizierenden Instrumenten weitgehend unabhängig und verlässt sich eher auf Expertenurteile. Außerdem bedeutet die Teilnahme an einem Ranking eine gewisse Homogenisierung/ Kategorisierung; die Theater sind aber auf ein Höchstmaß an Profilierung angelegt, was gegen die Teilnahme an Rankings spricht.

Museen: Hier kann nur vermutet werden, dass es im Museumsbereich so wenige Messinstrumente gibt, weil sich dieses Feld erst als solches konstituiert. Es ist als vermittelndes Feld ähnlich ungegliedert wie die produzierenden Felder; z.B. gibt es keinen Berufsverband, der vom Institutionenverband (Deutscher Museumsbund) unabhängig ist und erst seit Anfang der 1990er Jahre Ansätze einer museumsspezifischen Ausbildung. Die späte Entstehung einer Museumsstatistik weist ebenfalls in diese Richtung.

Allgemein ist für die Konstitution einer Profession bzw. eines Feldes die systemtheoretische Deutung des Messens besonders offensichtlich: eine Statistik ist eine

Form der Selbstbeobachtung eines Feldes und damit ein Teil seiner Differenzbildung und Selbstkonstitution. (Andere Formen dieser Selbstkonstitution sind Verbände, ein Berufsbild, ein „Code of Ethics“ o.ä.). Die Institutionalisierung einer regelmäßigen Statistik ist daher Symptom und Voraussetzung für die Entstehung eines Systems oder Feldes. Der Zusammenhang zeigt sich deutlich im Bibliothekswesen, wo die Statistik vom Berufsverband ausging. Ein Gegenbeispiel wären die bildenden KünstlerInnen, die nicht weitläufig vergemeinschaftet sind und für die es deshalb auch keine Statistik gibt.

Die Bedeutung von Messvorgängen für die Gemessenen

Die Deutungsweise, dass das Messen von Kultur einen Übergriff bzw. den Sieg der Ökonomie oder politischer Ideologien über die letzten „freien“ Felder darstellt, muss in Anbetracht dieser Faktoren als zu eindimensional abgelehnt werden. Die soziale, ökonomische und institutionalisierte Umwelt *insgesamt* reibt sich in Messvorgängen an Kunst und Wissenschaft; sie tut das, indem sie vielerlei und teilweise nicht-kulturspezifische Bewertungsmaßstäbe an sie anlegt. Ökonomische Kriterien machen davon nur einen Teil aus, andere Faktoren spielen ebenso ihre Rolle:

- Ausgerechnet ein modernisiertes Staats- und Verwaltungsverständnis, das auf obrigkeitsstaatliches Gebaren zugunsten von Transparenz und demokratischer Kontrolle verzichten will, bringt Kultur, die in einem öffentlich finanzierten und staatlich institutionalisierten Rahmen stattfindet, unter Rechenschaftsdruck.
- Beim Messen von Reputationen wiederum geht es nicht um die Kriterien ökonomischen Kapitals, sondern um das soziale Kapital und die Verteilung von Aufmerksamkeit (die freilich ökonomischen Nutzen nach sich ziehen *kann*).

Die Anwendung quantitativer Instrumente auf Kunst und Wissenschaft bedeutet die Weigerung, sie als von gesellschaftlichen und sozialen Bedingtheiten losgelöst zu betrachten. Kulturfelder zu messen bedeutet, ihren Status als gänzlich aus sich heraus Produzierende, als „ungeschaffene“ Bereiche in Frage zu stellen. Es bedeutet auch den Versuch, ihre Verflechtung mit Anliegen bezüglich sozialem Status und gesellschaftlicher Positionierung wieder sichtbar zu machen. Beispielhaft hat Pierre Bourdieu diese Position in seinen Arbeiten zum künstlerischen und zum wissenschaftlichen Feld übernommen, und zwar unter intensivstem Einsatz quantitativer Methoden. An Beispielen wie „Homo Academicus“ wird jedoch auch

deutlich, wie hoch die Anforderungen sind, wenn dieses Sichtbarmachen der verdrängten Verflechtungen mit der Welt ein ausreichend differenziertes Bild ergeben soll: Im Anhang zu „Homo Academicus“ werden weit über 150 benutzte Quellen für die Studie aufgezählt, darunter z.B. vier komplette Jahrgänge einer Fernsehzeitschrift (!), zehn Jahrgänge diverser Jahrbücher, die Herausgeberkomitees von ca. 50 wissenschaftlichen Zeitschriften – und der Social Science Citation Index.³⁹⁴

Während diese Studien das Ziel haben, die bereits bestehende soziale Eingebundenheit und Hierarchisierung des wissenschaftlichen Feldes sichtbar zu machen (bildgebend zu wirken), kann man den weniger wissenschaftlichen Messungen, die dafür weitläufig publiziert und rezipiert werden (z.B. den Hochschulrankings) eher blickbildenden Charakter attestieren. Bei Bourdieu überwiegt die diagnostisch-analytische, bei den Rankings die appellativ-normative Funktion: die Indikatoren wirken als Maßstäbe, die das zukünftige Verhalten von Hochschulen und Studierenden beeinflussen sollen. Trotzdem haben alle Messverfahren *beide* Bestandteile in sich: Bourdieus Anliegen waren nicht nur wissenschaftlich, sondern auch politisch; umgekehrt den Hochschulrankings jeden diagnostischen Wert abzusprechen, wäre überheblich und unvorsichtig.

Die im Verhältnis zu Bourdieus Studien allesamt groben und kostengünstigeren Daten der Hochschulrankings sprechen jedoch dafür, dass es ironischerweise anscheinend nur im separierten Raum der zweckfreien, staatlich finanzierten Forschung möglich ist, wissenschaftlichen Phänomenen durch Messung wirklich *auf den Grund* zu gehen. Außerdem geben Bourdieus Studien einen Hinweis darauf, wie viel Phantasie und Kreativität notwendig sind, um einen messtechnisch so unerschlossenen und komplexen Raum wie „Kultur“ differenziert zu er-messen. Gerade durch die geringe Determiniertheit von Zahlen und Zählen gibt es fast unbegrenzt viele Möglichkeiten, im Bereich von Kunst und Wissenschaft zu zählen. Das Übertragen von Instrumenten aus anderen Bereichen kann hier nicht ausreichen.

Die Bedeutung von Messvorgängen für die Zielgruppe einer Messung

Jenseits der Bedeutung, die ein Messvorgang für die Gemessenen haben kann, darf nicht vergessen werden, dass es bei manchen Messvorgängen gar nicht in erster Linie um seine Wirkung auf die Gemessenen geht, sondern auf eine Zielgruppe, die ggf. vom gemessenen Feld recht distanziert ist. Dies gilt besonders

³⁹⁴ Bourdieu (1992), S. 307-325

beim Kunstkompass, wo die Hauptwirkung darin besteht, Kunstfernen die Illusion von Kunstkenntnis zu vermitteln. Auch bei den Hochschulrankings ist die Wirkung auf die Zielgruppe (StudienanfängerInnen) vorrangig. Die Orientierung der Zielgruppe steht im Vordergrund vieler Instrumente, die dann eher das Verhalten der Zielgruppe beeinflussen (wollen), als das der Gemessenen. Ohne Konsequenz für die Gemessenen wird jedoch natürlich auch das nicht bleiben.

Die Bedeutung von Messvorgängen für die Messenden

Eine besondere Beachtung verdienen noch die Funktionen, die ein Messvorgang für *die Ausführenden einer Messung* übernehmen kann. Was Inhalt, Gestaltung und Ausrichtung des Messinstrumentes angeht, versuchen die Ausführenden (Zeitschriften, Institutionen) natürlich, eine neutrale Position einzunehmen zwischen den Gemessenen und den Zielgruppen des Messens. Dieses Streben nach inhaltlicher Neutralität ist unabdingbar für die Brauchbarkeit und Akzeptanz der Messergebnisse. Ein Messvorgang kann jedoch auf einer strategischen Ebene für die Messenden von Bedeutung sein. Sie unternehmen damit nämlich auch für sich selbst eine Positionierung und versuchen, ihr Gewicht im gesellschaftlichen Raum zu stärken. Das kann eine ökonomische Stärkung sein, wie beim Science Citation Index, oder eine symbolische, wenn es einer Zeitschrift darum geht, ihre Stellung als „Meinungsmacherin“ in der Medienlandschaft auszubauen. Dieser Faktor ist dann wichtiger als die Kosten für ein Hochschul-Ranking oder einen Kunstkompass. Es geht darum „eine Institution“ zu werden. Manch ein Messvorgang dürfte also für die Positionierung der Messenden mindestens genauso wichtig sein wie für die der Gemessenen.

Es ist in diesem Zusammenhang zu bemerken, dass zwei der vier untersuchten Messinstrumente (BIX und CHE-Hochschul-Ranking) im Auftrag der Bertelsmann Stiftung oder direkt von ihr durchgeführt werden, und dass die Stiftung noch weitere ca. 10 Ranking-Projekte in sozialen, Öffentlichen und kulturellen Bereichen unterhält. Wenn man davon ausgeht, dass die Bertelsmann Stiftung an effizienter und konsistenter Arbeit interessiert ist, dann liegt es nahe, dass sich diese Projekte ihre methodischen Grundansätze so weit wie möglich teilen. Der Bertelsmann Stiftung ist es durch die hohe wissenschaftliche Qualität der von ihr unterstützten Messinstrumente und die intensive Integration der Gemessenen in den Messprozess gelungen, zur wichtigsten Instanz für die Messung von Kultureinrichtungen in der Bundesrepublik zu werden. Die Stiftung konzentriert damit ein hohes Maß an Blickbildungs- und Bildgebungs-Kapazität für die gesellschaftliche Wahrnehmung von Kultur auf sich. Im Bibliothekswesen hat die Bertelsmann-

Stiftung umgekehrt über den BIX, mit dem die Kooperation mit dem Fachverband begann, eine zentrale Position für die fachlich-inhaltliche Gestaltung und für das Außenbild des Bibliothekswesens erlangt. Die gefestigte Stellung der Bibliotheken gegenüber ihren Trägern, die der BIX bewirken soll, könnte damit in eine erhöhte Abhängigkeit von der Institution münden, die ihnen diesen sicheren Stand verschafft hat.

Feldstrukturierende Effekte von Messvorgängen

Abgesehen von den Positionierungseffekten, die mit einem Messvorgang verbunden sind, zeichnet sich folgende strukturierende Wirkungsweise von Messungen ab:

Aufgrund ihres informationsverdichtenden und konsensabhängigen Charakters wirken Messinstrumente grundsätzlich eher affirmativ; d.h. sie bilden das ab, was erfragbar ist, worüber Daten vorliegen und worüber ein breiter Grundkonsens der Beteiligten erzielt werden kann. Messinstrumente konkretisieren eine bestimmte Sicht auf das Gemessene und bilden es entsprechend dieser Sicht ab. Damit verstärken sie bestimmte Merkmale und vernachlässigen andere (z.B. bildet der Kunstkompass die Grenzen um das westliche Kunstfeld ab und zieht sie dichter). Ein Messinstrument kann zwar auch Indikatoren abfragen, die eher innovative und zukunftsgerwandte Merkmale der Objekte abbilden; dieses Messinstrument läuft dann aber Gefahr, als Einzelsicht marginalisiert zu werden und in seiner Anschlussfähigkeit oder Konsensfähigkeit eingeschränkt zu bleiben.

Für Wissenschaftsevaluationen wurde ein ähnlicher Effekt als „Matthäus-Effekt“ (wer viel besitzt, dem wird noch mehr gegeben, wer wenig besitzt, dem wird das wenige noch genommen) bereits analysiert. Der Matthäus-Effekt bezieht sich eigentlich auf Ressourcen, lässt sich aber auch auf „knappe“ Güter wie Ansehen (symbolisches Kapital) oder in der Mediengesellschaft auf die Ressource „Aufmerksamkeit“ übertragen. Wo Messinstrumente einen Matthäus-Effekt haben, wirken sie so, dass sie vorliegende Unterschiede zwischen den gemessenen Institutionen oder Personen tendenziell verstärken. Sie können damit ein Feld stärker strukturieren und gegebenenfalls sogar polarisieren. Dies ist die Kehrseite des erklärten Zieles mancher Messinstrumente, ein Wettbewerbssurrogat zwischen den Gemessenen herstellen zu wollen.

Die Bewertung von Messvorgängen gleicht einem Vexierbild: einmal tritt aus dem Bild hervor, wie die Eigenarten kulturellen Schaffens durch Messinstrumente ökonomischen und politischen Anliegen unterworfen werden sollen. Gleich darauf zeigt das Bild (scheinbar) ganz deutlich, dass das Abwehren von Messvorgän-

gen seinerseits eine Strategie der Akteure ist, um sich Pfründe zu sichern und autokratische Strukturen zu bewahren. Messprozesse changieren in ihrer zugeschriebenen Bedeutung zwischen diesen beiden Polen. Es ist schwierig, sich ihnen zu entziehen, aber genauso schwierig, einen von ihnen dauerhaft zu fixieren.

6 Literaturverzeichnis

Das Literaturverzeichnis enthält die zitierte Literatur und vereinzelte wichtige aber nicht zitierte Werke. Veröffentlichungen, auf die im Text verwiesen wird, die aber nicht vorlagen, erscheinen nur in einer Fußnote, nicht im Literaturverzeichnis. Bei elektronischen Ressourcen bezeichnet das Datum in Klammern nach der URL den Zeitpunkt des letzten Besuch.

- ARKSTAT- **Arbeitskreis Kulturstatistik e.V. [Hrsg.]:**
Homepage Arbeitskreis Kulturstatistik e.V. im Haus der Kultur, Bundesstadt Bonn. - <http://www.kulturpolitik.de/> (29.06.2003)
- Art (1999) **Art – das Kunstmagazin:**
Die wichtigsten zeitgenössischen Künstler (1999), H: 11, S. 32-33
- Art (2002) **Art – das Kunstmagazin:**
Der Art-Kanon: 25 Kunstobjekte, die man kennen muss. – in: Art – das Kunstmagazin (2002), H. 12, S. 44-68
- Ästhetische **Barck, Karl-Heinz [Hrsg.]: Ästhetische Grundbegriffe : histo-**
Grundbegriffe risches Wörterbuch in sieben Bänden. – Stuttgart: Metzler
- Barrow (1993) **Barrow, John D.:**
Warum die Welt mathematisch ist. – Frankfurt a.M./New York: Campus, 1993
- Barrow (1999) **Barrow, John D.:**
Ein Himmel voller Zahlen : Auf den Spuren mathematischer Wahrheit. – Reinbek: Rowohlt, 1999
- Baudrillard (1990) **Baudrillard, Jean:**
Von der absoluten Ware. -
in: Warhol, Andy: Silkscreens from the sixties. – München: Schirmer/Mosel, 1990. – S. 118 - 123

- Baumann (2001) **Baumann, Margret:**
Die Entstehung des Kunstkompass. - in: Kunst=Kapital : der Capital Kunstkompass von 1970 bis heute. – Köln: Salon, 2001. – S. 9-16
- Bayer (1999) **Bayer, Christian:**
Hochschul-Ranking : Übersicht und Methodenkritik / Bayerisches Staatsinstitut für Hochschulforschung und Hochschulplanung. – (Beiträge zur Hochschulforschung ; Sonderheft 1999)
- Bayer (2003) **Bayer, Christian:**
Hochschul-Ranking.de. – <http://www.hochschul-ranking.de> (26.06.2003)
- BDB-Homepage **Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände [Hrsg.]:**
Homepage der Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände e.V. (BDB). – <http://www.bdb-dachverband.de> (12.07.2003)
- Behnke (2002) **Behnke, Irmgard:**
Auf den BIX gekommen: die Stadtbibliothek Salzgitter und die Leistungsmessung. - in: BuB 54 (2002) H. 4, S. 247 – 249
- Bertelsmann Stiftung (1994) **Betriebsvergleich an Öffentlichen Bibliotheken :**
Zwischenbericht aus dem Projekt der Bertelsmann Stiftung. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, 1994
- Bertelsmann Stiftung (1997) **Windau, Bettina[Hrsg.]:**
Betriebsvergleich an Öffentlichen Bibliotheken . – Band 2: Messwerte, Richtwerte, Handlungsempfehlungen. – Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, 1997

-
- Bertelsmann Stiftung (2000) **Bertelsmann Stiftung [Hrsg.]:**
Öffentliche Bibliotheken im Betriebsvergleich : Erfahrungen mit der bundesweiten Verbreitung einer Methode / erarbeitet von Petra Büning. – Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, 2000
- Bertelsmann-Stiftung-Homepage **Bertelsmann-Stiftung [Hrsg.]:**
Die Bertelsmann-Stiftung. – <http://www.bertelsmann-stiftung.de> (12.07.2003)
- Bibliotheken 93 **Bundesvereinigung Deutscher Bibliotheksverbände [Hrsg.]:**
Bibliotheken ´93 : Strukturen – Aufgaben – Positionen. – Berlin: BDB, 1994
- BIX-Homepage **Bertelsmann-Stiftung [Hrsg.]:**
BIX – Der Bibliotheksindex. – <http://www.bibliotheksindex.de> (12.07.2003)
- BIX-Magazin (2000) **Bertelsmann Stiftung, [Hrsg.]:**
BIX : der Bibliotheksindex 2000. – Gütersloh: Bertelsmann Stiftung (2000)
- BIX-Magazin (2001) **Bertelsmann Stiftung, [Hrsg.]:**
BIX : der Bibliotheksindex 2001. – Gütersloh: Bertelsmann Stiftung (2001)
- BIX-Magazin (2002) **Bertelsmann Stiftung, [Hrsg.]:**
BIX : der Bibliotheksindex 2002. – Gütersloh: Bertelsmann Stiftung (2002)

- BIX-Protokolle **Bertelsmann Stiftung [Urheber]:**
Protokolle der BIX-Steuerungsgruppe vom
31.10.2002 (mit Anhang), 19.03.2002, 16.10.2001,
03.05.2001, 07.12.2000, 06.04.2000, 08.12.1999. -
[http://www.bix-
bibliotheksindex.de/index.php?LANG=de&nID=15](http://www.bix-bibliotheksindex.de/index.php?LANG=de&nID=15)
(22.04.2003)
- Bollenbeck (1994) **Bollenbeck, Georg:**
Bildung und Kultur : Glanz und Elend eines deutschen Bildungsmusters. – Frankfurt a. M.: Insel, 1994
- Bourdieu (1983) **Bourdieu, Pierre:**
The field of cultural production or the economic world reversed. – in: Poetics 12 (1983), S. 311-356
- Bourdieu (1987) **Bourdieu, Pierre:**
Flaubert: Einführung in die Sozioanalyse. – in: Sprache im technischen Zeitalter 25 (1987) H. 102, S. 173-189 und H. 103, S. 240 - 255
- Bourdieu (1992) **Bourdieu, Pierre:**
Homo Academicus. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992
- Bourdieu (1993a) **Bourdieu, Pierre:**
Aber wer hat denn die „Schöpfer“ geschaffen? in: Bourdieu, Pierre: Soziologische Fragen. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1993. – S. 197-211
- Bourdieu (1993b) **Bourdieu, Pierre:**
Die historische Genese einer reinen Ästhetik. – in: Praxis und Ästhetik : neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus / hrsg. von Gunter Gebauer u. Christoph Wulf. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1993. – S. 14-32

- Bourdieu (1995) **Bourdieu, Pierre, Haacke, Hans:**
Freier Austausch. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1995
- Bourdieu (1999) **Bourdieu, Pierre:**
Die Regeln der Kunst : Genese und Struktur des literarischen Feldes. – Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1999
- Bourdieu (2001) **Bourdieu, Pierre:**
Meditationen : zur Kritik der scholastischen Vernunft. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2001
- Braunfels (1973) **Braunfels, Sigrid:**
Vom Mikrokosmos zum Meter. – in: Der „vermessene“ Mensch : Anthropometrie in Kunst und Wissenschaft. – München: Moos, 1973. - S. 43 – 73
- Brinck (2000) **Brinck, Christine:**
Zeigt her eure Ränge : warum das Hochschulranking in den USA funktioniert und bei uns nicht. – in: Die Zeit (2000), H. 40. – http://www.zeit.de/40/Hochschule/200040_c-ranking.html (19.06.2003)
- Brüning (2000) **Brüning, Jochen:**
Studieren als Kulturtechnik : Akademische Festrede zur Eröffnung des Akademischen Jahres am 19. Oktober 2000. - http://www.hu-berlin.de/presse/zeitung/archiv/00_01/num_2/9.html
- Capital (2002) **Capital:**
Kunstkompass 2002. – in: Capital (2002), H. 23, S. 112-118
- Capital-Extra **Capital:**
Capital Extra „Die besten Universitäten“. – Beilage zu Capital (2003), Februar 2003

- Capital-Homepage **Capital:**
Capital. – www.capital.de
- CHE (2002) **Centrum für Hochschulentwicklung [Hrsg.]:**
Das Forschungsranking deutscher Universitäten : Analysen und Daten im Detail / überarb. u. korrig. Version vom 27.11.2002. – [Gütersloh]: 2002 (Arbeitspapiere ; 40). – <http://www.che.de/Intranet/upload/AP40.pdf> (26.06.2003)
- CHE (2003) **Centrum für Hochschulentwicklung [Hrsg.]:**
Das Hochschulranking : Vorgehensweise und Indikatoren. – [Gütersloh]: 2003. - (Arbeitspapiere ; 46). - http://www.che.de/Intranet/upload/Methoden_Das_Hochschulranking_2003.pdf (26.06.2003)
- CHE-Homepage **Centrum für Hochschulentwicklung [Hrsg.]:**
CHE – Centrum für Hochschulentwicklung
<http://www.che.de/>
- Daniel (2001) **Daniel, Hans-Dieter:**
Was bewirken Hochschulrankings?. - in: Müller-Böling (2001), S. 121-124
- Daston/Galison (1992) **Daston, Lorraine; Galison, Peter:**
The Image of Objectivity. – in: Representations 40 (1992), S. 81-127
- DBS (1999) **Deutsche Bibliotheksstatistik :**
Deutsche Bibliotheksstatistik Teil A: Öffentliche Bibliotheken. – 1998. – Berlin: DBI, 1999
- DBV-Homepage **Deutscher Bibliotheksverband [Hrsg.]:**
DBV - Deutscher Bibliotheksverband e.V. – Berlin: DBV. - <http://www.bibliothekverband.de> (17.04.2003)

- DBV- **Deutscher Bühnenverband [Hrsg.]:**
Theaterstatistik Theaterstatistik. – Spielzeit 2000/2001. -
(2002) <http://www.buehnenverein.de/presse/pdfs/thstat/spielstaetten.pdf> (29.06.2003)
- Desrosières (1998) **Desrosières, Alain:**
The politics of large numbers : a history of statistical reasoning. – Cambridge / London: Harvard University Press, 1998
- DFG (2003) **Deutsche Forschungsgemeinschaft [Hrsg.]:**
Förder-Ranking 2003 : Institutionen – Regionen – Netzwerke; DFG-Bewilligungen und weitere Basisdaten öffentlich geförderter Forschung. – Bonn: Deutsche Forschungsgemeinschaft, 2003
- Duncan (1984) **Duncan, Otis:**
Notes on social measurement : Historical and Critical. – New York: Russell Sage Foundation, 1984
- Eckardt **Eckardt, G.:**
Zeittafel zur Geschichte der Psychologie. - <http://www2.uni-jena.de/svw/geschpsy/hnebenfach.htm> (12.07.2003)
- Elsner (2000) **Elsner, Eckart:**
Macht und Zahl : Die Mächtigen, das Recht und die Statistik. – in: Jahrbuch für Statistik und Landeskunde von Baden-Württemberg 42 (1999/2000). – Stuttgart: Statistisches Landesamt Baden-Württemberg, 2000. – S. 219-267
- Engel (2001) **Engel, Uwe [Hrsg.]:**
Hochschul-Ranking : Zur Qualitätsbewertung von Studium und Lehre. – Frankfurt a.M.: Campus, 2001

- Engel/Krekeler (2001) **Engel, Uwe; Krekeler, Gaby:**
Studienqualität. Über studentische Bewertungen und Rankings von Studienfächern einer Universität. – in: Engel (2001), S. 121-176
- Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie **Mittelstrass, Jürgen [Hrsg.]:**
Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie. – Mannheim, Wien: Bibliographisches Institut. – Band 2: H-0. – 1984
- Fraser (1996) **Fraser, H.A.:**
Contemporary Art as an Investment : Part 1: the value of an artist's reputation. – <http://collection.nlc-bnc.ca/100/202/300/artbus/1996/artbus.b06/bankfortythree.html> (05.04.2003)
- Fröhlich (1994) **Fröhlich, Gerhard:**
Kapital, Habitus, Feld, Symbol : Grundbegriffe der Kulturtheorie bei Pierre Bourdieu. – in: Mörth, Ingo, Fröhlich, Gerhard [Hrsg]: Das symbolische Kapital und die Lebensstile : zur Kulturosoziologie der Moderne nach Pierre Bourdieu. – Frankfurt a.M.: Campus, 1994. – S. 31-54
- Fröhlich (1999a) **Fröhlich, Gerhard:**
Das Messen des leicht Messbaren: Output-Indikatoren, Impact-Maße: Artefakte der Szientometrie? in: Online-Mitteilungen des Vereins Österreichischer Bibliothekare Nr. 65, Dezember 1999. – <http://info.uibk.ac.at/sci-org/voeb/om65.html#gf>. – (25.01.2003)
- Fröhlich (1999b) **Fröhlich, Gerhard:**
Von der Macht des Messens. – in: heureka! 1/99. – http://www2.fcc.at/heureka/archiv/99_1/03macht.htm

- Gigerenzer **Gigerenzer, Gerd:**
(1990a) The Probabilistic Revolution in Psychology – an Overview. – in: The Probabilistic Revolution vol. 2: Ideas in the Sciences / ed. by Lorenz Krüger, Gerd Gigerenzer and Mary S. Morgan. – Cambridge [Mass]: MIT Press, 1990. – S. 7-9
- Gigerenzer **Gigerenzer, Gerd:**
(1990b) Probabilistic Thinking and the Fight against Subjectivity. – in: The Probabilistic Revolution vol. 2: Ideas in the Sciences / ed. by Lorenz Krüger, Gerd Gigerenzer and Mary S. Morgan. – Cambridge [Mass]: MIT Press, 1990. – S. 11-34
- González (2000) **González, Thomas [Hrsg.]:**
Kunst-Investment : die Kunst mit Kunst Geld zu verdienen. – Wiesbaden: Gabler: 2000
- Gould (1988) **Gould, Stephen J.:**
Der falsch vermessene Mensch. – Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1988
- Grasskamp (2002) **Grasskamp, Walter:**
Unseren täglichen Kanon gib uns heute. – DeutschlandRadio Kultur, 30.11.2002. – <http://www.dradio.de/cgi-bin/es/neukulturheute/408.html> (01.07.2003)
- Habermas (1988) **Habermas, Jürgen:**
Theorie des kommunikativen Handelns. – Frankfurt: Suhrkamp, 1988. – Band 1.
- Harmsen (2002) **Harmsen, Torsten:**
Ohne Tabu und Gezänk : Vertreter von Schülern, Lehrern und Eltern gründen eine gemeinsame Initiative zur Bildungsreform. – in: Berliner Zeitung Nr. 111, 15.05.2002

- Hasenbeck (2003) **Hasenbeck, Michael:**
„Man kann den Gürtel enger schnallen, bis keiner mehr Luft bekommt“ : ein kommunalpolitische Rede in Weimar. – in: BuB 55 (2003) H.4, S. 208 - 210
- Haskell (1996) **Haskell, Francis:**
Maler und Auftraggeber : Kunst und Gesellschaft im italienischen Barock. – Köln: Dumont, 1996
- Helmholtz (1887) **Helmholtz, Hermann von:**
Zählen und Messen erkenntnistheoretisch betrachtet / Erhard Zeller zu seinem 50jährigen Doktorjubiläum gewidmet. – Leipzig, 1887. – in: Helmholtz, Hermann von: Schriften zur Erkenntnistheorie / kommentiert v. Moritz Schlick u. Paul Hertz. – Wien, New York: Springer, 1998. – S. 99-129
- Herstatt (2003) **Herstatt, Claudia:**
Hip-Paraden der Kunst : in Fachzeitschriften grassieren die Rankings – aber wen interessieren sie eigentlich? – in: Die Zeit Nr. 4, 16.01.2003, S. 35
- Hess (1997) **Hess, Volker [Hrsg.]:**
Normierung der Gesundheit : Messende Verfahren der Medizin als kulturelle Praktik um 1900. – Husum: Matthiesen, 1997
- Hess (1999) **Hess, Volker:**
Messen und Zählen : die Herstellung des normalen Menschen als Maß der Gesundheit. – in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 22 (1999), S. 266-280

- Hill (2000) **Hill, Peter:**
Museum of Contemporary Ideas: Superfictions: Dr. Willi Bongard. –
<http://www.artschool.utas.au/moci/encyc/entries/bongar.html>
(08.04.2003)
- Hiller (1973) **Hiller, Friedrich:**
Maß und Freiheit – Anthropometrie in der griechisch-römischen Antike. – in: Der „vermessene“ Mensch : Anthropometrie in Kunst und Wissenschaft. – München: Moos, 1973. - S. 33 – 42
- Hirschauer (1999) **Hirschauer, Stefan:**
Glücksfall Publikation. – in: Heureka 1/1999. -
http://www.falter.at/heureka/archiv/99_1/06glucks.htm
(12.06.2003)
- Historisches Wörterbuch der Philosophie **Ritter, Joachim; Gründer, Karlfried [Hrsg.]:**
Historisches Wörterbuch der Philosophie. – Basel: Schwabe. – Band 5: L-Mn. - 1980
- Hofstede (1990) **Hofstede, Geert (et. al.):**
Measuring Organizational Cultures: a qualitative and quantitative study across twenty cases. – in: Administrative Science Quarterly, 35 (1990), S. 286-316
- Hofstede (1997) **Hofstede, Geert:**
Lokales Denken, globales Handeln : Kulturen, Zusammenarbeit und Management. – München: DTV, 1997
- Hornbostel (2001a) **Hornbostel, Stefan:**
Der Studienführer des CHE – ein multidimensionales Ranking. – in: Engel (2001), S. 83-121

- Hornbostel **Hornbostel, Stefan:**
 (2001b) Hochschulranking : Beliebigkeit oder konsistente Beurteilungen? Rankings, Expertengruppen und Indikatoren im Vergleich. – in: Müller-Böling (2001), S. 7-42
- HRK (2002) **Hochschulrektorenkonferenz:**
 HRK-Plenum empfiehlt ein neues Informations- und Publikationssystem. –Pressemeldung vom 06.11.2002. - <http://212.79.160.110/presse/2841.htm> (12.06.2003)
- HRK-Homepage **Hochschulrektorenkonferenz [Hrsg.]:**
 Hochschulrektorenkonferenz : Die Stimme der Hochschulen. – <http://www.hrk.de>
- Husserl **Husserl, Edmund:**
 (1936/1982) Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. – Hamburg: Meiner, 1982
- Infoset **Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest [Urh.]:**
 Medienkompetenz Infoset "Medienkompetenz und Medienpädagogik in einer sich wandelnden Welt". – Stichwort „Kulturtechniken und Medien“ / Christian Doelker [Bearb.]. - <http://www.mpfs.de/materialien/infoset/kulturtech.html> (19.07.2003)
- Jäger (1988) **Jäger, Reinhold [Hrsg.]:**
 Psychologische Diagnostik. – München: Psychologie Verlags Union, 1988
- Jarchow/Winter **Jarchow, Klaas; Winter, Hans-Gerd:**
 (1993) Pierre Bourdieus Kulturosoziologie als Herausforderung der Literaturwissenschaft. in: Praxis und Ästhetik : neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus. – Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1993. – S. 93 – 134

- Jülkenbeck (1992) **Jülkenbeck, Agnes:**
Vom Zahlenfriedhof zum Arbeitsinstrument : Vorschläge zur Umgestaltung der Deutschen Bibliotheksstatistik. in: BuB 44 (1992), S. 420-435
- KGSt (1993) **KGSt (Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung) [Hrsg.]:**
Das Neue Steuerungsmodell : Begründung – Konturen – Umsetzung. – Köln: (KGSt), 1993. – (KGSt-Bericht 5/1993)
- KGSt (1997) **KGSt (Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung) [Hrsg.]:**
Von der Kulturverwaltung zu Kulturmanagement im Neuen Steuerungsmodell : Aufgaben und Produkte für den Bereich Kultur. – Köln: KGSt, 1997. – (KGSt-Bericht 3/1997)
- Kinnebrock (1999) **Kinnebrock, Werner:**
Bedeutende Theorien des 20. Jahrhunderts : ein Vorstoß zu den Grenzen von Berechenbarkeit und Erkenntnis. – München: Oldenbourg, 1999
- Klempin (1996) **Klempin, Hannelore:**
Bibliotheksstatistik in Deutschland : Entwicklung, Zweckbestimmung und Wirkungsweise. – Berlin: Humboldt-Univ., Diss. 1996
- Klug (1999) **Klug, Petra:**
BIX – Der Bibliotheksindex. – in: BuB 51 (1999), S. 522
- Kneer/Nassehi (1993) **Kneer, Georg; Nassehi, Armin:**
Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme : eine Einführung. – München: Fink, 1993

- Köhler (1994) **Köhler, Sybilla:**
Statistiker und Statistik : zur Genese der statistischen Disziplin in Deutschland zwischen dem 18. und 20. Jahrhundert. Dresden: Technische Universität Diss., 1994
- Kraft (1998) **Kraft, Rolf-Peter:**
Messbarkeit von Forschungsqualität? : Der Zeitschriften-Impact-Faktor und die Zitieranalyse. – in: Krebsforschung heute : Bericht aus dem deutschen Krebsforschungszentrum 1998, Darmstadt, 1998. – S. 264-269. – <http://www.dkfz-heidelberg.de/zbi/infos/messbark.htm>
- Kromrey (1991) **Kromrey, Helmut:**
Empirische Sozialforschung. – 5. Aufl. – Opladen: Leske u. Budrich, 1991
- Kromrey (2001a) **Kromrey, Helmut:**
Studierendenbefragungen als Evaluation der Lehre? Anforderungen an Methodik und Design. – in: Engel (2001), S. 11-48
- Kromrey (2001b) **Kromrey, Helmut:**
Informationsgehalt und Validität von Studierendenbefragungen als Evaluation. – in: Müller-Böling (2001), S. 43-64
- Lange (1997) **Lange, Jürgen:**
Vom Elend der Wettbewerbssurrogate : Grenzen des interkommunalen Leistungsvergleichs Öffentlicher Bibliotheken. – in: BuB 49(1997), S. 151-156
- Laudel/Gräser **Laudel, Grit ; Gläser, Jochen:**
(1999) Tagungsbericht der Jahrestagung der Gesellschaft für Wissenschafts- und Technikforschung in Zusammenarbeit mit dem BIOGUM Hamburg in Hamburg, 10. bis 12. Dezember 1999. - <http://www.gwtf.de/> (12.06.2003)

- Levine (2001) **Levine, George:**
Two ways not to be a Solipsist: Art and Science, Pater and Pearson. – in: Victorian Studies Vol. 43, (2000/2001), H.1. - <http://iupress.indiana.edu/journals/victorian/vic43-1.html> (22.04.2003)
- Lexikon – **Gesellschaft Erwachsenenbildung und Behinderung e. V.**
Erwachsenen- **Deutschland [Hrsg.]:**
bildung (1998) Lexikon Wissenswertes zur Erwachsenenbildung : fragen - nachschlagen - anwenden ; 750 Definitionen zur Erwachsenenbildung unter besonderer Berücksichtigung von geistiger Behinderung / Erdmute Baumgart, Heike Bücheler [Bearb.]. - Neuwied ; Kriftel ; Berlin : Luchterhand, 1998. – <http://www.111er.de/index2.htm> (07.06.2003)
- Lison (2002) **Lison, Barbara:**
Stadtbibliothek Bremen stellt sich bundesweitem Leistungsvergleich. – in: Verwaltungsreform in Bremen. - http://www.bremen.de/verwaltungsreform/frames.html?Seite=/verwaltungsreform/Kap9/Kap9_4_2_6.html (12.07.2003)
- Luhmann (1971) **Luhmann, Niklas:**
Die Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten. – in: Luhmann, Niklas: Politische Planung : Aufsätze zur Soziologie von Politik und Verwaltung. – Opladen: Westdeutscher Verlag, 1971. – S. 143-164
- Meinefeld (2000) **Meinefeld, Werner:**
Hochschulranking : eine unsichere Basis für Entscheidungen. – in: Forschung und Lehre (2000), H.1, S. 23-25. – <http://www.forschung-und-lehre.de/archiv/01-00/meinefeld.htm> (19.06.2003)

- Merton (1968) **Merton, Robert:**
The Matthew Effect in Science. – in: Science 159 (1968), S. 56-83
- Metzler-Philosophie-Lexikon **Precht, Peter [Hrsg.]:**
Metzler-Philosophie-Lexikon : Begriffe und Definitionen. – Stuttgart: Metzler, 1996
- Moosbrugger/Hartig (2001) **Moosbrugger, Helfried; Hartig, Johannes:**
Zur Bedeutung von individuellen und institutionellen Studienbedingungen für die vergleichende Evaluation der Lehre. – in: Engel (2001), S. 49-61
- Mottram (2002) **Mottram, Judith:**
The Artstar economics of Dr. Willi Bongard. – The Arts Business Exchange 2002 Newsletter. – <http://collection.nlc-bnc.ca/100/201/300/artbusiness/pdf/2002/02-03.pdf>
- Müller (1928) **Müller, Johannes:**
Deutsche Kulturstatistik (einschließlich Verwaltungsstatistik) : ein Grundriss für Studium und Praxis. – Jena: Fischer, 1928 (Grundriss der deutschen Statistik ; 4)
- Müller-Böling (2000) **Müller-Böling, Detlef:**
Unsere Methode ist besser : Deutsche Hochschulrankings sind sinnvoll. Eine Erwiderung auf Christine Brinck. – in: Die Zeit (2000), H. 42. – http://www.zeit.de/2000/42/Hochschule/200042_c-ranking-replik.html (19.06.2003)
- Müller-Böling (2001) **Müller-Böling, Detlef [Hrsg.]:**
Hochschulranking: Aussagefähigkeit, Methoden, Probleme. – Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, 2001

- Müller-Böling/
Hornbostel (2000) **Müller-Böling, Detlef; Hornbostel, Stefan:**
Fehlinterpretationen und Vorurteile : vom Umgang mit Hochschulrankings und deren Nutzen. – in: Forschung und Lehre (2000) H.2. – <http://www.forschung-und-lehre.de/archiv/02-00/mueboeli.htm> (19.06.2003)
- Museumsstatistik
(2002) **Staatliche Museen zu Berlin Preußischer Kulturbesitz – Institut für Museumskunde [Hrsg.]:**
Statistische Gesamterhebung an den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2001. – Berlin: IfM, 2002. – <http://elib.zib.de/museum/ifm/mat55.pdf> (29.06.2003)
- Nikolow (2002) **Nikolow, Sibylla:**
Die Nation als statistisches Kollektiv : Bevölkerungsstrukturen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. – in: Jessen, Ralph; Vogel, Jakob: Wissenschaft und Nation in der Europäischen Geschichte. – Frankfurt a.M.: Campus, 2002. – S. 235-259
- Ortland (2001) **Ortland, Eberhard:**
Genie. – in: Ästhetische Grundbegriffe, Band 2 (2001)– S. 661-709.
- Ossimitz (2000) **Ossimitz, Günther:**
Messen als Grundvoraussetzung von Modellbildung und Simulation. – Universität Klagenfurt: 2000. - www.uni-klu.ac.at/~gossimit/pap/messen.pdf
- Pand (2002) **Pand, Anan:**
Der gesundheitswissenschaftliche Forschungsprozess II. –. Berlin: Freie Universität, SS 2002 (Vorlesungsskript). - <http://ipg.psychologie.fu-berlin.de/lehre/ss02/download/fp230502.pdf>

- Pascher (2002) **Pascher, Franz:**
Leistungsmessung in Öffentlichen Bibliotheken : Die Kennzahlentabellen zur BVÖ-Statistik. – Vortrag beim Bibliothekskongress des Büchereiverbandes Österreichs, 19.-21. Juni 2002. -
<http://www.bvoe.at/kongress/pascher.pdf>. (25.04.2003)
- Petzhold (1853) **Petzhold, Julius:**
Handbuch deutscher Bibliotheken. – Halle: Schmidt, 1853
- Pieske (1973) **Pieske, Christa:**
Volksanthropometrie – Messen und Magie. – in: Der „vermessene“ Mensch : Anthropometrie in Kunst und Wissenschaft. – München: Moos, 1973, S. 93 - 105
- Poll (2002) **Poll, Roswitha:**
Measuring Impact and Outcome. – Vortrag im Rahmen der IFLA-Generalkonferenz 2002, Glasgow. – <http://www.unimuenster.de/ULB/outcome/downloads/miaou.ppt>
(15.07.2002)
- Pommerehne/Frey (1993) **Pommerehne, Werner; Frey, Bruno:**
Musen und Märkte : Ansätze einer Ökonomik der Kunst. – München: Vahlen, 1993
- Porter (1995) **Porter, Theodore M.:**
Trust in Numbers : the pursuit of objectivity in science and public life. – Princeton: Princeton University Press, 1995
- Quetelet (1835) **Quetelet, Lambert Alphonse:**
A Treatise on Man, and the Development of His Faculties – 1835. – Auszüge unter
<http://www.maps.jcu.edu.au/hist/stats/quet/qbkindex.htm>

- Rauchfleisch **Rauchfleisch, Udo:**
(1994) Testpsychologie. – 3. Aufl. – Göttingen: Vandenhoeck u. Ruprecht, 1994
- Raumel (2002) **Raumel, Frank:**
Bleibt alles anders : mit dem BIX über die eigene Arbeit nachdenken. – in: BuB 54 (2002) H. 4, S. 251 – 253
- Rogge (2002) **Rogge, Stefan:**
Die Mitte nach vorne, zurück und wieder von vorn : Über die Schwierigkeit, die Orientierung nicht zu verlieren. – in: 54 (2002) H. 4, S. 29 – 251
- Rohr-Bongard **Rohr-Bongard, Linde:**
(2001a) Rohr-Bongard, Linde [Hrsg.]: Die Jahre danach. – in: Kunst=Kapital : der Capital Kunstkompass von 1970 bis heute. – Köln: Salon, 2001. – S. 21-34
- Rohr-Bongard **Rohr-Bongard, Linde [Hrsg.]:**
(2001b) Die Jahre danach. – in: Kunst=Kapital : der Capital Kunstkompass von 1970 bis heute. – Köln: Salon, 2001
- Schmid (2002) **Schmid, Katja:**
Die Spielregeln des Kapitalismus : Die Welt als T-Shirt. – in: Telepolis vom 25.01.2002
<http://www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/konf/11669/1.html>
(12.07.2003)
- Schmied (2001) **Schmied, Wieland:**
Dem Ruhm auf der Spur. - in: Kunst=Kapital : der Capital Kunstkompass von 1970 bis heute. – Köln: Salon, 2001. – S. 17-20
- Schreyögg (1999) **Schreyögg, Georg:**
Organisation : Grundlagen moderner Organisationsgestaltung. – 3. Aufl. – Wiesbaden: Gabler, 1999

- Schwingel (2000) **Schwingel, Markus:**
Pierre Bourdieu zur Einführung. – 3. verb. Aufl. – Hamburg:
Junius, 2000
- SenFin (1997) **Senatsverwaltung für Finanzen, Berlin:**
Anwendungskonzept Budgetierung vom 31.07.1997. – Ber-
lin: Senatsverwaltung für Finanzen, 1997
- SenFin (2000) **Senatsverwaltung für Finanzen, Berlin:**
Vom Abschluss der Kostenrechnung 1999 zum Produktsum-
menbudget für das Haushaltsjahr 2001. – Berlin:
Senatsverwaltung für Finanzen, 2000. -
[http://www.berlin.de/imperia/md/content/verwaltungsmodern
isierung/produkt](http://www.berlin.de/imperia/md/content/verwaltungsmodernisierung/produkt) (01.07.2003)
- SenFin (2003) **Senatsverwaltung für Finanzen, Berlin:**
Was kostet wo wie viel? : Berliner Bezirke im Kostenver-
gleich ; Haushaltsjahr 2001. – Berlin: Senatsverwaltung für
Finanzen, 2003
- Sentker [2003] **Sentker, Andreas:**
Ackern im Mittelfeld. – in: Die Zeit (2003), H. 29. -
<http://www.zeit.de/2003/29/B-Championship>
- Spex **Spex:**
Pierre Bourdieu : Es bleiben die Unterschiede. – in: Spex
Zeitschrift für Populärkultur (2001), H.2, S. 60
- Spiegel (2003) **Der Spiegel (2003):**
Uni-Ranking: Die Favoriten der Forscher. – UNISpiegel
02.05.2003.
[http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,246984,00.
html](http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,246984,00.html) (24.06.2003)

- Spiel (2001) **Spiel, Christiane:**
Der differentielle Einfluß von Biasvariablen auf studentische
Lehrveranstaltungsbewertungen. – in: Engel (2001), S. 61-82
- Spiewack/
Winnacker (2003) **Spiewack, Martin; Winnacker, Ernst-Ludwig:**
„Wer hat, dem wird gegeben“ Ernst-Ludwig Winnacker will
mehr Wettbewerb und eine stärkere Spezialisierung der
Hochschulen. – in: Die Zeit (2003), H. 28. -
<http://www.zeit.de/2003/28/B-Forschung-Winnacker>
- Statistisches
Bundesamt **Statistisches Bundesamt [Hrsg.]:**
Im Blickpunkt: Kultur in Deutschland : Zahlen und Fakten. –
Stuttgart: Metzler-Poeschel, 1994
- Statistisches
Jahrbuch **Statistisches Jahrbuch:**
Statistisches Jahrbuch deutscher Städte 6 (1897)
- Stern (2002) **Stern spezial: Campus und Karriere :**
Studienführer 2002 : mit Hochschulranking von Stern und
CHE. – Nr 1. - April 2002
- Stern (2003) **Stern spezial: Campus und Karriere :**
Der Studienführer 2003 : das Hochschulranking von Stern
und CHE; 26 Fächer im Test. – Nr. 1. – April 2003
- Stollberg (1997) **Stollberg, Gunnar:**
Haben messende Verfahren die Lebenswelt der Patienten
kolonisiert? : Überlegungen auf der Basis von Autobiogra-
phien. – in: Hess, Volker [Hrsg.]: Normierung der Gesund-
heit : Messende Verfahren der Medizin als kulturelle Praktik
um 1900. – Husum: Matthiesen, 1997. – S. 125-136
- Strukturbericht
(1987) **Verband Deutscher Städtestatistiker [Hrsg.]:**
Ein Strukturbericht zum Thema Kultur und Bildung. – Nürn-
berg, 1987 (Städte in Zahlen ; 4)

- Strukturbericht **Verband Deutscher Städtestatistiker [Hrsg.]:**
(1998) Ein Strukturbericht zum Thema Kultur und Bildung. – Oberhausen, 1998. – (Städte in Zahlen ; 8)
- Thun (1998) **Thun, Hans-Peter:**
Eine Einführung in das Bibliothekswesen der Bundesrepublik Deutschland. – Berlin: DBI, 1998
http://deposit.ddb.de/ep/netpub/89/96/96/967969689/_data_stat/www.dbi-berlin.de/dbi_pub/einzelpu/thun_ein/thu_01.htm
(12.07.2003)
- ULB Münster **Universitäts- und Landesbibliothek Münster [Hrsg.]:**
(2003) Die Bibliothek : Impact and Outcome. - <http://www.uni-muenster.de/ULB/outcome/index.html> (15.07.2003)
- Ullrich (2001) **Ullrich, Wolfgang:**
Kunst/Künste/System der Künste. – in: Ästhetische Grundbegriffe. Band 3 (2001) – S. 556-616
- Umlauf (1997) **Umlauf, Konrad:**
Bestandsaufbau an Öffentlichen Bibliotheken. – Frankfurt a.M.: Klostermann, 1997
- Umlauf (1998) **Umlauf, Konrad:**
Führen durch Zielvereinbarungen. Pragmatische Führungsinstrumente für ausgewählte Aufgaben in Öffentlichen Bibliotheken im Kontext realistischer Leistungsanforderungen. - Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin, 1998. - 42 S. - (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft und Bibliothekerausbildung ; 49 : Materialien zur Fortbildung ; 3)

- Umlauf (2000) **Umlauf, Konrad:**
Leitbild und Bestandskalkulation : von der strikt benutzerorientierten Bestandskalkulation zum profilierten Bestandsaufbau. – in: BuB 52 (2000), S. 646 - 649
- Umlauf (2001) **Umlauf, Konrad:**
Marketing und Leistungsmessung. – Berlin: Institut für Bibliothekswissenschaft der Humboldt-Universität, 2001 (Berliner Handreichungen zur Bibliothekswissenschaft ; 95). -
<http://www.ib.hu-berlin.de/~kumlau/handreichungen/h95/>
- Umlauf (2002) **Umlauf, Konrad:**
Was leistet der BIX – und was leistet er nicht? – in: BuB 54 (2002), S. 254 - 256
- Usakowska-Wolf **Usakowska-Wolf, Urszula:**
(2002) Im Westen nichts Neues. – in: Kunstdunst : Das Magazin für aktuelle Kunst. – <http://www.kunstdunst.de/archiv> (12.07.2003)
- Vermessene **Der „vermessene“ Mensch :**
Mensch Anthropometrie in Kunst und Wissenschaft. – München: Moos, 1973
- Waidacher (1999) **Waidacher, Friedrich:**
Museum lernen: Lange Geschichte einer Verweigerung, oder: Warum Museen manchmal so gründlich daneben stehen. – in: Museologie-Online 1 (1999), S. 41-65. - . <http://www.vl-museen.de/m-online/99/99-2.htm> (19.07.2003)
- Weber (1987) **Weber, Jürgen:**
Entmündigung der Künstler : Geschichte und Funktionsweise der bürgerlichen Kunsteinrichtungen. – Köln: Pahl-Rugenstein, 1987

- Welp (2003) **Welp, Cornelius:**
Uni-Ranking: Gute Wahl. – in: Wirtschaftswoche, Sonderheft „next“ 2003. -
http://www.wiwo.de/pswiwo/fn/ww2/sfn/buildww/cn/cn_artikel/id/319/id/20742/SH/0/depot/0/bt/2/index.html
- Wickert (1986) **Wickert, Konrad:**
Die gläserne Bibliothek : zur Geschichte und Problematik der deutschen Bibliotheksstatistik. – in: Der Bibliothekar zwischen Praxis und Wissenschaft : Bernhard Sinogowitz zum 65. Geburtstag / hrsg. von Dieter Schug. – Wiesbaden: Harrassowitz, 1986. – S. 76 - 88
- Wimmer (1995) **Wimmer, Ulla:**
Verwaltungsreform: Bibliotheken stellen sich der Herausforderung. - Berlin: Deutsches Bibliotheksinstitut, 1995 - (DBI-Materialien ; 142)
- Wimmer (1996) **Wimmer, Ulla:**
Produktdefinition für Öffentliche Bibliotheken. - in: Bibliotheksdienst 30 (1996) 10, S. 1681-1692
- Wimmer (1999) **Wimmer, Ulla:**
Das DBS-Indikatorenraster: Ein neuer Ansatz für den Bibliotheksvergleich am Beispiel der Öffentlichen Bibliotheken. - in: Bibliotheksdienst 33 (1999), H. 10, S. 1639 – 1654
- Wolff (1997) **Wolff, Eberhard:**
Metrische Exaktheit und qualitative Genauigkeit im Alltag. – in: Hess, Volker [Hrsg.]: Normierung der Gesundheit : Messende Verfahren der Medizin als kulturelle Praktik um 1900. – Husum: Matthiesen, 1997. – S. 137-144

- Wormer (1997) **Wormer, Holger:**
Mitgeschrieben, Mitgefangen, Mitgehangen. – in: Thema:
Betrug in der Wissenschaft. – Süddeutsche Zeitung,
14.08.1997. - [http://home.t-
online.de/home/bernhard.hiller/betwis/betwis15.htm](http://home.t-online.de/home/bernhard.hiller/betwis/betwis15.htm)
(12.06.2003)
- WZ I Update **Wissenschaftliches Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung Universität Gesamthochschule Kassel [Hrsg.]:**
WZ I Update –
Nr. 7 (Juni 1999), [http://www.uni-
kassel.de/wz1/docs/Update7.pdf](http://www.uni-kassel.de/wz1/docs/Update7.pdf)
Nr. 8 (Nov. 1999), [http://www.uni-
kassel.de/wz1/docs/Update8.pdf](http://www.uni-kassel.de/wz1/docs/Update8.pdf)
Nr. 9 (Mai 2000), [http://www.uni-
kassel.de/wz1/docs/Update9.pdf](http://www.uni-kassel.de/wz1/docs/Update9.pdf)
- Zeit online **Die Zeit:**
Zeit-Spezial: Forschungsranking. -
<http://www.zeit.de/hochschule/forschungsranking>
(17.07.2003)

